42. Jahrg. / Januar 1928 / 5. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50, Tauentzienstraße 7b
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien



„Hast du schon einen Schneemann l a u f e n sehn??“
„— Dann geh' mal hin und zeig' ihm einen ‚FÖN‘!!“

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 Reichsmark



Inhalt des Januarheftes:

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

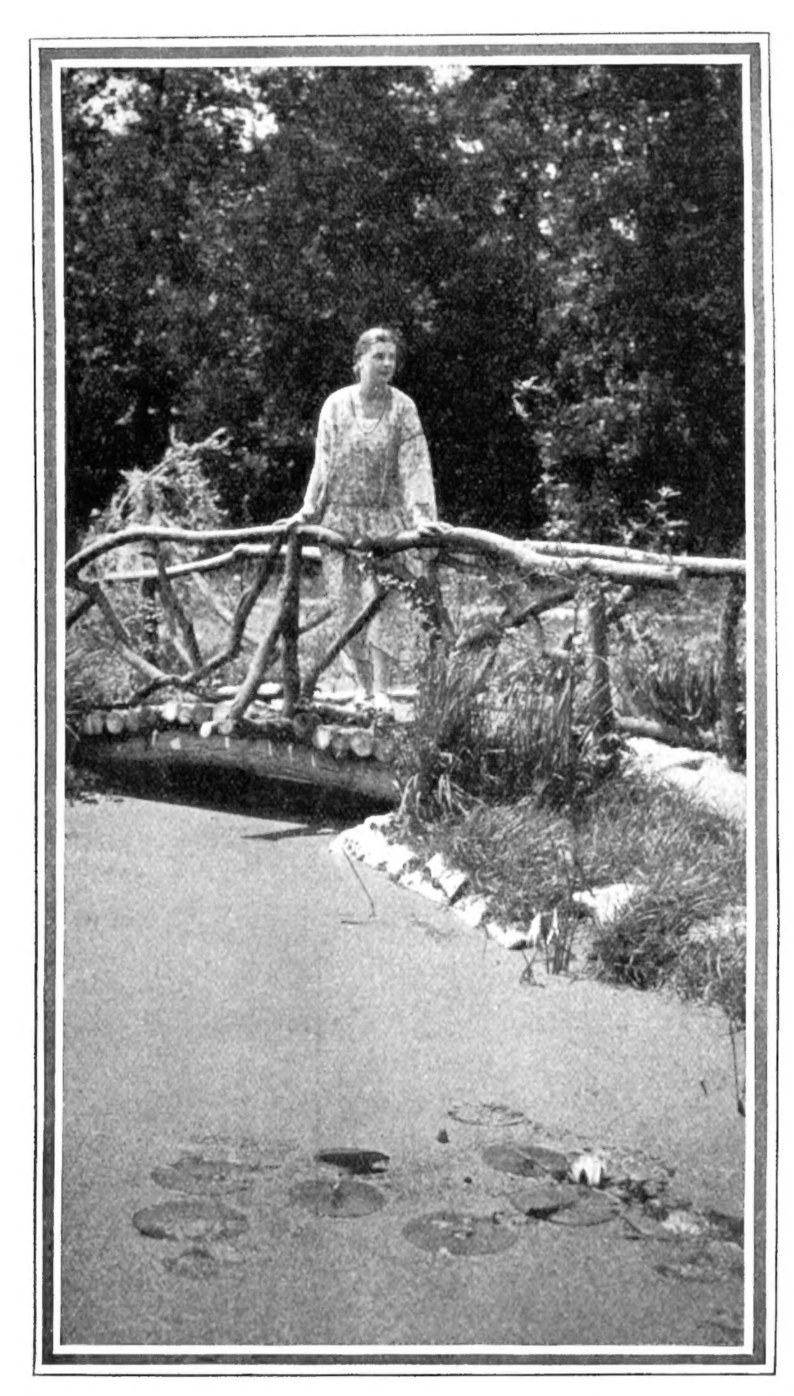
Kunstbeilagen in Tondruck:

Selbständiges Textbild:

Anzeigenteil:


Zum Frühstück
eine Tasse
Kakao!
FELIX
SCHWORMSTÄDT
MÜNCHEN


So müssen sie sitzen!
In der schmiegsamen, bequemen Bleyle=Kleidung kann sich der jugendliche Tatendrang unge=hemmt entfalten.
Beachten Sie bitte den hohen gesundheitlichen Wert der reinwollenen elastisch=porösen Bleyle=Kleidung und über=zeugen Sie sich von ihren vielen praktischen Vorzügen.
Wollen Sie Ihr Kind zudem geschmackvoll und individuell kleiden, so treffen Sie auch hier immer das Richtige mit der alt=bewährten Marke
Bleyle
Verlangen Sie illustrierten Katalog. Verkaufsstellen in allen Städten.
Nachweis durch die alleinige Herstellerin Wilh. Bleyle G.m.b.H. Stuttgart SO 1



Nicht nur in der Sonne des Sommers

werden die Farben Ihrer Kleider von den bleichenden Sonnenstrahlen sehr beansprucht,

auch das verteilte Tageslicht der rauhen Jahreszeit

stellt an die Farbechtheit eines Gewebes hohe Anforderungen. Indanthrenfarbige Stoffe eignen sich für alle Verwendungszwecke. Ob Sie nun neue Tischwäsche, Unterwäsche, Kleider-, Möbel- oder Dekorationsstoffe, Gardinen, Vorhänge usw. anschaffen müssen, nehmen Sie immer nur indanthrenfarbige Textilwaren — denn sie sind

unübertroffen waschecht,

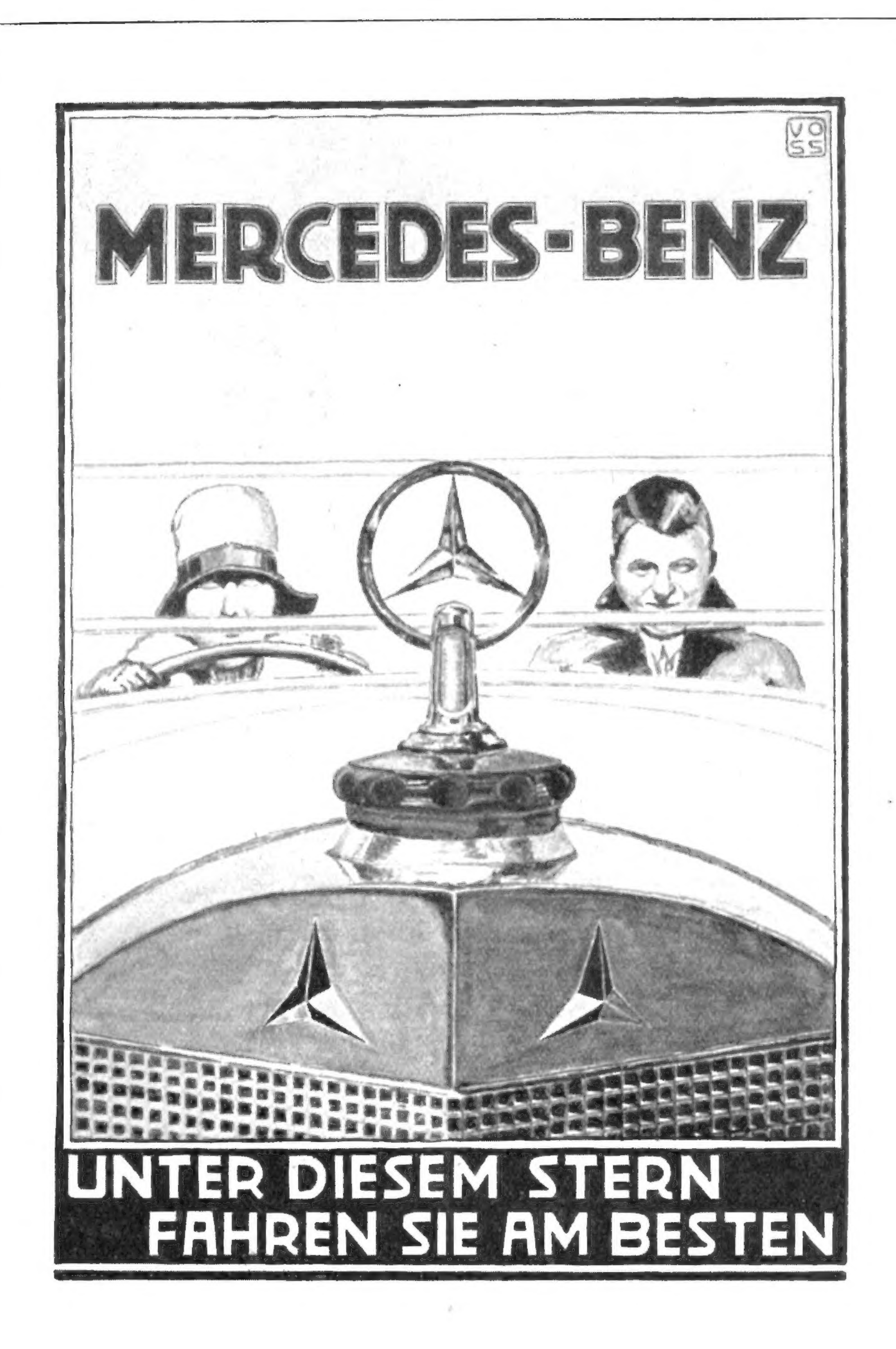
lichtecht, wetterecht!

Jedes gute Textilwarengeschäft führt indanthrenfarbige Stoffe und Garne aus Kunstseide, Baumwolle und Leinen; wo nicht erhältlich, wenden Sie sich an die Indanthren-Häuser in Berlin W 9, Steglitz, Charlottenburg, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, Leipzig, München, Stuttgart und Wien VII.

Indanthren


Gütermanns
Nähseiden


JUNKERS
Gasbadeöfen
JUNKERS
JUNKERS u CO. DESSAU


VOSS
MERCEDES-BENZ
UNTER DIESEM STERN
FAHREN SIE AM BESTEN



so wie das altbekannte Lied den Winter schildert, muss auch Ihre Gesundheit in der kalten Jahreszeit sein. Die Kälte zehrt, sie macht Ihren Körper empfänglich für Krankheiten aller Art. Ein genügender Energievorrat muß ihr erfolgreich Widerstand bieten und Sie kräftigen zum ungetrübten Genuß der sportlichen und geselligen Freuden des Winters. Es ist so einfach, diese Widerstandsfähigkeit zu erlangen, trinken Sie täglich zum Frühstück eine Tasse

Dr. Wander's **Ovomaltine.**

Ovomaltine ist eine aus wertvollsten Nahrungsmitteln konzentrierte natürliche Kraftnahrung von höchstem Wohlgeschmack und überaus leichter Verdaulichkeit. Sie verwandelt sich rasch in gesundes, Energie spendendes Blut und steigert die körperliche u. geistige Leistungsfähigkeit

Büchsen zu Mk. 2.70 und Mk. 5.— in Apotheken und Drogerien.

Gratisproben unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift durch die Fabrik:

Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen (Rheinhessen).


Raucher!
Doppelt ist der Genuß von Tabak mit Wybert-Tabletten, der Rachen ist vor Entzündung geschützt, der Atem rein!
Wybert
TABLETTEN
1 Mark in Apotheken u. Drogerien
Wybert G. m. b. H., Tumringen



Jede Minute ist kostbar, heute mehr denn je!

Der neue »Wanderer« mit seinen anerkannten Vorzügen bietet Ihnen günstige Gelegenheit, Ihre Zeit nutzbringend zu verwerten!

Er ist derjenige *deutsche Qualitätswagen,* der durch seine hervorragenden Eigenschaften ein schnelles, sicheres und bequemes Reisen, sei es zu Geschäfts- oder Privatzwecken unbedingt gewährleistet.

Die Tatsache, daß »Wanderer« in den verschiedensten Kreisen des öffentlichen Lebens mehr und mehr Eingang gefunden hat und sich wachsender Beliebtheit erfreut, ist der beste Beweis für seine glänzende Bewährung.

Darum versäumen Sie nicht, bevor Sie sich zum Kaufe eines Wagens entschließen, den »Wanderer« zu besichtigen! Überzeugen Sie sich durch eine Probefahrt, daß er den Anforderungen, die heutzutage an ein erstklassiges Kraftfahrzeug gestellt werden, in vollkommenem Maße entspricht.





Hahnenklee-Bockswiese Oberharz. 600 m. Wintersportplatz. Winterkurort.

Bad Lippspringe heilt die Lunge
Verlangen Sie kostenlos Prospekt D 2 vom **Kaiser-Karls-Bad**
i. Bad Lippspringe a. Teutoburger Walde. Bitte Adresse genau beacht.

Berlin-Südende ⋆ **Asthmakurhaus**
Dr. WEISS. — Ganzj. Betrieb. Südr. 1511.

Sanatorium Schellhorner Berg bei Preetz, Holstein.
I. Zwei Krankenvillen für erholungsbedürftige und nervöse **Herren** und **Damen.** II. Kuranstalt für nerven- u. gemütskranke **Dam n.** 60 Morgen grosse alte Parkanlagen. **Dr. Karsten Jaspersen.**

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Augen-Heilanst. Spez. Method. **Eisenach,** Prinzenweg 5. **Dr. Rehm**

Rigi-Kaltbad
bei Luzern
Vitznau-Rigi-Bahn
Sonnenreichster Winterkurort
1450 m über dem Meer
Grand Hotel und Kurhaus

HÖCHENSCHWAND
der Kurort der natürlichen Höhensonne
im südl. Schwarzwald. — 1015 m ü. d. Meere
Ideales Schwarzwald-Kurhaus
für Wintersport und Winterkuren. — Arzt im Hause. — Herrliches Sportgelände. Ski, Rodel. — Pension von 9 bis 12 Mark.
Prospekte durch die DIREKTION DES KURHAUSES.

LAUSANNE
Das Zentrum aller Sport- und Kurgelegenheiten in der französischen Schweiz.
4 Stunden von Basel entfernt.
Zahlreiche komfortable Hotels und angesehene Unterrichts- und Erziehungs-Institute.
KEINE KURTAXE.

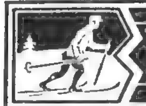
Baden (Schweiz)
bei Zürich

Radio-aktives Schwefelbad
gegen
Rheumatismus, Gicht, Ischias, Gelenkleiden

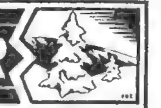
Erfolgsichere **Winterkuren**
17 Schwefelquellen von 48°.
Alle Kurmittel in den Badehotels.
Kursaal.
Prospekte durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Schweizerhof ⋆ Davos-Platz Nr. 5
Haus ersten Ranges mit allem modernen Komfort.
Privatbäder, fliessendes Wasser, Familienappartements ⋆ Chefarzt: Dr. med. Hans Staub.

PONTRESINA
Engadin 1803 m **Schweiz**
⋆
Schloss-Hotel Enderlin. Vornehm. Familienhotel. 200 Zimmer. Sommer- u. Wintersport.
Zweighaus: **Parkhotel Pontresina.**
Grd. Hotel des Temples, Girgenti (Sizilien).



WINTER-SPORT UND WINTER-KUR



ENGELBERG *Welt-Wintersport-Zentrum*

Interessantes Sportleben. Bahnverbindung von und nach den Skifeldern und Sportplätzen von 1020—1800 m ü. M.



Grand Hotel Kurhaus und Regina-Hotel Titlis

Vornehme Familienhäuser mit allem Komfort. Pensionspreis ab Frs. 16.—. Illustr. Prospekte versenden **GEBR. CATTANI**, Besitzer und Leiter.

SILS MARIA ENGADIN 1800 m WALDHAUS

Vornehmes Familienhotel allerersten Ranges in erhöhter ***Sonnenlage***

Gediegener ruhiger Sportbetrieb ohne langen Nachtbetrieb.
Unübertroffen als Skigebiet (Fextal) — Eisfeld — Rodelbahn.
Unter der persönlichen Leitung von **O. Kienberger** und **G. Giger.**



SANATORIUM AROSA (Schweiz) 1870 m ü. M.

Erstklassige Heilanstalt für Lungenkrankheiten und chirurg. Tuberkulose.
Neue behaglich eingerichtete Gesellschaftsräume. Fliess. Warm- u. Kaltwasser. Pensionspreis einschl. ärztl Behandlung von Fr. 17.— an. Prospekte frei.
Chefarzt: **San.-Rat Dr. E. Jacobi.** Hausarzt: **Dr. H. Trenkel.**

DAVOS-

Dorf 4: Sanatorium Seehof. Prosp. Preis ab M. 13.—
Platz 4: Esplanade. Das behagliche Kurhotel. Preis ab M. 11.50

FLIMS

-Waldhaus · Grand Hotel et Surselva. Wintersport: Sonne, viele gepflegte Spazierwege. * * Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

ANDERMATT

Schneesicher. Alle Wintersporte.

Bellevue-Palace 1. R.

Fliess. Wasser i. d. Z. Eisbahn, Orchester, Dancing. Sonnigste Lage. — Pension ab Frs. 18.— bis 25.—.
Prospekte. **A. Müller,** Bes.



Moderne phys.-diätet. Kuranstalt u. Erholungsheim. — Rivieraklima. Deutsches Haus.
Pension von M. 8.— an. Illustr. Prosp. frei durch den Besitzer.

Cademario

Kurhaus 500 m oberhalb Lugano. 160 Betten, Jahresbetrieb. Dr. med Keller-Hoorchelmann.

Locarno

(Südschweiz) ★ **Esplanade Hotel.** Herrlicher Aufenthalt ★ Das von den vornehmen deutschen Familien bevorzugte Haus ★ Sitz der deutschen Delegation zur Paktkonferenz ★ Mässige Preise.

Nerven-Heilanstalt Friedheim, Zihlschlacht, Schweiz

Eisenb.-Stat. **Amriswil b. Romanshorn.** Für **Nerv.-, Gemütskranke, Entwöhnungskuren. 3 Aerzte.** Gegr. 1891. **Chefarzt Dr. Krayenbühl.**

Martinsbrunn — Meran (Italien)

Klimat.-diätet. Kuranstalt mit allen modernen Heilbehelfen und Komfort. Grosser Park, Liegeterrassen, Lift, Garage. Ausgeschlossen offene Tuberkulose, Alkoholismus, Epilepsie.
Dr. von Kaan.

Empfohlene Hotels und Pensionen

Alassio die Perle der ital. Riviera. Idealer Winteraufenthalt. **Pension Regina.**
Deutsches Haus m. Zentralheizg. Gr. Terrasse m. Aussicht a. Meer u. Berge. Bäder. Vorzügl. Küche. Māss. Preise. Familie **Naeher.**

Arosa *Schweiz. 1850 m ü. M.* **Hotel Arosa Kulm.** Erstklass. Familien- u. Sport-Hotel. Höchste, sonnigste Lage inmitten schönst. Skifelder. Eig. Eisbahn. **Modernst. Komf.** Orch., Dancing. Sais.: Dez.-April. Dir. **F. Helbling.**

Basel *Bundesbahnhof.* **SAVOY HOTEL UNIVERS.** Behaglich-modernes Haus I. Ranges mit richtigen Gartenzimmern u. fliessendem Wasser. Privatappart. Bäder. Dir. **H. Weissenberger.**

Berchtesgaden · Haus Geiger.
Ueber 60 Jahre im Besitz und unter Führung der Familie. Fliessend Wasser, Zentralheizung, Autogaragen. Bes. **F. Geiger.**

Berchtesgaden **Pension Moritz. 1000 m.** Südlage. - Wintersport. **Obersalzberg.** Schiekurse. Jahresbetrieb. Rodelbahn. Vornehmes Familienhaus. Norddeutsche Küche.

Alpenhotel Bödele ★ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg.
Höhenluftkurort und Wintersportplatz I. Ranges.
Pension v. M. 8 — bis M. 9.50. Prospekt durch Dir. **F. Freylinger.**

Brannenburg · Berghotel Wendelsteinhaus (1710 m)
am Endpunkt d. elektrischen Zahnradbahn auf den Wendelstein. Neuzeitlich eingerichtet. Ganzjährig geöffnet.

CHUR · Hotel Steinbock. Einziges Haus I. Rgs., direkt a. Bahnhof. Absolut ruh. Hauptfront nach d. Gebirge. Auto-Garage. Neues Restaurant vis à vis Hauptbahnhof u. Chur-Arosa-Bahn. Direktion **J. Wyss.**

Fortsetzung siehe nächste Seite



Fortsetzung von voriger Seite

Empfohlene Hotels und Pensionen

Bad Harzburg · **Waldpark-Hotel Südekum (Belvedere).** Ganzjährig geöffnet. Natürl. Sol- u. Kohlensäurebäder auf allen Etagen. Pension einschl. Zimmer M. 9—12.50. **Otto Südekum.**

Mentone Die Perle der französischen Riviera. — **HOTEL DE VENISE.** Vornehmes Familienhaus allerersten Rgs. Zentral u. sonnig, im herrl. Park gelegen. 200 Südzimmer, 80 Privatbäder. **A. Somazzi,** Besitzer.

Menton · **Wyder's Grand Hotel.** Komfortabl. Familien-Hotel in voller Südlage. Grosser Park. Mässige Preise. Im Sommer: Interlaken, Hotels Savoy u. National.

Montreux ★ **Grd. Hot. EDEN.** Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **E. Eberhard,** Besitzer.

Nizza · **Hotel Astoria** Das angenehmste Heim an der französischen Riviera. **A. Uhring,** Besitzer.

Oberhof / Thür. **Wünscher's Park-Hotel.** Das Haus d. vornehmen Familien. Das ganze Jahr geöffnet. Südlage mit herrl. Fernsicht. Autohallen. Fernruf 7 und 70.

PARIS **HOTEL VIOLET. Passage Violet.** Im Geschäftszentrum. Mit modernstem Komfort eingerichtet. Erstklass. Restauration. Bestempfohlenes Haus bei mässigem Preis. — Telegramm-Adresse: Telviolet Paris.

Pontresina · **Hotel Pontresina.** Haus ersten Ranges in sonniger, freier Lage. — Alle Arten Wintersport. — Hausorchester. — Pension von 19 Frs. an.

ROM **Pension Hannover.** Ideales Heim mit allem Komfort, fliess. wa. u. ka. Wasser. Neue billige Preise.

Schierke/Harz **Hotel Fürst zu Stolberg**
Eigentümer: Georg Schwarz
Weltbekanntes Familienhaus
Das ganze Jahr geöffnet.

Schierke (Oberharz). **HOTEL WALDFRIEDEN.** Besitzer: **Conrad Schinke.** Vornehmes Haus. Fliess. Wasser. Bäder. Passantenlogis, Autogaragen. Zimmer inkl. Verpflegung von Mk. 8—12. Prospekt frei.

ST. MORITZ **Hotel Engadinerhof.** Erstklassiges Haus. — Eisbahn-Orchester. — Mässige Preise.

Wiesbaden **Hotel und Kochbrunnen Badhaus Schwarzer Bock.** Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 280 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich Thermalbad und aller Nebenausgaben von Mk. 11.— ab. Jahresbetrieb! F. 9751. Garage. **Theodor Schäfer.**

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt. Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet. Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.). Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall,** Geheimer Sanitätsrat.

Sanitätsrat Dr. Wiedeburgs **Waldsanatorium Schwarzeck** in Bad Blankenburg, Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

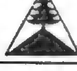
St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien** für **Leicht-Lungenkranke.** Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner** für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Bühlerhöhe 800 m ü. M. bei **Baden-Baden** Kurhaus 85 Betten, Sanatorium 60 Betten: f. Erholungsbedürftige, Nerven- und innere Kranke. — Sommer- und Wintersport.

Dresden-Weißer Hirsch, Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanatorium Tannenhof,** für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffw.-Leiden. Rekonvalesz.



Nicht besetztes Rheinland.
Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerlich Leidende. Ärztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Direktor **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / Dr. Landerer Söhne. **Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke.** Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) **Dr. Weicker's Lungenheilanstalten.** a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: **Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke**

Görlitz · **Dr. Kahlbaum** **Sanatorium und Ärztl. Pädagogium** für Nervenkrankheiten und Psychosen mit Schulunterricht, Berufsausbildung

Fortsetzung siehe nächste Seite

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P. G Unna** sen., Dr. **K. Unna**, Dr. **Paul Unna** jun u. Dr. **G. W. Unna.**

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

Hohenlychen · Sanatorium für lungenkranke Frauen.
(Kr. Templin). Leit. Arzt: **S.-R. Dr. Koch.** Mod. einger. Häuser inmitten herrl. Wäld. u. Seen. Mäss. Pr. Anfr. an die Verwaltung.

Sanatorium Hohenwaldau
Degerloch-Stuttgart, f. physik.-diätet. homöop. Heilverf.
Aerztl. Leiter: **Dr. med. Katz**

Dr. Ferd. Wahrendorff'sche **„Kuranstalt Jlten"** b. Hannover für Nerven- u. Gemütskranke. Offene, halboffene u. geschl. Häus. Landwirtschaft. Beschäftigungstherapie. Malaria- u. Rekurrenzbehandlung der Paralyse. 4 Aerzte Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat **Dr. R. Krauss.**

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim**
für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren.
Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

Sanatorium
Liebenstein i. Thür. DDr. Eichler, Seige. Klin. gel. Kuranst. spez. f. Herz-, Mag.-, Darm-, Stoffw.-, Nerv.-Kr. Jahresbetr. Diätkuren. Psychotherapie.

PARTENKIRCHEN

Bayerisches Hochgebirge

Dr. Wigger's Kurheim

Modernst eingerichtetes **Sanatorium** und **Gaststätte** in aussichtsreichster Sonnenlage Partenkirchens für Innere-, Herz-, Nerven-, Stoffwechsel-Kranke und **Erholungsbedürftige.**

Erstklassige Küche und Komfort — 250 Betten — 60 Bäder — ganzjährig geöffnet. — Telefon Nr. 63, 488, 189, 330. — 4 klinisch langjährig vorgebildete Aerzte. — Näheres durch den Besitzer Geh. Hofrat Dr. **Florenz Wigger.**

Unter derselben Leitung
die vornehme Familienpension „Der Kurhof".
Pension von Mk 10.— bis Mk. 15.—. Telefon Nr. 272.

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Leitende Aerzte: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

Neuemühle bei Cassel ★ Sanatorium für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren.
Telephon: 601 Cassel.
Sanitätsrat **Dr. Otto Brunner.** Sanitätsrat **Dr. Gustav Brunner.**

Kuranstalt Neufriedenheim München, für Nervenkranke all. Art. Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm Dr. Baumüller.**

Kuranst. Obersendling München 44. F. Nervöse u. Erhol.-Bedürft. Entzieh.-Kuren. Villenanl. i. gr. Park. Getrennte Vill. f. Psychosen (hier nur wbl. Kranke). Mod. Behandl.-Methoden (Psychotherapie, planm. Beschäft., Gymnast., Malariakuren). Geh. S. R. **Dr. K. Ranke.**

Sanatorium Schierke (früher Geh. Rat Dr. Haug).
Fernspr. 29 u. 30. Klinisch geführte Kuranstalt f. Krankheiten der inn. Organe, des Stoffwechsels u. der Nerven.

Stuttgart-Hohenwaldau **Sanatorium Dr. Reinert**
Innere- u. Nervenkrankh., Gehstörungen, chirurg. Tuberkulose.

Südstrand-Föhr
Dr Gmelin
Nordsee-Sanatorium
Sommer u. Winter
Jugendabt. mit u. ohne Unterricht

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: **Dr. med. E. Awe.**

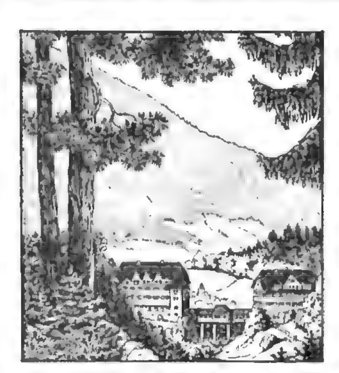
Sülzhayn Süd-harz **Dr. Steins Neues Sanatorium für Leichtlungenkranke**
Herrl. Sonnenlage mitten i. Wald. Fliess. Wasser i. all. Zimmern. Personen-Autzug. 2 Aerzte. — Leit. Arzt: **Dr. med. Stein.**

Sülzhayn - Südharz
Sanatorium Stubbe für **Leicht-Lungenkranke**
Aerztliche Leiter: San.-Rat Dr. E. Kremser.

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

WIESBADEN
Sanatorium Nerotal
Innere- und Nervenkrankheiten. Modernster Komfort.

Prospekte durch die einzelnen Anstalten.
Bei Einforderung beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.



Kuranstalt Glotterbad
Oberglottertal (südl. bad. Schwarzwald).
Der schöne Kurort im deutschen Süden
Die herrlichsten Waldluftbäder Deutschlands
Das klassische Schwarzwald Sanatorium
* Keine ansteckenden Krankheiten *
Ärzte: Dr. med. Hoffner * Geh. Hofrat Dr. med. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanatorium).
Kurprospekte durch die Direktion.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Jugendbücher.

Arenhövel, Fr. Kilian und Wenzeslaus. Mit 6 Bildern. Preis Mk. 2,—. (Ad. Sponholtz, Hannover.) — Dieses vom Jugendschriften-Ausschuß des Hannoverschen Lehrer-Vereins empfohlene Buch führt die Jugend in unterhaltender Form durch eins der seltsamsten naturwissenschaftlichen Gebiete: das Leben im Ameisenreich.

Bachems Jugendschriften. Der berühmte Kölner Verlag, auf katholischem Boden fußend, hat seine Jugendschriftenabteilung sehr mannigfaltig entwickelt, immer geschmackvoll, aber konservativ, selbst in der Ausstattung. Für die Kleinen sorgt er mit „Klein Mausel", Geschichten für artige Kinder, von Jos. Eckerskorn, dem „herzigen Bilderbuch" „Der Englein Himmelfahrt" von demselben, den Geschichten von Kindern und Kätzchen von Angelika Harten. Die Harten hat auch, als dritten Band einer begeistert aufgenommenen Reihe, ihren zahllosen jüngeren Freundinnen „Wildfangs Brautzeit" erzählt. Mit großer Liebe pflegt der Verlag die geschichtliche Erzählung in seiner Folge „Aus allen Zeiten und Völkern". Alte Autoren wie Jeremias Gotthelf, Fritz Reuter, Wilh. Hauff, aber auch neue hat er herangezogen. Die Stoffe sind höchst mannigfaltig. Wir nennen: „Walter der Erzpoet" (von der Vogelweide), „Der kleine Sänger von Stratford" (Shakespeares Zeit), „Reinhard der Spielmann" Bauernkrieg), „Zum Amazonenstrom" (Bizarro). Vergessene Schätze graben Sammelbände „Lustige Geschichten", „Rübezahl", Märchen von Musäus usw. wieder aus. Sehr hübsch sind die beiden Erzählungen von Karoline Waldau: „Bellinis Kinder" mit der Fortsetzung „Beppo und seine Freunde". (Preise von Mk. 2.— bis 4.50.)

Bockemühl, Erich. Das Kindergärtchen. (F. A. Perthes, Stuttgart.) — Geschichten aus der Kinderzeit, Kindern in kindlich zugänglicher Weise erzählt und von Eugen Oßwald mit vielen deutlichen Bildern illustriert.

Dietrich-Jugendbücher (Georg W. Dietrich, München) stehen recht hoch. Sie sind für sinnige Kinder geschmackvoller Häuser geschaffen und suchen, die Schätze unsers Schrifttums möglichst früh schon der Jugend zu erschließen: Stifters „Bergkristall" mit Bildern von Enders Preis Mk. 3.—), Auerbachs „Blitzschlosser von Wittenberg" (Preis

(Fortsetzung S. 20.)

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 18.)

Mk. 2.50), illustriert von Menzel, Dickens' „Weihnachtsabend" (Bilder von Leer; Preis Mk. 3.—). Sehr hübsch ist die von Sieck illustrierte Gedichtauswahl „Wie herrlich leuchtet uns die Natur" (Preis Mk. 5.—), eine Blumenlese des Schönsten, was wir haben. Neue Märchen von Else Doerfler („Peter Siebenklug"; Preis Mk. 4.50), von Margaret Baker („Marlene"; Preis Mk. 3.75) haben Tilde Eisgruber mit farbigen Bildern, May Baker mit Silhouetten illustriert. Ein kostbares Kinderbuch ist Kaysers „Teufelslegendchen" mit etwas süßen Bildern von Hans Koberstein (Preis Mk. 8.—).

Jugendbücher der Union Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart, Berlin, Leipzig). — Unsere eigene Jugend taucht wieder auf, wenn wir in den Jahrbüchern „Der gute Kamerad" oder „Das Kränzchen" blättern und lesen (Preis je Mk. 12.—). Auch heut noch enthalten diese Bände die Fülle alles dessen, was ein junges Herz erfreut. Geschichten und Bilder, belehrende Aufsätze, praktische Anleitungen, kurz: ein bunter Stoff aus vielen Gebieten ist anregend zusammengetragen. Etwas weniger umfangreich ist das neue Jahrbuch „Jungmädchenwelt" (Preis Mk. 7.80) mit ernsten und heiteren Erzählungen und Plaudereien über Kunst und Wissenschaft, Beruf, Sport, Haus und Garten. — Nicht minder empfehlenswert sind der Deutsche Knaben- und der Deutsche Mädchenkalender, die unter den Namen des „Guten Kameraden" und des „Kränzchens" hinausgehen (Preis je Mk. 1.40), Abreißkalender mit Ansichtskarten, Kunstblättern und nützlichem Text. — In einer sorgfältigen und billigen Ausgabe erscheint Coopers „Roter Freibeuter" (Preis Mk. 2.80). Spannend erzählt der beliebte Jugendschriftsteller Fr. Wilh. Mader Abenteuer und Kämpfe „Am Kilimandjaro". Hübsche und abwechslungsreiche Reiseerinnerungen aus dem fernen Osten und der Südsee erzählt F. Wischetzkys „Cormoran" (Preis Mk. 4.80). Zwei gute Erzählungen für junge Mädchen sind „Die Weberkinder" von Eva Gräfin v. Baudissin (spielt im Lübeck der 80er Jahre; Preis Mk. 5.50) und „Schloß Urphershoven" von Carola v. Crailsheim-Rügland (mit Bildern von Ehrenberger; Preis Mk. 4.—). Sehr hübsch ist das Märchenbilderbuch „Der Tanzknopf", drei Märchen von Toni Rothmund, Hermine Hanel und Fritz von Ostini, mit Bildern von Schütz, Winkler und Kutzer.

Liederfibel. Preis Mk. 4.30. (Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau.) — Achtzehn der volkstümlichsten Kinderlieder; immer links Text mit Noten, rechts die Noten noch einmal aufs reizendste durch Bilder in buntem Druck verlebendigt. Wie die Notenköpfe, so steigen und fallen die Figuren: ganze und halbe Noten, Tonhöhe, Tonstärke,

(Fortsetzung S. 22.)

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 20).

Verbindungsbogen, Fermaten und Pausen — alles ist zu sehen, und auf so anschauliche Weise lernt das Kind spielend singen.

Loof, Max. **Kreuzerfahrt und Buschkampf.** Preis Mk. 2.50 (Neudeutsche Verlags- und Treuhand-Ges., Berlin.) — Der Kommandant der „Königsberg" ist der Verfasser. Was er schreibt, klingt oft wie ein romantisches Abenteuerschicksal. Wenn das Buch mit samt seinen Bildern nur besser gedruckt wäre! Es erinnert auch in seinem Äußeren an Notzeiten.

Nordström, Esta Blenda. **Das Volk der Zelte.** Ein Sommer in Lappland. Aus dem Schwedischen. Mit 31 Tafelbildern. Preis Mk. 5.—. (August Scherl, Berlin.)

Scherls Abenteuerbücher. Preis Mk. 4.— und 5 —. (Aug. Scherl, Berlin.) — Zwei Amerikaner, die drüben große Erfolge gehabt haben, werden uns nahegebracht: S. Scoville mit seinen aufregenden „Pfadfindern in der Wildnis" von Kanada, und Steward Edward White, der das Wagnis unternimmt, „Mit Pfeil und Bogen auf Löwenjagd" zu gehen.

Schreibers kleine Atlanten zur Entwicklung der Erde, zur Sternkunde, zur Zoologie und vielen anderen Wissensgebieten bringen zu einem zuverlässigen Text farbige Bildertafeln, treffliches und handliches Anschauungsmaterial (J. F. Schreiber, Eßlingen). Preis zwischen 60 Pf. u. Mk. 2.

Schreibers Beschäftigungsbücher für Elternhaus und Arbeitsschule (J. F. Schreiber, Eßlingen). Preis Mk. 1.20 bis 1 60. — Hier finden Kinder, Eltern, Lehrer praktische Anleitung für allerhand selbstgemachte Weihnachtsgeschenke, für Flecht- und Holzarbeiten, für Hausgerät und Spielzeug, physikalische Apparate, Metallarbeiten, sogar freifliegende Flugzeugmodelle.

Schwanenbücher. Eine neue Buchreihe von Erzählungen Marg. Lenks für das mittlere Jugendalter. 6 Bändchen. (1. Hans von Friedberg. 2. Swanwitt. 3. Lutz und Fridolin. 4. Wolfgang und Edeltraut. 5. Das Inselkind. 6. Seekönigs Thron.) Preis 90 Pfennige. (Verlag von Johannes Herrmann, Zwickau.) — Gute, ästhetisch wie moralisch empfehlenswerte Bücher, anziehend ausgestattet und sehr billig.

von Stern, Egon. **In die Freiheit!** Eine abenteuerliche Flucht durch Mongolei und Mandschurei. Mit 6 Bildern von E. von Kager und einer Kartenskizze. Preis Mk. 8.—. (R. Eisenschmidt, Berlin NW 7.)

(Fortsetzung S. 24.)



v. 8 ℳ an. Vorsänger, Zuchtpärchen, schneew. Kanar., Käfige, Futter, Vogel-Arznei. Jllustr. Preisliste frei.
Grosszucht Heydenreich Bad Suderode-Harz Nr. 118.

Schriftstellern
bietet bekannte Verlagsbuchhdlg. Gelegenheit z. Veröffentlichung ihrer Arbeiten i. Buchf. Anfr. unt. A. 17 an Ala-Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Besser — dabei **billiger**
als Unpraktisches in der Wirtschaft zu benutzen, ist: Sie fordern unsre Liste K. kostenlos u. wählen daraus gediegene Geräte (auch Geschenke!), die sich bewähren u. Freude machen! **Dr.-Ing. Forkel, Berlin-Weissensee.**

Gothaer
Lebensversicherungsbank a. G.
Die hundertjährige Anstalt

Versicherten-Dividende 1928
34,1 % auf den Jahresbeitrag und
3,3 % auf das Deckungskapital

Billige Briefmarken
zur Auswahl. **Hugo Siegert, Altona/Elbe,** Alsenplatz 6.



Zu haben in Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften



So einfach..

ist die Bereitung wohlschmeckender Fleischbrühe, wenn sie statt durch mehrständiges Kochen aus teurem Suppenfleisch und -Gemüse, aus

Liebig flüssig

bereitet wird. Das Erzeugnis wird nur mit Wasser verdünnt, denn es ist konzentrierte, natürliche Fleischbrühe und schon fertig gewürzt.



Eine Gratisprobe und eine Serie Liebig-Bilder sendet gegen diese Anzeige die Liebig Gesellschaft m. b. H. Köln V. 1

Ich habe in vier Wochen 30 Pfd. zugenommen



Es gibt Personen, die ohne krank zu sein, so wenig Neigung zum Fettansatz haben, daß ihre Magerkeit sehr unschön in die Augen fällt. Namentlich bei Damen wirkt die stete Erinnerung an das Knochengerüst, das wir in uns tragen, recht peinlich. Bekanntlich beruht die weiche, gleichmäßige Rundung der Formen, die ein Zeichen weiblicher Schönheit ist, auf normalem Unterhautfettgewebe. Auch ist das Fett für viele Organe, z. B. die Nieren, den Augapfel, den Drüsenkörper der Brust, ein unbedingt notwendiges Polster. Zur Beseitigung der Magerkeit und zur Schaffung der gewünschten Fülle sind die **„Eta-Tragol-Bonbons"** ein vorzügliches Mittel. Durch den Genuß der „Eta-Tragol-Bonbons" läßt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund erhöhen. Zugleich schaffen sie aber auch — indem sie die roten Blutkörperchen bis zu 50 % vermehren — Nervenkraft und Blut. — Schachtel Mk. 2.50 gegen Nachnahme. Nur zu beziehen von der
„ETA", Chem.-techn. Fabrik, Berlin-Pankow 84, Borkumer Str. 2

Werkstätten A. Stösslein
DRESDEN-A. 21/h ✦ Gegr. 1905
Zweigbetriebe: Bielefeld am Sennefriedhof u. Grünsfeld in Baden.



Ehrenmal in Diepholz.

ARBEITS-GEBIETE:
Grabmale, Ehrenmale, Mausoleen, Gartenplastiken, Brunnen, Kamine, sowie sämtliche Steinmetz- und Bildhauerarbeiten für Bauten.

★

Lieferung einschl. Aufstellung nach allen Plätzen des In- und Auslandes.

★

Vorbildermaterial bereitwilligst.



Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 22).

Thiele, Margarete. **Christnachtwunder — Das verlorene Kettchen — Die Fahrt nach der verbotenen Insel.** Preis Mk. 4.— und 5.—. (H. F. Abshagen, Dresden.) — Drei neue Märchenbücher mit lustigen, bunten Bildern von E. Kutzer und F. Schenkel.

Wigwam-Bücher. Preis Mk. 2.— und 2.40. (Wilhelm Goldmann, Leipzig.) — Eine Reihe, die die Sehnsucht, namentlich der Jugend, nach Abenteuern auf anständige Weise befriedigt. Fünf Bände hat Rudolf de Haas geschrieben, selbst ein Mann mit Abenteurerblut: „Der Löwe von Mosambique" (Erlebnisse eines Deutschen in Ostafrika), „Der Elefantenjäger van de Merwe" (Erlebnisse eines ostafrikanischen Elefantenwilderers), „Um das Gold der Südsee" (ein australisches Abenteuerleben), „Der Nugget (aus australischem Goldgräberleben), „Das Opfer der Wagogo" (Schicksal eines Lettow-Kriegers).

Kalender.

Kunst und Leben. Preis Mk. 3.—. (Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf.) — Zum 20. Male erscheint dieser Kalender, einst Wegbahner des Guten in neuer Form. 54 namhafte Künstler haben die Bilder geschaffen, 50 Dichter der Zeit sind vertreten.

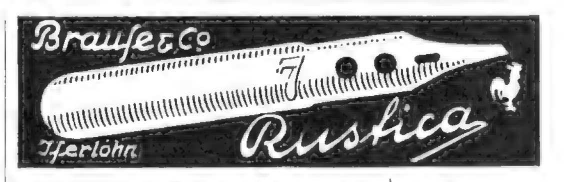
Gesundheitskalender 1928. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. med. Otto Neustätter. Preis Mk. 2.—. (Gesundheitswacht Verlags-G. m. b. H., München.) — Wertvolles Hilfsmittel für die gesundheitliche Aufklärung und Belehrung.

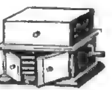
Jean Paul-Kalender. Herausgegeben von der Deutschen Jean Paul-Gesellschaft. Preis Mk. 1.—. (Georg Niehrenheim, Bayreuth.)

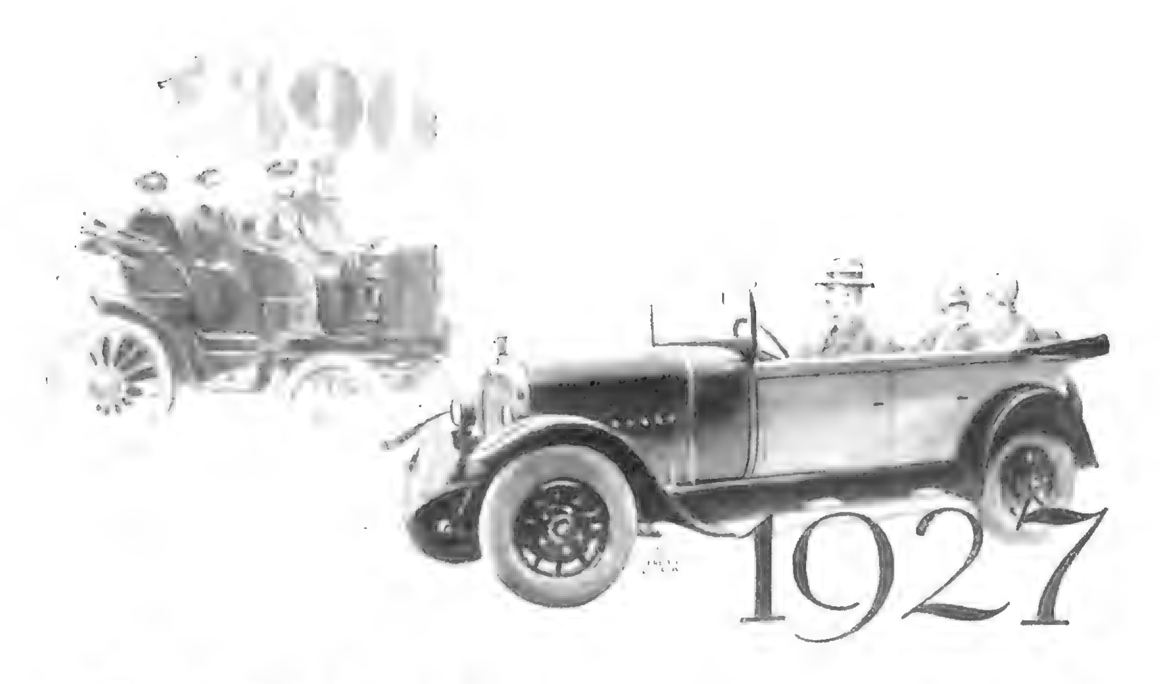
Sächsischer Bauernkalender. Herausgegeben von der Sächsischen Landwirtschaftskammer, bearbeitet von Dr. Horst Höfer; mit Bildern von Woldemar Müller, Karl Wagner, A. Wessner-Collenbey. Preis Mk. 2.20.

Kunst — Dichtung — Geschichte.

Heman, F. und O. von **Harling. Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems.** Preis 12 M. (Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart.) — Eine einzigartige Darstellung der jüdischen Geschichte seit der Zerstörung Jerusalems. Christlicher Standpunkt, aufrichtiges Streben nach Gerechtigkeit.







TRADITION . . . . .

Seit Jahrzehnten bevorzugt die Automobilwelt den stets elegant ausgestatteten, zuverlässigen Stoewer . . . Wie die Gründer der Stoewer-Werke, die Gebrüder Stoewer, vor mehr als 30 Jahren mit dem damals geschaffenen Typ eine neue Epoche der Automobiltechnik einleiteten, so wurde zu jeder Zeit in rastloser Arbeit, im Geiste traditioneller Schaffenskraft, immer stärkere Entwicklung, immer größere Vollkommenheit und immer neue Höchstleistung für den Stoewerwagen erstrebt. — Der Neue 6/30 PS, gebaut für den modernen Geschmack der neuen Generation, ist für seinen Typ das Sinnbild ruhiger Eleganz und technischer Vollkommenheit, — ist also der Wagen für Sie, lassen Sie sich ihn von unserem nächsten Vertreter zeigen:

STOEWER

Der neue Wagen für die höchsten Ansprüche

STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT
VORMALS GEBRÜDER STOEWER, STETTIN





Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.
Mit einer Sonderbeilage vom Hugo Schmidt Verlag in München.



Balletteuse · Gemälde von Johann Schult
München, Kunstausstellung im Glaspalast 1937



Der Zinsgroschen

Roman von Wilhelm Hegeler

Vor der Eingangstür des „Fürstenhofs" stand der ehemalige Kammerherr von Emingen und warf einen bedauernden Blick auf die Straße. Für das, was sich seinen Augen darbot, hätte er gern ein netteres, anmutigeres Wort gefunden, aber es ließ sich schwer beschönigen: was sich da ausbreitete, war Schmutz, schwarzer, klebriger Straßenschmutz.

Der Portier kam und fragte, ob der Herr Baron ein Auto wünsche. „Danke, mein Bester!" Aber der Herr Baron würden gewiß schmutzige Füße bekommen. Herr von Emingen drehte das graue Schnurrbärtchen, das in seinem frischen, rosigen Gesicht wie eine kleine Koketterie wirkte, wie mit Absicht auf die Farbe der Gamaschen, der Krawatte und des rauhaarigen Filzhutes abgestimmt, zwinkerte den besorgten Biedermann ein wenig an, mit einem Blick, der sagte: ‚Schmutzige Füße, ich? Es wäre das erstemal in meinem Leben . . .' und wagte sich auf die Straße hinaus.

Mit anmutiger Sicherheit setzte der Kammerherr seine Fußspitze jedesmal auf einen einigermaßen sauberen Fleck, schwebte über die kotigen Steinplatten wie über gebohnertes Parkett: ein wahrhaft eleganter Herr, ein festliches Wunder, ein fröhlicher Revenant der dahingeschwundenen schönen Zeit vor 1914.

Das Haus, welches er dann betrat, war ein dem modernen Geschmack wenig zusagender, unförmiger Kasten aus schweren Quadersteinen, mit roten Sandsteinleisten um die übermäßig hohen Fenster. Ihm jedoch gefiel es wegen seines herrschaftlichen Äußeren. Leichtfüßig die Treppe hinaneilend, vernahm der Kammerherr aus der ersten Etage, an deren Glastür ein Pappschild befestigt war: „Bitte, stark klopfen!" eine dumpf grollende Männerstimme und vermutete, daß hier ein Schauspieler wohnte. Die Dame, der sein Besuch galt, wohnte eine Treppe höher, in der Mansarde.

Da sein erstes Klingeln keinen Erfolg hatte, entschloß er sich nach einer Weile zu einem energischeren Druck auf den Knopf.

„Ja doch! Ja doch! Nicht so stürmisch, lieber Milchmann!" rief von drinnen eine helle Frauenstimme. Gleich darauf wurde die Tür geöffnet.

„Ist Frau von Immhof zu Hause?" fragte der Kammerherr und hielt der im Dunkel kaum erkennbaren Erscheinung seine Karte entgegen.

„Hier steht sie. Was wünschen Sie denn?" erwiderte das vom Kopf bis zu den Füßen in eine Küchenschürze eingewickelte kleine Wesen und ließ enttäuscht seinen Milchtopf sinken.

„Christa! Erkennst du mich nicht?"

„Egon! — Ach, wie schön. Komm herein. — Entschuldige nur." Frau von Immhof mußte erst ihre tropfnasse Hand abwischen, ehe sie die ihres Vetters ergreifen konnte. Dann stürzte sie davon, um einen Vorhang, der den hinteren Teil des als Küche dienenden Ganges von dem eigentlichen Vorraum trennte, zu schließen.

„Was für eine Überraschung! Wie schön!" tönte ihre nun dunkel volle Stimme. „Entschuldige nur die gräßliche Unordnung, die gerade — das heißt, eigentlich ist es nie anders. Aber lege doch ab!" Kaum hatte Christa ihren Gast in das Wohnzimmer geführt, als sie mit mausartiger Geschwindigkeit hinter einem Wandschirm verschwand.

„Entschuldige!“ wiederholte sie. „Nimm, bitte, Platz!“ Gerade bis zur Nasenhöhe sichtbar, lächelte sie unter der gewölbten Stirn helläugig herüber und verschwand. „Mein Schlaf- und Ankleidezimmer. Ein bißchen primitiv, aber ganz bequem,“ klang es zwischen Stoffrascheln und plätscherndem Wasser. „Ich möchte dir so gern was anbieten, aber Graupen und Kohl kann ich dir doch nicht gut vorsetzen. Doch ich habe einen herrlichen Schnaps. — Wie geht's denn? Erzähle doch! Es ist ja eine Ewigkeit her, daß wir uns gesehn haben.“

Der Kammerherr stellte fest, das letztemal sei es während des Krieges gewesen. Da er sich erinnerte, daß Christas Mann gefallen war, drückte er noch nachträglich sein Beileid aus. „Du bist hoffentlich gut über diese schrecklichen Jahre hinweggekommen?“

„Einigermaßen,“ erwiderte sie und fuhr leicht über ihre Stirn, als verspürte sie noch immer ein dumpfes Nachgrollen des Schicksalgewitters.

„Laß dich mal anschauen.“

„Nein, nein. An mir alter Frau ist nichts mehr zu sehn.“ Sie rannte hinaus zu ihren Kochtöpfen, um nach einigen Augenblicken mit einer bauchigen Flasche zurückzukehren, dem Geschenk einer Freundin aus Bayern, Klosterlikör, einer namentlich bei den Immhofkindern äußerst geschätzten Medizin.

Der Gast roch zuerst etwas kritisch, kippte aber dann den Inhalt des Gläschens schwungvoll um und ließ sich ein neues vollschenken. In so gehobener Stimmung fiel ihm ein, daß er vor kurzem Christas Eltern gesehen hatte und Grüße bestellen sollte.

„Und das sagst du jetzt erst? Wie geht's ihnen denn?“

„Vortrefflich. Ganz die Alten, vielmehr die Jungen. Deine Mutter beklagte sich nur, daß du nicht zu ihnen zögest. Sie sagte: ‚Christa muß natürlich ihre eigenen abenteuerlichen Wege gehn.‘ Aber dein Vater meinte: ‚Wenn das Kind nicht will, dann laß es doch.‘“

„Abenteuerliche Wege — wie das klingt! Ich möchte mich nur nicht in der Verwandtschaft einpökeln lassen. Zu Hause bleibe ich immer das Kind, und einmal muß man doch Mensch werden. Findest du nicht auch?“

„Freilich! Freilich!“

Der Kammerherr lächelte galant. Mensch werden — das war wieder einer von Christas originellen Einfällen.

„Aber nun erzähle mal! Was führt dich eigentlich her?“ Herr von Emingen ölte seine Kehle mit dem zweiten Gläschen Schnaps, zwirbelte seinen Schnurrbart und richtete auf seine Kusine einen geheimnisvoll belustigten Blick, als wenn er im Besitze einer ganz außergewöhnlich angenehmen Nachricht für sie wäre. Aber so rasch rückte er mit seinem Präsent nicht heraus. Erst galt es einiges vorauszuschicken.

Daß seine Ehe mit Fräulein Fischer, Rauchwaren en gros aus Leipzig, wenn auch ursprünglich eine Vernunftheirat, fabelhaft glücklich gewesen war, wußte Christa ja. Nur leider zu kurz, viel zu kurz! Später hätte er gern wieder geheiratet, aber das Projekt war an dem Widerspruch seiner Schwiegermutter, die für ihr Enkelkind keine Stiefmutter wünschte, gescheitert. Er hatte sich gefügt, wenn auch der doppelte Dienst bei den beiden Gestrengen, der Fürstin und der vielvermögenden Schwiegermama, nicht immer ganz leicht gewesen war. Dann aber war das Vermögen — Der Kammerherr seufzte und Christa ergänzte: „Futsch!“

„Fabelhaft, wie du das erraten hast.“

„Es ging uns ja allen so.“

„Aber hier handelte es sich um ein Millionenvermögen,“ versetzte der Kammerherr erregt. „Um mindestens zwei Millionen und sieben- bis achtmalhunderttausend Mark.“

„Das ist wohl sehr viel? Entschuldige, aber von Zahlen verstehe ich gar nichts.“

Der Kammerherr lachte etwas gezwungen. „Du bist doch immer noch die ideale Christa!“

„Sag' lieber die idiotische Christa. Doch erzähle weiter. Hoffentlich ging darüber eure Freundschaft nicht in die Brüche.“

„Daß nichts, aber auch gar nichts mehr vorhanden war, stellte sich erst nach ihrem Tode heraus.“

„Deine Schwiegermutter ist gestorben?“

„Vor drei Wochen. Ich glaubte, ihre Finanzverhältnisse wären in bester Ordnung, da sie auch nach dem Krieg in ihrem alten, großartigen Stil weiterlebte.“

„Also für sie hat's jedenfalls gereicht,“ bemerkte Christa zufrieden.

„Für sie hat's gerade gereicht, und ich habe mir den Mund wischen können. Was sagst du dazu?“

Christa lachte, entschuldigte sich aber sofort, indem sie erklärend hinzufügte, in einer Beziehung wäre es doch auch wieder sehr komisch, daß er all die Jahre hindurch umsonst den maître de plaisir gespielt hätte. Jedenfalls hätte er sich den Ruhm eines sehr galanten Schwiegersohnes erworben.

Aber der Kammerherr wollte von Komik nicht das mindeste wissen. Hinter seinen gesträubten Schnurrbarthaaren sprühte es ganz sichtbar vor Entrüstung, und er schlug sogar, mit den Fingerspitzen, auf den Tisch.

Sein Lieblingswort: „Fabelhaft“ erschien ihm für diesen Fall viel zu schwach und farblos. Er brauchte sehr bestimmte Ausdrücke, sprach von unerhörtem Egoismus, unglaublicher Frivolität und nannte das Benehmen seiner Schwiegermutter geradezu eine Schweinerei. Plötzlich aber fragte er in etwas kläglichem Ton: „Ja, und was fange ich nun mit Tinette an? Wo soll sie hin?“

„Wieso? Ist sie nicht bei dir?“ — „Auf Wunsch der Schwiegermutter wurde sie in deren Haus erzogen. Augenblicklich ist sie noch dort, kann aber natürlich auf die Dauer da nicht bleiben.“

„Aber dann bist du ja großartig entschädigt. Du mußt sie natürlich zu dir nehmen.“

Der Kammerherr sank zurück, in einem kleinen Schwächeanfall über soviel Naivität. „Daß ich sie zu mir nehme, geht aus tausend Gründen nicht. Mein Gesundheitszustand, meine beschränkte Wohnung — ich habe auch mit meiner Hausdame gesprochen, die derselben Meinung ist. Und dann, liebe Christa, ich fühle mich, offen gestanden, nicht mehr jung genug, um mich an das Zusammenleben mit einem immerhin ziemlich fremden Menschen zu gewöhnen.“

„Fremder Mensch?“

„Na ja, dadurch, daß Tinette bei ihrer Großmutter aufgewachsen ist, sind wir uns natürlich nicht gerade nähergekommen. — Christa! —“ Herr von Emingen hatte sich erhoben und die Hand seiner Kusine ergriffen — „Ich habe eine große Bitte an dich. Nimm du mein Kind bei dir auf.“

Gestalten aus Hegelers Roman:

„Der Zinsgroschen“

*

Frau Christa, die noch immer jugendliche Witwe des Majors von Immhof.
Klaus, Oberprimaner, Annemarie, Handelsschülerin, Erich, Untertertianer, Susi, das Nesthäkchen — ihre Kinder.
Oskar Wiedemann, der Dichter.
Seine eifersüchtige Gattin.
Hellmut, Kaspar — beider Söhne.
Freiherr von Emingen, Kammerherr a. D.
Tinette, seine Tochter.
Der Kunstschüler Alfred Meisel.
Seine Mama, Frau von Immhofs frühere Perle Emilie.
Emiliens Gatte, der ehemal. Regimentsschneider.

„O Gott!“ stieß Christa aus, und der kleine Laut klang wie der Seufzer einer Maus, hinter der plötzlich eine Falle zugeschlagen ist. Aber sie gab sich noch nicht gefangen, sprang ebenfalls auf und wies auf den Wandschirm. „Unmöglich! Sieh doch nur unsere Räume an! Hier hause ich. Und das —“ dabei öffnete sie eine Tür — „ist unser Eßzimmer. Hinter dem Vorhang schlafen die beiden Jungen. Und hier unser drittes und letztes Zimmer. Da sind die beiden Mädels untergebracht.“

Der Kammerherr blieb in diesem dritten Zimmer vor einer Kommode stehen, auf der, etwas ramponiert, aber sehr vergnügt, wie die Miniaturausgabe der Familie selbst, einige Puppen mit ihren Köpfen aneinanderlehnten.

„Dieser Platz ist doch geradezu geschaffen für ein drittes Bett.“

„Das ist Susis Spielecke. Wirklich, es geht nicht. Beim besten Willen nicht!“ — „Christa — meine teuerste —“

Wieder hatte Vetter Egon seiner Kusine Hand gehascht, stockte und ließ die kleine Verlegenheitspause zu einem Schweigen der Ergriffenheit anwachsen, indem er gleichzeitig die sich sträubende Hand gegen seine Brust hob. Seine kummervolle Miene drückte den schmerzlichen Verlust eines Ehrenmannes aus, war wie eine nachträgliche Rechtfertigung, aufgehalten und verspätet durch der Zeiten Ungunst, sein Blick aber, der die ratlos abgleitenden Augen Christas verfolgte, war von einer Zärtlichkeit, einem Feuer . . . ‚O Gott‘, dachte sie, und spürte erschrocken ein kleines Aufbrodeln

in ihrer Herzgegend, ‚er wird doch nicht! So geschmacklos wird er doch nicht sein!'

Aber Geschmacklosigkeit war das letzte, was man dem Kammerherrn zutrauen durfte. Nachdem er seine Gefühlsanwandlung schweigend niedergekämpft hatte, begann er ganz vernünftig von seiner Tochter zu sprechen, die in Anbetracht ihrer jetzigen Lage natürlich gänzlich verkehrt erzogen war. Von ihrer Großmutter grenzenlos verwöhnt, mußte sie nun einen praktischen Beruf lernen. Ein schrecklicher Absturz, wenn ihn nicht eine liebreiche Hand milderte. Und dazu war niemand besser imstande als Christa mit ihrer Begeisterung für alles Wahre und Schöne, ihrem Humor, und — natürlich verlangte er diesen Liebesdienst nicht umsonst. Er war bereit, jeden Preis, den —

„Ach, sprich doch nicht von solchen scheußlichen Sachen," unterbrach ihn Christa.

Der Kammerherr gehorchte aufs Wort, holte ein Bild seiner Tochter aus der Brusttasche. Niedlich, nicht wahr? Dabei das bescheidenste Wesen der Welt. Christa möge doch nur die traurige Lage des armen Kindes bedenken. Ohne Mutter aufgewachsen —

‚Und mit einem so selbstsüchtigen Vater', dachte Christa mitleidig. Aber sie wehrte sich noch immer gegen ihre Schwäche. Nein, nein, sie konnte nicht ihre Einwilligung geben. Zum mindesten mußte sie sich erst mit ihren Kindern besprechen.

Aber das war ja eine vortreffliche Idee! Der Kammerherr stimmte sofort zu, die Angelegenheit vor dieses Forum zu bringen. Nachdem er die ganze Familie zum Abendessen in sein Hotel eingeladen hatte, nahm er in bester Laune Abschied, indem er beim Gehen seinem rauhaarigen Filzhut links von der Längsfalte einen kleinen Puff versetzte, wodurch ein fabelhaft vergnügt und jugendlich wirkendes Grübchen entstand. Dann kehrte er tänzelnd und federnd in sein Hotel zurück, ein Meister in der Kunst, die Widerwärtigkeiten des Straßen- wie des Lebenspflasters spielend zu überwinden.

*

Kurze Zeit nachdem er sich verabschiedet hatte, erschien Christas älteste Tochter, Annemarie. Infolge ihres Temperaments war sie der Wettermacher in der kleinen Familie. Ihre sprühende Laune konnte Kohl und Graupen, die betrübenden Begleiterscheinungen des Monatsendes, in eine Festmahlzeit verwandeln, wenn aber ihr Barometer auf Regen und Wind zeigte, ging man ihr lieber aus dem Wege.

Seit Beginn des Jahres besuchte sie die Handelsschule und kam von dem langen Vormittagsunterricht gewöhnlich etwas abgespannt nach Hause. Es zeugte nicht gerade von Christas diplomatischem Talent, daß sie ohne Umschweife ihrer Tochter das Bild Tinettens zeigte und zugleich erzählte, welche Bitte der Kammerherr daran geknüpft hatte.

„So ein frisiertes Affengesicht!" sagte Annemarie nach einem flüchtigen Blick. „Und die soll herkommen? Das schlage dir nur aus dem Kopf, Mutter. Solange ich hier bin, nicht."

„Na, nun sei doch nicht gleich so. Was für Gründe hast du überhaupt dagegen?"

„Hunderttausend!" Mit großer Zungengeläufigkeit begann sie die hunderttausend aufzuzählen, kam nach den ersten drei in immer heftigere Erregung, um, den Tränen nahe, zu schließen: „Und schließlich bekommst du das ekelhafte Balg noch lieber als mich, und ich gräme mich dann zu Tode. Ach, Mutter" — nun heulte sie in der Tat — „das ist wirklich gemein von dir, einen so zu kränken." Worauf sie mit ihrer Schultasche aus dem Zimmer stürzte.

Eine Weile später saß die ganze Familie um den riesenhaften Eßtisch versammelt. Dieser säulengetragene Tisch, die hochlehnigen Renaissancestühle, das reich geschnitzte, bis zur Decke ragende Büfett stammten noch aus der goldenen Zeit, als es üppig wogende Dékolletées, ordengeschmückte Waffenröcke, Poularden, Sekt und strenge Moral im Überfluß gegeben hatte. Das kleine Häuflein, dem jetzt Graupen und Kohl in die hungrigen Mäuler dampfte, wirkte ein bißchen kümmerlich inmitten dieser Denkmäler einer entschwundenen Zeit; es erinnerte an die Schar der ersten Christen, die aus verfallenen Tempeln und Arenen der Antike ihre armseligen Hütten bauten. Übrigens betrachtete Frau von Immhof ihre Schätze in der Tat als eine Art Steinbruch, indem sie von dem Inhalt des Büfetts an Silber und Porzellan bald dies, bald jenes Stück in Aufbaustoffe für ihre kalorienbedürftigen Kinder verwandelte.

Diesmal ging Christa klüger zu Werk, indem sie zuerst von der Einladung berichtete. Die Wirkung war durchaus erfreulich. Die kleine Susi schob sofort ihren Teller zurück und sagte: „Glänzend! Wenn ich das gewußt hätte, dann hätte ich mir nicht zum zweitenmal genommen. Annemarie, freust du dich nicht?"

„Keine Spur. Wartet nur erst ab!"

Mit dem Folgenden wandte Frau von Immhof sich vor allem an ihren Ältesten, Klaus. Der Siebzehnjährige ähnelte mit seinem klugen, für seine Jugend schon fast zu

durchgearbeiteten und vergeistigten Kopf auf dem schmächtigen Körper am meisten seiner Mutter und stand, nicht ihrer Liebe, wohl aber ihrem Vertrauen am nächsten, da sie nach dem plötzlichen Tode ihres Mannes in ihm einen verstehenden Kameraden gefunden hatte. So war er in dieser des Oberhauptes beraubten Familie ganz von selbst zu einer Art Reichsverweser aufgerückt, ein Amt, das er den jüngeren Geschwistern gegenüber mit Milde und Gerechtigkeit verwaltete.

Der mütterlichen Auseinandersetzung war achtungsvolles, doch etwas in die Länge gezogenes Schweigen gefolgt. „Nun sage doch mal deine Meinung," munterte Christa ihren Ältesten auf.

„Wenn du's für richtig hältst, soll sie nur kommen. Sonst — ich persönlich meine: ihr seid doch schon drei Weiblichkeiten hier. Mir genügt das."

„Frech, aber sehr richtig," frohlockte Annemarie. „Was sollen wir mit dem fremden Frauenzimmer?"

„Drück' dich mal etwas anständiger aus! Gerade dir wäre es sehr heilsam, wenn du eine gut erzogene Freundin bekämest."

„Damit die mir ewig als Muster vorgehalten wird. Ich danke."

„Was will er denn überhaupt bezahlen?" fragte Klaus.

„Den Pensionspreis überläßt er ganz mir."

„Der Schlauberger kennt Mutti," sagte Annemarie.

Diese Bemerkung rief stürmische Heiterkeit hervor, selbst bei den Kleinen.

„Und wo sollen meine Puppen bleiben, wenn da das Bett hinkommt?" piepste von ihrem erhöhten Sitz Susi.

„Halt den Mund! Du bist nicht gefragt," wies ihr großer Bruder sie zurecht.

Der Tertianer Erich erklärte sein Desinteressement. Er wollte Weltreisender werden und fühlte sich in Tibet heimischer als zu Hause. Immerhin zeigte er für die Umwelt noch soviel Teilnahme, daß er den Rest des Kohles vertilgte.

Nach dem Essen erklärte Annemarie ihrem Bruder, der Plan müsse unter allen Umständen hintertrieben werden. „Den Vetter — übrigens von wegen Vetter, höchstens sechsmal um die Ecke herum — den kenne ich nämlich. Er hat Mutti mal den Hof gemacht, dann aber eine andere genommen, wegen zweier Königreiche: norwegen dene Mark, verstehste? Aber Mutti schwärmt wahrscheinlich noch immer für ihn."

„Wenn sie es wünscht, können wir doch nichts machen," versetzte Klaus.

„Du meinst, das brächte ich nicht fertig? Glatt. Ich bin heute abend derartig mufflig, daß dem Bruder schon die Lust vergehen soll."

Als aber am Abend die Familie über die weichen Teppiche des Hotelrestaurants ihren Einzug hielt, voran das kleine Paar und hinterher Frau von Immhof, von ihren Großen flankiert, da waren alle vom Familienkorpsgeist durchglüht und nur darauf bedacht, einen untadeligen Eindruck zu machen. Noch im letzten Augenblick zupfte Annemarie ihrer kleinen Schwester die Haarschleife zurecht.

Und schon kam ihnen der Kammerherr, der einen größeren Tisch bewacht hatte, entgegen. Er küßte seiner Kusine die Hand, trat dann aber einen erstaunten Schritt zurück. Das war Fräulein Annemarie? Aber das war ja eine vollendete Dame. Fabelhaft! Und das Klaus? In welcher Klasse, bitte? Oberprimaner? Mit siebzehn Jahren. Unglaublich! In seiner Jugend hatte man sich mehr Zeit genommen. Ingenieur wollte er werden? Bravo! Das war wenigstens ein praktischer, ein lukrativer Beruf, nicht wie der kümmerlich entlohnte Fürstendienst, dem er in falschem Idealismus seine Kräfte geopfert hatte. Und der schlanke junge Herr war der Obertertianer Erich? Unter! Unter! Natürlich, Untertertianer! Fabelhaft! Aber Susi, das niedliche Nesthäkchen war ihrer Mutter ja einfach aus dem Gesicht geschnitten.

Auf den Plätzen der Damen lagen Nelkensträuße, selbst Susi hatte einen bekommen. Der Kellner trug Täßchen auf voll siedend heißer Bouillon. Susi schielte nach ihrer Mutter und rührte mit etwas steifen Fingern den Teelöffel um. Erich verbrannte sich elend die Zunge, lächelte jedoch standhaft, während ihm das Wasser in die Augen schoß. Der Kammerherr goß Bowle ein, in große Gläser für die Erwachsenen, in Spitzkelche für die beiden Kleinen, und plauderte dabei in ununterbrochnem Strom, und das blumige Gerank seiner Zunge war nicht weniger süß und wohlduftend als die Flüssigkeit, womit er sie von Zeit zu Zeit anfeuchtete.

Susi flüsterte ihrem Bruder zu, ob die Bouillon nicht ausgezeichnet schmecke?

„Ganz schön. Aber nicht zu vergleichen mit der guten, dicken Suppe aus der Mittelstandsküche."

Diese Bemerkung fand ihren Weg in die oberen Regionen, und es gab ein bißchen Gelächter. Doch der Kammerherr nahm sofort des Errötenden Partei, wollte eine andere lustige Geschichte beginnen, aber das

Wort „Mittelstandsküche“ war gefallen, und eine kurze Entgleisung in die Zeit der größten Not ließ sich nicht mehr hintanhalten.

War das nicht eine günstige Gelegenheit, angriffsweise vorzugehen? Klaus warf seiner Schwester einen ermunternden Blick zu. In diesem Augenblick aber präsentierte der Kellner eine Schüssel mit Koteletts und Stangenspargeln in zerlassener Butter, die jede Feindseligkeit zerschmelzte.

In der stummen Andacht, mit der man sich dem Genuß hingab, vergaß einzig der ehemalige Fürstendiener nicht, daß es Höheres zu verehren galt. Bei seiner Adoration bald nach rechts und bald nach links konnte man wohl etwas an seiner Strenggläubigkeit zweifeln, indem er jetzt dem Gestirn seiner Jugend huldigte und gleich darauf mit frischem Enthusiasmus vor dem aufgehenden Stern der Tochter kniete, aber er tat dies mit solcher Sicherheit und soviel Takt, daß Kunst zur vollendeten Natur wurde, und selbst die geringere Götterschar kam nicht zu kurz dabei.

Anfangs hatte Frau von Immhof ihn nicht bewegen können, Annemarie und Klaus zu duzen. Er hatte einfach nicht den Mut dazu. Dann aber stieß er mit allen an und sagte, wenn die jungen Herrschaften bereit wären, ihn als Onkel anzuerkennen, so möchte er das allgemeine Du vorschlagen.

Man stieß noch öfter miteinander an, die Großen tranken ihre großen und die Kleinen ihre kleinen Gläser leer. Bei Lachen und Plaudern wurde der Nachtisch aufgetragen, und der Name Tinettens war überhaupt noch nicht genannt. Erst ganz zum Schluß erwähnte ihn Onkel Egon, indem er sagte: seit Monaten, ach, seit dem unseligen Krieg hätte er sich noch nicht so leicht, so heiter und angeregt gefühlt wie heute, und er wäre glücklich bei dem Gedanken, durch seine Tochter noch manchen so schönen Abend in diesem lieben Kreise zu verbringen.

Da war das Stichwort gefallen. Aber die darauf anworten sollte, hatte ihre Rolle vergessen. Als Frau von Immhof vorschlug, an Tinette einen Willkommengruß zu schicken, sprang Annemarie sogar auf, um vom Nachbartisch einen Teller mit Ansichtskarten zu holen. Mit lauter Stimme las sie die Zeilen ihrer Mutter vor und bekam einen Lachkrampf, weil diese Tinette mit einem H geschrieben hatte. Dann aber schwang sie sich selbst zu einem Vers auf. „Meinetwegen komm her geschwind,“ schrieb sie, „sei aber nur kein Musterkind.“

„Musterkind?“ lächelte der Kammerherr. „Nein, das nicht! Ich glaube, dafür kann ich garantieren.“

Der Rückzug der Familie vollzog sich nicht ganz in derselben Reihenfolge wie der Anmarsch, indem Frau von Immhof es für angebracht hielt, ihre beiden Kleinen an die Hand zu nehmen.

Auf der Straße sagte Annemarie: „Gar kein unebner Mann, der Onkel Egon. Ich verstehe, Mutti, daß du mal in ihn verschossen warst.“

„Kind, was redest du da für Unsinn!“

„Na, na, na.“

*

Den ersten Stock des Hauses bewohnte nicht, wie der Kammerherr vermutet hatte, ein Schauspieler, sondern das Exemplar einer Gattung, die nach der allgemeinen Annahme heute zu den ausgestorbenen gehört.

Von seiner Existenz erfuhr Christa zum ersten Male durch Klaus, der ihr eines Tages von einem großen Hallo, das es in seiner Klasse gegeben hatte, erzählte. Als die Schüler ihren Namen und den Beruf ihres Vaters angeben mußten, hatte ein lang aufgeschossener, flachbrüstiger Junge namens Hellmut Wiedemann seinen Vater als Dichter bezeichnet.

„Dichter?“ fragte der Lehrer und schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. „Dichter ist kein Beruf. Dichter wird man erst nach dem Tode.“

Christa war weit entfernt, in das Gelächter der Klasse über diesen Witz mit einzustimmen. Sie bewunderte im Gegenteil den Mut des Mannes. Und da es Leute gab, die sich „Geistliche“ nannten, warum sollte sich nicht jemand Dichter nennen, wenn er darin seinen Beruf sah?

Sie erkundigte sich in der Buchhandlung nach den Dichtungen ihres Mitbewohners. Aber der greise Buchhändler konnte ihr nur die Auskunft geben, daß die Werke des Herrn Wiedemann nicht gingen. Und es dauerte länger als eine Woche, bis er ihr einige schmale, etwas vergilbte Gedichtbände schickte.

Was Christa fand, war das schwer enträtselbare Gesicht eines grüblerischen Einsamen. Die Sprache war ihr so ungewohnt, daß sie wie durch eine Felswirrnis zu irren meinte, erschreckt immer durch seltsame Bildungen und aufgehalten durch unerschließbare Gedanken. Was sie aber trotzdem weiterlockte, war das vulkanische Feuer unter dieser starren Schicht, Lebenssehnsucht und enttäuschter Haß eines Titanen.

Eines Morgens begegnete sie auf dem Markt einem kleinen Herrn in abgetragenem Pelzmantel. Unter dem wie vom Wind auf den Kopf gewehten Velvethut blickten zwei

schwarze Glutaugen aus einem blassen Gesicht, dessen edle Züge von einer Knollennase etwas verpfuscht waren. ‚Ein Porträt von Giorgione mit einer Nase von Brouwer,‘ dachte Christa.

Sie sah ihn nun öfter frühmorgens das Haus verlassen. Gewöhnlich stopfte er sich im Laufen die letzten Bissen eines Butterbrotes in den Mund. Sie wunderte sich, was er so eilig in der Stadt zu tun hatte. Einmal begegnete sie ihm auch auf seinem Rückweg. Wie gerne hätte sie ihn angesprochen! Aber gerade dieser Wunsch bewog sie, ihm in scheuer Ehrfurcht auszuweichen. Längere Zeit erfuhr sie von dem Dichter und seiner Familie nur durch den Hauswirt, der an jeder Unordnung im Hause den „schrecklichen Wiedemanns“ die Schuld gab.

Eines Morgens wurde heftig bei Frau von Immhof geläutet. In der Hoffnung auf ein Lebensmittelpaket von ihrer Mutter stürzte sie an die Tür und war etwas enttäuscht, das picklige Dienstmädchen von unten, das mit Leib und Gliedern aus seinem zu engen Kattunkleid herausquoll, zu sehn.

„Tag, gnädje Frau. Die gnädje Frau läßt fragen, ob Sie nicht ein bißchen Salz für uns hätten. Wir werden uns auch revanchieren.“

Erfreut, einen, wenn auch recht bescheidenen Sendboten aus dem Hause des Dichters zu sehen, holte Christa den Salzbehälter und fragte das Mädchen, ob sie ihr vielleicht einen Teller mitgeben sollte. „Ich nehm's gleich so,“ antwortete dieses und rannte nach einem tüchtigen Griff ihrer roten Bauernhand mit flüchtigem Dank die Treppe hinunter.

Seitdem erweckte stürmisches Klingeln in Christa nicht mehr die Hoffnung auf den Postboten. Immer häufiger sah sie das runde, zutraulich lächelnde Gesicht an ihrer Tür, das mit seinen Pickeln aussah wie ein klitschiger Kuchen voller Rosinen. Anfangs waren es nur Kleinigkeiten, mit denen Minna im Auftrage der „gnädjen Frau“ sich aushelfen ließ, später aber entlieh sie auch dies oder jenes Küchengerät. Und als eines Tages Tassen und Teller, Servietten und silberne Löffel an die Reihe kamen, mußte Christa, trotz ihrem mangelnden Ordnungssinn, sich entschließen, ein Verzeichnis der auf der Wanderschaft befindlichen Gegenstände anzufertigen. Denn mit der Rückgabe verhielt man sich unten großzügig.

Eines Tages, als Christa wieder einmal einen nicht unbeträchtlichen Teil ihres Teeservices hatte hinunterschwimmen sehen, machte sie die persönliche Bekanntschaft der Frau Wiedemann. Von weitem hatte sie die Dame schon öfter gesehen, die ihr mit ihrem früher einmal gewiß recht hübschen, jetzt aber im grauen Alltag etwas verstaubten Gesicht und ihrer starkknochigen Figur den Eindruck einer seltsamen Mischung von Gouvernante und Theaterdame machte. Bei ihren weiteren Gängen trug Frau Wiedemann stets einen breitkrempigen Federhut; lief sie aber einmal barhäuptig über die Straße, so zeigte sie einen mächtigen Aufbau von farblosem, zerwehendem Blondhaar.

„Darf ich mich ohne weitere Zeremonien selbst vorstellen, Frau Major? Ich bin die Gattin von Oskar Wiedemann. Ich wollte mich schon immer für Ihre liebenswürdigen Gefälligkeiten bedanken. Entschuldigen Sie nur, daß ich Ihnen die diversen Kleinigkeiten nicht schon längst wieder hinaufgeschickt habe. Aber in der letzten Zeit jagte ein Besuch den andern. Sie haben wohl gelesen, in der nächsten Woche ist meines Mannes Premiere am hiesigen Theater. Da wird er natürlich andauernd von Schauspielern belagert, und die Schauspielerinnen benutzen selbstverständlich auch die Gelegenheit, obwohl zum Glück nur eine Hauptrolle in dem Stück ist, die Hellwig. Die Frau soll ja in festen Händen sein, aber wissen kann man natürlich bei dieser Art Damen nichts, die bekommen ja nie genug. Und gleich erwarten wir einen Journalisten, der meinen Mann interviewen will. Dabei habe ich ein krankes Kind zu Hause, 39,8. Das heißt, wenn das Thermometer stimmt. Den Dingern ist ja nie zu trauen. Ich will nur schnell nach dem Arzt rennen. Aber was ich sagen wollte, vielleicht macht es Ihnen Freude, die Premiere anzusehen. Dann schicke ich Ihnen ein Billett. Es wird ja ein großer Tag werden. Wir erwarten verschiedene Direktoren von auswärts. Also wenn Sie Lust haben — ich möchte mich doch gern bei Ihnen revanchieren.“

Kaum gelang es Christa, sich bei der atemlos sprechenden Frau zu bedanken, die davonwehte wie ein undichtes Plumeau voller Eiderdaunen.

Für einen „großen Tag“ war das Theater ziemlich schwach besucht. Wie Christa später in der Zeitung las, hatte das Stück einen sehr freundlichen Erfolg. Sie selbst nahm den Eindruck mit nach Hause, daß die Menge nicht viel davon verstanden hatte. Es fiel zu sehr aus dem Rahmen des Alltäglichen. Gewohnheitsmäßig gab es am Schluß einigen Beifall. Als aber neben den bekannten Gestalten der Schauspieler ein etwas gespenstisch wirkender Herr sich zeigte, wußten nur wenige, wer es war.

Christa schickte am nächsten Tage einen Strauß Blumen in den ersten Stock mit einigen Dankeszeilen, doch ohne ihren Namen beizufügen. Aber Herr Wiedemann schien in ihr die Spenderin zu ahnen, denn beim nächsten Zusammentreffen sprach er sie an und lud sie zum Tee ein. Sie war so aufgeregt, als hätte sie sich nach unendlichen Mühen den Eingang in ein Zauberschloß erkämpft. Pünktlich läutete sie an der Tür und wurde von dem vergnügten Dienstmädchen in das Arbeitszimmer des Herrn Wiedemann geführt, der rauchumwölkt, in einem nicht sehr empfangsmäßigen Anzug, an seinem Schreibtisch saß. Ratlos und etwas finster starrte er Christa an und gab dem Mädchen einen Verweis, daß es den Besuch nicht in den Salon geführt hatte, worauf dieses, über seine Zerstreutheit etwas belustigt, erwiderte: „Aber Herr Wiedemann, im Salon haben wir doch die Wäsche aufgehängt.“ Darauf eilte er mit etwas wirren Reden hinaus.

Das Zimmer sah aus, als hätte es infolge eines literarischen Wolkenbruchs eine Überschwemmung von Büchern gegeben. Die Gebrauchsmöbel waren zusammengewürfelt und schienen auf billigen Auktionen gekauft. Gleichzeitig aber blickten aus der papierenen Sintflut einige meisterliche Holzfiguren und moderne Bilder hervor.

Nach einer Weile kehrte Herr Wiedemann zurück und entschuldigte sich nochmals wegen der Verzögerung. Als Christa ihm einige Worte über sein Stück sagte, begann er selbst davon zu sprechen, nicht als wäre er dessen Verfasser, sondern unbarmherziger Kritiker.

Christa freute sich, daß sie seine Gedankengänge richtig erfaßt, die Schwächen des Stückes herausgefühlt hatte.

Sie waren in der besten Unterhaltung, als sich die Tür öffnete und in einer Wolke von großkariertem Stoff, Federboa und Haar Frau Wiedemann erschien. Ihr folgte das Dienstmädchen mit dem Teeservice. Die drei Frauen begannen nun gemeinsam, den Tisch von seinen Bücherhaufen zu befreien. Anfangs verlangte der Dichter, daß er ganz geleert und mit einem Tischtuch bedeckt werden sollte. Doch er ließ sich von Christa begütigen und fügte sich mit der Bemerkung, daß man bei Routs den Tee ja auch im Stehen nähme.

Christa unterbrach diese Auseinandersetzung, indem sie bemerkte, sie hätte Herrn Wiedemann schon oft frühmorgens das Haus verlassen sehn. Er wäre wohl ein großer Spaziergänger.

„Spaziergänger?“ Er lachte bitter. Sein Spazierengehn war ein Rennen hinterm täglichen Brot her. Er sammelte aus dem Landtag, dem Gericht, dem Rathaus, von der Straße das tägliche Ragout, mit dem die Zeitungsleser ihren Neuigkeitshunger stillten. Ein elendes Geschäft! Aber der Wahnsinn des modernen Lebens wollte es ja so, daß ein wertvoller Mensch seinen wahren Beruf nur in seinen Feierabendstunden ausüben durfte. Spazierengehn, Wandern — seit Wochen, seit Monaten hatte er dies Glück nicht mehr genossen. Wann hatte er es überhaupt je gekostet? Wandern!

Wie ein Gärungskeim schien dies harmlose Wort in seinem Hirn lagernde Sehnsüchte, Vorstellungen, Erinnerungen zum Aufruhr zu bringen. In den Worten seiner dunkelwarmen Stimme rauschte es auf einmal von der Musik vieler zusammengedrängter Sommertage, die so unvermittelt und zauberhaft das Ohr der Zuhörerin berührte, als wäre aus dem Dunkel des späten Winternachmittages unversehens die Sommersonne hereingebrochen, um die grauen Zimmerschatten mit goldenen Purpurströmen zu übergießen.

Wandern — das konnte sich ein freier Mann leisten. Aber wenn man fünf hungrige Mäuler zu sättigen hatte —

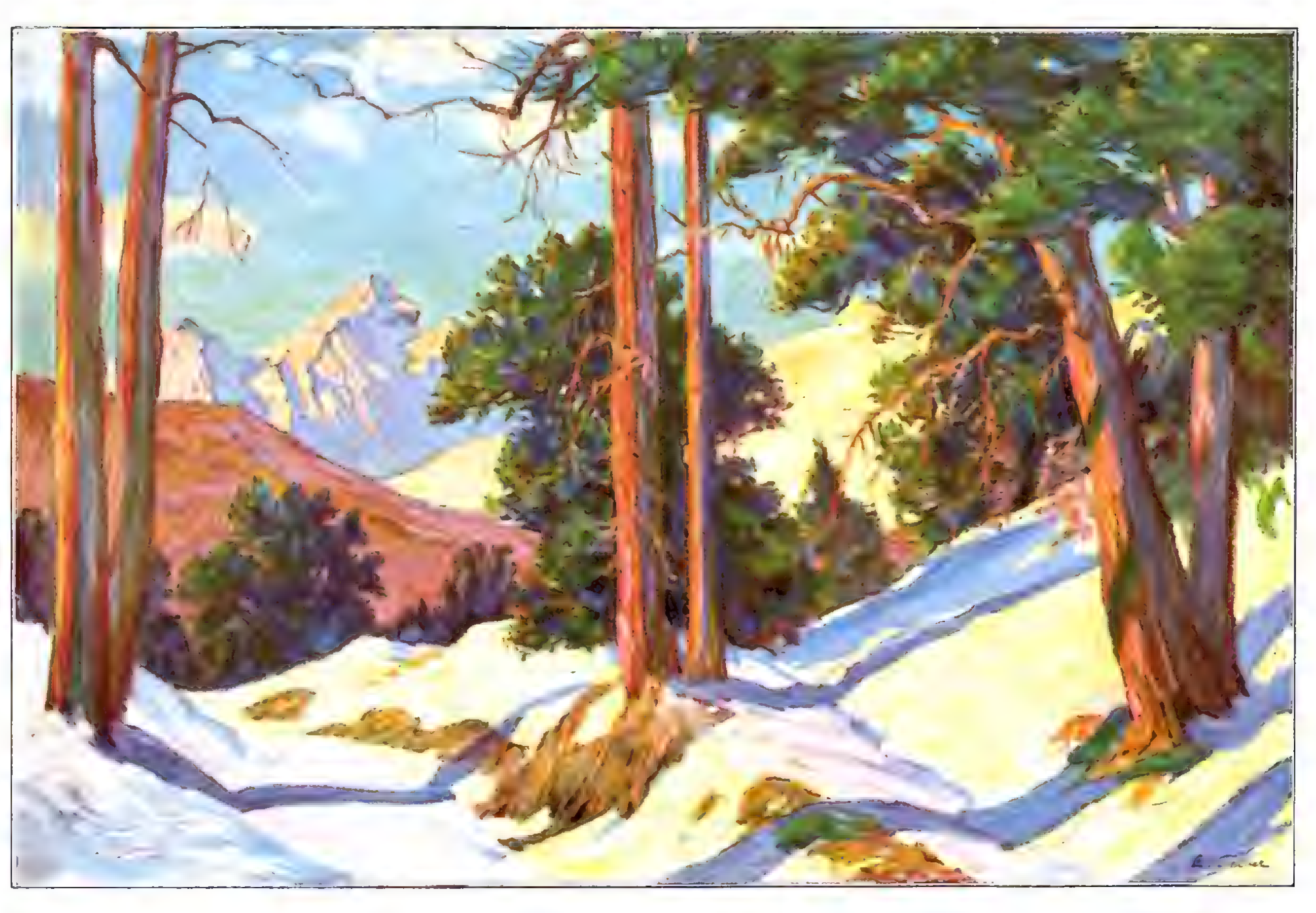
„Übrigens, wo stecken denn die Jungen, Mama?“ unterbrach er sich mit plötzlich aufgehellter Miene. „Laß sie doch hereinkommen. Es wird Frau von Immhof sicher freuen, sie kennenzulernen.“

Voran trat der lang aufgeschossene, flachbrüstige Hellmut ein. Seines Vaters Gesicht strahlte vor Stolz, während er mit erhobenem Arm zu seiner Schulter hinauflangte. „Das ist unser Ältester. Ein Prachtjunge, nicht wahr? Seiner Mutter Schirmherr! Die beiden halten immer gegen mich zusammen. Aber das muß man ihm lassen. Er geht uns schon treulich zur Hand. — Der da, der Kaspar, ist einstweilen noch unser Sorgenkind,“ wandte er sich an den zweiten. „Er ist nicht gerade dumm, nur für die Schule völlig unbegabt.“

„Aber körperlich habe ich mich doch großartig entwickelt,“ krächzte Kaspar, der sich offenbar im Stimmwechsel befand.

„Ja, körperlich! Aber hier oben herrscht einstweilen ägyptische Finsternis. Unser Nesthäkchen können wir leider nicht präsentieren. Es hat die Windpocken. Angst vor Ansteckung haben Sie doch nicht, gnädige Frau? Na, Kinder, nun setzt euch und laßt es euch schmecken. — Aber warum hast du Frau von Immhof just die zersprungene Tasse gegeben?“

„Mann, du mußt aber auch alles sehn!“



Hochwald im Winter. Gemälde von Carl Felber

„Ich gebe die Tasse nicht heraus," sagte Christa und dachte belustigt: ‚Daß ich mit meinem eignen Löffel umrühre, sieht der große Mann nicht.'

„Alles ist bei uns schadhaft," klagte düster der Dichter. „Man brauchte einen Mäzen. Jahraus, jahrein schafft man, und die Werke — Interessiert Sie das Resultat meiner letzten Vierteljahrsabrechnung, gnädige Frau? Für insgesamt 27 Mark Bücher verkauft. Für 21 Mark habe ich selbst gekauft."

‚Und ich für 6 Mark,' dachte Christa.

„Laß nur gut sein, Papa. Wenn ich erst Buchhändler bin, dann werden wir die Sache schon in Schwung bringen," tröstete Hellmut und klopfte seinem Erzeuger väterlich auf die Schulter.

„Ja, wenn man nicht hoffte, daß noch einmal der große Tag kommen wird! — Jeder hat seinen Tag, heißt es. Nur vergißt man, daß es gerade für die besten oft erst nach dem Tode zu tagen beginnt."

Nach dieser Feststellung wandte sich das Gespräch ins Allgemeine, indem der Dichter sich bei Christa nach ihrem literarischen Geschmack erkundigte. Sonst so unbefangen in jeder Gesellschaft fühlte sie diesem Meister des Wortes gegenüber ihre Zunge seltsam gelähmt. Selbst ihre Stimme dämpfte sich unwillkürlich zum bescheidenen Kleinmädchenton, und jeden Satz begann sie mit der Versicherung, daß ihr Laienurteil natürlich nicht den geringsten Wert hätte. Immerhin schien, was sie sagte, dem Dichter zu gefallen. Immer mehr wurde die Unterhaltung zum Zwiegespräch, in das Frau Wiedemann nur dann und wann einige dem literarischen Jargon entlehnte Phrasen hineinwarf, über die ihr Mann mit etwas gereizter Ungeduld hinweghörte.

Ehe Christa es merkte, war die Stunde des Abendessens gekommen. Erschrocken wollte sie aufbrechen. Aber mit einer Herzlichkeit, der gegenüber es kein Wehren gab, bestürmte Wiedemann sie, zu bleiben. Hellmut sollte ihre Kinder benachrichtigen. Er selbst bat nur um einige Minuten Zeit, um einen sehr eiligen Brief an den Kasten zu bringen.

Sobald die beiden Frauen allein waren, verständigte Frau Wiedemann ihren Gast, daß keine Butter im Hause war und daß auch der Aufschnitt nur für den Hausherrn reichte. Zum Glück hatte Christa gerade einige Vorräte erhalten, die sie herunterholte.

Im Gegensatz zu dem überfüllten Arbeitszimmer war das Eßzimmer ein ziemlich kahler Raum. Die Anrichte vertrat ein eigentümlicher, mit Glanzpapier ausgeschlagener Aufbau, den, wie Frau Wiedemann erzählte, ihr Mann aus Kisten zusammengezimmert hatte. Da das elektrische Licht nicht funktionierte, speiste man bei Kerzenbeleuchtung. Als Herr Wiedemann nach einiger Zeit zurückkam — er hatte noch rasch aus einem nahen Gasthaus eine Flasche Wein geholt — war er begeistert von den aufgetischten Leckerbissen. Besonders die Mettwurst, aus Christas Heimat, schmeckte ihm so gut, daß er befahl, in Zukunft nur davon zu kaufen.

Nach dem Essen las er aus seinen Gedichten vor, und in der Flamme der darauffolgenden Gespräche verzehrte sich die Nacht zu einer einzigen lichtvollen Stunde.

Erst gegen Morgen, wie nach einem Ball, fand Christa in ihr Bett, und wie nach einem Ball fühlte sie sich beschwingt. Ihr war zumute, als hätte sie gerade diese Menschen — Menschen, wie ihr derengleichen in ihrer früheren Welt niemals begegnet waren — gesucht. Sie fand die beiden Jungen prachtvoll in ihrer geraden Natürlichkeit und umkleidete selbst die etwas verstaubte Erscheinung der Frau mit frischem Glanz, wegen der Tapferkeit und Opferwilligkeit, mit der sie dies schwierige Leben ertrug. Was aber Wiedemann selbst betraf, so unterschied sie zwischen der etwas zwiespältigen Erscheinung des kleinen Mannes mit den zappligen Händen und dem ruhelosen Mienenspiel und dem Menschen an sich, dem Wahren, Einsamen und Kämpfenden, der mit sakraler Demut und Hoheit seinem Gotte diente, einer gleichgültigen und gottentfremdeten Welt zum Trotz. Er allein besaß für sie Wesenheit, zu ihm allein sprach sie von ihrer Not, von ihrem zerstörten Glauben und ihrem verlorenen Selbst wie zu einem Tröster und Führer.

*

Der etwas einseitige Warenverkehr zwischen den beiden Etagen wurde von nun an mehr ausgeglichen, indem Christa für die materiellen Dinge, die sie herlieh, Werte geistiger Art eintauschte.

Da sie wußte, wie sehr der Dichter mit seinen Stunden geizte, ließ sie längere Zeit verstreichen, bis sie das Ehepaar zu sich einlud. Dieser Abend verlief ebenso komisch und ebenso feierlich schön wie der erste. Der Alltags-Herr Wiedemann zankte und versöhnte sich mehrmals mit seiner Frau, geriet in Aufregung, als er hörte, daß Christa mit einer Stundenfrau auskam, während seine Frau ein Dienstmädchen brauchte, hielt ihr die Sauberkeit und Ordnung zum Muster vor, unterzog sämtliche Möbel einer ein-

gehenden Besichtigung, fand die meisten scheußlich, erklärte aber angesichts einiger farbiger Kupferstiche, daß er sie unbedingt kaufen müsse, sobald er das nötige Geld hätte, und zeigte alles in allem ein für Christas Begriffe etwas befremdliches Benehmen. Aber der Dichter, der dann aus ihm sprach, ließ alle diese Kleinigkeiten vergessen.

Als Christa ihn einige Tage später auf der Straße traf, wagte sie es, einen Wunsch zu äußern, der sie seit langem bedrängte. Sie fragte, ob sie ihn einmal allein sprechen könnte. Sie möchte seinen Rat hören.

„Schreiben Sie etwa?“ fragte Wiedemann mit plötzlich verfinsterter Miene.

„O nein, das nicht! Es handelt sich um eine ganz persönliche Angelegenheit aus meiner Vergangenheit.“

Er dachte nach. „Nächsten Donnerstag geht meine Frau auf einen Tee. In der Zeit könnte ich zu Ihnen kommen.“

Christa bedankte sich froh, ohne sich zu wundern, warum der Dichter gerade die Abwesenheit seiner Frau für diesen Besuch abwartete.

Herr Wiedemann erschien mit reichlicher Verspätung und geriet dann sofort in eine Aufregung, die Christas mühsam erraffte Sammlung gänzlich zerstäubte. Der Grund seines Zorns war ein Band von Goethes ausgewählten Werken, die er zufällig aufschlug, ein Muster allerdings an Häßlichkeit, mit kaum leserlichen Lettern auf Holzpapier und von Druckfehlern wimmelnd.

„Wie können Sie solchen Schund überhaupt in die Hand nehmen? Ich hoffe, das ist nicht der einzige Goethe, den Sie besitzen.“

Und als Christa bejahte, lachte er höhnisch auf: „Das ist die echte Bourgeoisie von gestern. Prunkmöbel, Silberzeug, aber der geistige Besitz in einem Zustand, daß man ihn nicht mit der Feuerzange anrühren möchte.“

Doch Christa riß ihm den Band aus der Hand und sagte, sie ließe nichts darauf kommen. „Sie verstehn wenig von uns Frauen,“ erklärte sie kühn ihrem Gast, „oder Sie wissen, daß unsere Liebe sich nicht nur an den geliebten Menschen selbst knüpft, sondern auch an die Erscheinung, in der er uns zum erstenmal entgegentritt. Mir hat dieser Band einmal das Tor zu einem neuen Leben geöffnet, als ich glaubte, mein bisheriges sei zu Ende. Aber ehe ich Ihnen das erzähle, muß ich mit dem Anfang beginnen. Haben Sie Lust, zuzuhören?“

Der Dichter brummte etwas Undeutliches und bohrte sich zum Zeichen seiner Aufmerksamkeit die linke Faust ins Auge.

„Dieser Goethe zeigt Ihnen besser als alles andere, in welchen Anschauungen ich erzogen bin. Ich bekam ihn, als ich noch auf die Schule ging, weil unser Literaturlehrer uns den Besitz der Klassiker, besonders den Goethes, empfohlen hatte. Zur großen Entrüstung meiner Mutter, die Bücher überhaupt für überflüssiges Lebensgepäck hielt und besonders von Goethe die Vorstellung hatte, er wäre ein unmoralischer Lebemann, vor dessen Bekanntschaft man seine Tochter bewahren müßte. Ich wurde zu Haus in einer Art Fliegenschrank gehalten als das behütete Kind aus guter Familie. Daß ich nicht gänzlich ahnungslos in die Ehe ging, ist nur das Verdienst unseres Dienstmädchens. Ich denke noch oft dankbar an unsere gute, treue Emilie zurück, die mich wenigstens über einige Dinge aufgeklärt hat. Mit siebzehn ging ich zuerst aus und habe mich mit achtzehn verlobt. Mein späterer Mann war ein kleiner Infanterieleutnant ohne Vermögen. Meine Mutter war sehr gegen diese Heirat. Sie hatte an seinem Charakter allerhand auszusetzen. Ich war aber überzeugt, daß sie diese Partie für wenig standesgemäß hielt, da mein Vater Kommandeur eines Kavallerieregiments war. Natürlich machte ihr Widerstand mich nur noch starrköpfiger. Vielleicht aber hatte sie recht, denn meine Ehe . . . Mein Mann hatte gewiß viele liebenswürdige und tüchtige Eigenschaften, und wenn er gut aufgelegt war, konnte er reizend sein. Mir gegenüber kehrte er immer etwas den Autokraten heraus. Aber auf meine Liebe hatte das keinen Einfluß, und an meinem Glück wagte ich überhaupt nicht zu zweifeln. Ein Jahr vor dem Krieg wurden wir nach Metz versetzt. Ich befreundete mich damals sehr mit unserer Nachbarin. Ihr viel älterer Mann war irgend etwas beim Gericht. Sie selbst war eine pikante Erscheinung von französischem Typ. Ich weiß nicht, ob die Menschen im Innern Deutschlands den Krieg so intensiv erlebt haben, wie ich. So intensiv mit seinen Schrecken und mit seinem Rausch. Wenn mein Mann nach langer Trennung aus dem Felde zurückkam, mir jedesmal neu geschenkt aus diesem Feuerschlund, dann glichen die kurzen Urlaubstage immer einem neuen Liebesfrühling. Einmal blieb er über ein halbes Jahr fort. Ich verging vor Angst und Sehnsucht und steckte mit meiner Aufregung auch meine Freundin an, die seine Rückkehr kaum weniger ungeduldig als ich erwartete. Als er endlich eintraf, kam sie natürlich sofort, ihn zu begrüßen. Es war im August, ein glühend heißer Tag. Die Fensterscheiben klirrten vom Geschützdonner.

Dann mischte sich ein Gewitter ein, als wollte die Natur, eifersüchtig auf die Technik, sie an Lärm überdröhnen. Aber was meine Nerven so furchtbar auseinanderzerrte, war noch etwas anderes, als dies grobe Weltgepolter, das war wie das feine Schwirren eines Pfeils, der vom Schicksal ganz persönlich gegen mich gezielt war. Trotz der Freude, meinen Mann wohlbehalten bei mir zu sehen, hätte ich vor Angst aufschreien mögen. Meine Freundin blieb, zu meiner Verwunderung, auch während des Abendessens. Später setzten wir uns auf den Balkon. Der Flieger wegen durften wir kein Licht machen. Madeleine und mein Mann, die sich vorhin so lebhaft unterhalten hatten, waren jetzt verstummt. Ich spürte kaum ihre Nähe. Nur wenn es blitzte, sah ich ihre blassen Gesichter und ihren starren Blick. Sie erweckten in mir jedesmal das schreckliche Bild von zwei Toten in einem Drahtverhau. Die Wahrheit dieser Vorstellung ahnte ich damals nicht."

Wiedemann ließ seine Hand sinken und fragte: „Waren Sie eifersüchtig?"

„Nein. Für mich war die Ehe ja etwas so Heiliges, daß ich mir eine Untreue meines Mannes überhaupt nicht vorstellen konnte. — Als das Gewitter nachgelassen hatte, brachte er Madeleine nach Hause. Da ich wußte, daß er bald zurücksein würde, begann ich mich auszukleiden. Draußen breitete sich himmlische Ruhe aus. Der Regen fiel nur noch wie ein sanfter Schleier und war durchwoben von den Wohlgerüchen aller Blumen. Während ich auf dem Bettrand saß, dachte ich an meine erste Brautnacht, und wieviel schöner diese sei. Ich glaube, im Leben einer Frau gibt es, wie im Leben der Blumen, eine Stunde, wo sie ganz voll aufgeblüht ist. Und dies war meine Stunde. Als dann aber der Regenbogenglanz meines Traumes auf einmal erlosch und ich auf die Uhr sah, war es weit über Mitternacht und mein Mann noch immer nicht zurück. Nun brodelte neue Angst in mir auf. Ich lief zum Haus meiner Freundin. Niemand öffnete auf mein Klingeln. Meine Angst trieb tausend Befürchtungen hoch, nur nicht die eine, die nächste, die die Wahrheit getroffen hätte. Für die Wahrheit war ich zu rein erzogen worden. — Bis zum Morgengrauen habe ich wach gesessen. Die Stunde meines Blühens war auch die Stunde meines Welkens. Dann kehrte mein Mann zurück. Er sagte, er hätte unterwegs einen Kameraden getroffen und mit dem noch gezecht. Für mich hatte er kein Wort des Bedauerns, schalt nur, daß ich noch wach war, und löschte in aller Hast das Licht, als könnte er sich gar nicht schnell genug von meinem Anblick befreien.

„Die nächsten Tage waren nur eine Fortsetzung dieser qualvollen Nacht. Es kam zu keiner Annäherung, kaum zu einem Gespräch. Mein Mann hatte fortwährend in der Stadt zu tun. Dann wurde er telegraphisch zurückberufen. Als er fort war, lief ich in meiner Verzweiflung zu meiner Freundin. Madeleine benahm sich ganz unerklärlich. Statt als überlegenere und Reifere mich zu trösten, geriet sie in die größte Aufregung und machte mir heftige Vorwürfe. Wenn mein Mann so wäre, dann trüge ich allein die Schuld. Ich hätte nie verstanden, seinen Wünschen entgegenzukommen, sondern mich nur als Mutter gefühlt und ihn durch meine Kälte zurückgestoßen. Zuerst war ich nur entrüstet, weil sie unser Glück anzuzweifeln wagte. Zu Haus aber gerann die wirre Angst auf einmal zu etwas Bestimmtem und bekam ein Gesicht. Aus einer einzigen Bewegung meines Mannes, an die ich mich plötzlich erinnerte, als er bei meinem Eintritt in sein Zimmer, mit einem scheuen Blick nach mir, so hastig seinen Schreibtisch verschloß, erriet ich alles. Ich brach den Schreibtisch auf, und da fand ich die Briefe."

Christas Flüsterstimme brach plötzlich ab. „Eine schrecklich banale Geschichte, nicht wahr?"

„Aber ganz gut erzählt. Fahren Sie doch fort!"

„Gut erzählt! Ich wünschte, ich hätte sie schlechter erzählt, denn dann hätte sie mich nicht immer so gequält. — Der Schreibtisch war voll von Liebesbriefen. Wären es nur die von Madeleine gewesen! Aber es waren welche darunter aus der frühesten Zeit unserer Ehe! Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich damals empfand. Namenlosen Schrecken wohl. Ich dachte: du, dein Mann, deine Kinder — das alles ist in Wirklichkeit ja gar nicht da. Es dauerte, ich weiß nicht wie lange, ehe ich überhaupt begriff, was mir angetan war. Da aber kamen mit dem Schmerz auch gleich die Selbstvorwürfe. Ich gab meinem Mann weniger Schuld als mir. Das war das Schrecklichste, daß ich mir sagte: ich kann ihm von Anfang an nicht genügt haben, sonst hätte er nicht so früh sein Glück bei anderen Frauen gesucht. Ich segnete den Krieg mit seinen fortwährenden Einquartierungen, Truppendurchzügen und Fliegerangriffen — das alles ließ mich nicht zur Besinnung kommen. Aber die Nächte, die endlosen, ruhelosen. — Einmal saß ich wieder an meinem Bett und wagte nicht, mich niederzulegen. Da griff ich nach

einem dieser häßlichen Bände. Ich fing an zu lesen, laut, ohne etwas zu verstehn, wie Kinder, die aus Furcht im Dunkeln singen. Aber auf einmal klang meine eigene Stimme mir fremd und wurde beseelt und sinnvoll, und aus dem hintreibenden Strom meiner Verzweiflung wurde ich an ein Ufer getragen und wanderte weiter wie an der Hand eines starken und milden Führers in ein fremdes, schönes Land. Das war das Tor des neuen Lebens, von dem ich Ihnen vorhin sprach. Seitdem habe ich Nacht für Nacht Goethe gelesen und fand mich oft morgens beim Erwachen mit meiner Wange auf einem dieser Bände ruhn. Bis eines Morgens mein Mann ganz plötzlich zurückkehrte: schwer verwundet, fast schon ein Sterbender. Zuerst wagte ich noch zu hoffen, obwohl die Ärzte ihn verloren gaben. Aber nach einigen Tagen sah auch ich, daß es zu Ende ging. Ich habe seine Hand gehalten und auf sein Gesicht gelauscht und gefleht um ein einziges Wort, um einen einzigen Blick der Liebe. Aber manchmal dachte ich, sein Gesicht wäre mit Absicht so verschlossen und fremd. Er wünschte mich fort und eine andere an meiner Stelle. Heute mache ich mir Vorwürfe, daß ich sie nicht gerufen habe. Aber manchmal schien mir auch, als wenn er seine Lippen bewegen und mir etwas sagen wollte und es nur nicht wagte, ebenso wie ich meine Stummheit nicht zu durchbrechen vermochte. So ist er hinübergegangen, und ich habe ihn begraben: einen Fremden. Neun Jahre war ich mit ihm verheiratet und weiß nicht, ob er mich überhaupt je geliebt hat. — Das war es, was ich Ihnen von meiner Vergangenheit zu erzählen habe. Und nun möchte ich Sie um Ihren Rat bitten. Aber vorher will ich Licht machen."

Als nun das Licht aufstrahlte, war für den Zuhörer das Vernommene einen Augenblick lang zugleich mit der Dunkelheit verschwunden, bis er es wieder zu finden glaubte als Niederschlag auf Christas Zügen.

Sie hatte wieder Platz genommen und fuhr, etwas nervös mit dem vor ihr liegenden Buch spielend, fort: „Vor einiger Zeit habe ich eine Bekannte aus unserem Regiment hier wieder getroffen. Ihr Mann ist ebenfalls gefallen. Sie hat Trost in der Theosophie gefunden und möchte auch mich dafür gewinnen. Sie hat mir verschiedene Bücher gegeben. Da sie meine Ehe kennt, hat sie mit dem Meister darüber gesprochen, der öfter hierherkommt. Er hat zugesagt, wenn ich dazu bereit wäre, bei seinem nächsten Besuch eine Aussprache zwischen mir und meinem Mann herbeizuführen."

Wiedemann war aufgesprungen und fragte unwillig: „Glauben Sie denn an diese Dinge?"

„Von dem einen bin ich jedenfalls überzeugt: daß mit unserem Tode nicht alles zu Ende ist. Es gibt ein Geheimnis —"

„Es gibt ein Geheimnis!" wiederholte er heftig. „Jawohl! Aber es wäre kein Geheimnis mehr, wenn wir befähigt wären, es zu lüften. Wenn wir versuchen, das Dunkel zu zerreißen, geraten wir immer in die Gefahr, vom Spuk unserer eigenen Einbildung genarrt zu werden."

„Lehnen Sie denn alles ab, was —?"

„Ich lehne es weder ab, noch bejahe ich es. Nur das eine weiß ich, daß das meiste, was aus dieser dunklen Welt kommt, höchst zweideutige Dinge sind. Wenn Sie schon Namen und Bilder für Ihr Ahnen suchen, warum kehren Sie dann nicht zu Ihrem ursprünglichen Glauben zurück?"

„Ich kann nicht weiterleben, wenn ich glauben muß, daß mein bisheriges Leben Lüge war."

„Es sollte Lüge sein — nur weil Ihr Mann einige Liebschaften gehabt hat?"

„Nein, sondern weil ich nicht weiß, ob er mich überhaupt je geliebt hat."

„Er hat Sie geliebt! Und er hat Sie vielleicht nie reiner geliebt und Ihren Wert tiefer erkannt als in den Stunden, wo er Sie mit einer andern verglich. Es ist so," beruhigte er Christas aufzuckenden Unwillen. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung. Meine Frau ist sehr eifersüchtig. Ohne Grund, denn ich bin ihr immer treu gewesen. Ein einziges Mal, während ich im Felde war, habe ich eine kurze Liebschaft gehabt. Meine Frau hat nie etwas davon erfahren. Niemals haben alle zärtlichen und glücklichen Stunden unserer Ehe so meine Erinnerung bedrängt, wie in dieser Zeit. Die Reue war jedesmal wie ein Bad, aus dem ihre Gestalt verklärt herausstieg. Und von meinen Freunden weiß ich ähnliche Erlebnisse."

„Dann wundert mich nur," antwortete Christa etwas bitter, „daß diese verklärende Reue die Männer nie vor neuer Untreue bewahrt."

„Die Unbeständigkeit einer Liebe ist noch kein Beweis gegen ihren Bestand überhaupt. Oft ist es gerade die Ehrfurcht vor der Mutter und eine Art Schamgefühl, was einen heißblütigen Mann zu anderen Frauen treibt. Ich glaube, Sie tun ihm unrecht, wenn Sie um seiner Fehltritte willen an seiner Liebe zweifeln."

„Ich glaube, daß ich meinem Manne unrecht tue, wenn ich seiner Stimme, die vielleicht nach mir ruft, mich verschließe."

„Aber warum braucht diese Stimme einen Vermittler? Warum diese theosophische Geisterbeschwörung? Wenn Sie nur wollen, dann kann der Tote sich Ihnen jede Stunde vernehmbar machen. Sie sagten, Ihr Mann wäre Ihnen gegenüber immer als Autokrat aufgetreten. Hat er sich nie anders gezeigt? Weicher, menschlicher? Hat es nie Stunden gegeben, in denen er bei Ihnen Anlehnung suchte?"

„Solche Stunden gab es auch, und sie waren meine glücklichsten. Denn dann fühlte ich, daß ich ihm wirklich nahe war."

„Denken Sie von diesen Stunden nicht zu gering. Reden Sie sich nicht ein: in seiner Schwäche brauchte er mich, aber seine stärksten Gefühle verschwendete er für andere. Nein, gerade mit seinem Besten, mit den tiefsten Regungen seines Herzens — Not ist immer der Brunnen zu unserm tiefsten Grund — war er Ihnen nahe. Seine Schwäche trieb ihn zu andern hin. — Sie haben weniger verloren, als Sie glauben. Der wahre Verlierer war er selbst. Schon weil er Ihren Wert offenbar nicht erkannt hat. Ich glaube, seine Stunde schlug, da seine Aufgabe erfüllt war, der Vater Ihrer Kinder zu sein. Eine Frau wie Sie muß ihren ferneren Weg allein gehen."

*

Eines Tages kündigte Tinette ihre Ankunft an, und die ganze Familie machte sich auf, sie abzuholen.

Die beiden Jungen hatten zur Beförderung des Gepäcks vom Hauswirt ein Wägelchen gechartert. Sie blieben mit ihrer kleinen Schwester vor dem Bahnhof, während Christa und Annemarie auf dem Bahnsteig warteten, und zwar Christa vor den Wagen der dritten Klasse am vorderen Ende, und Annemarie vor denen am hinteren Ende des Zuges. Es traf sich aber, daß Tinette aus einem in der Mitte befindlichen Abteil zweiter Klasse ausstieg. Sie verabschiedete sich eben von einem jungen Herrn, der ihr galanterweise das Gepäck hinausgereicht und einen Träger herbeigerufen hatte, als Christa sie in ihre Arme schloß. „Da bist du ja, mein liebes Kind! Hoffentlich haben wir dich nicht warten lassen."

„Aber gar nicht," erwiderte Tinette und schmiegte zutraulich ihre Lippen auf den weichen, mütterlichen Mund.

Nun kam auch Annemarie herbei und erzählte lachend, daß ihre Mutter bereits ein anderes junges Mädchen umarmt und beinahe abgeküßt hätte.

„Das brauchst du doch nicht gleich zu sagen. — Hast du eine gute Reise gehabt, Tinette?"

„Oh, sehr nett."

Ihr Handgepäck bestand aus einem eleganten Lederköfferchen und einem Grammophon. Außerdem aber schleppten die Träger noch zwei mächtige Rohrplattenkoffer herbei, die für das Wägelchen viel zu umfangreich waren. So wurde der Zug noch um einen Dienstmann und seinen Karren vermehrt.

Christa machte sich Gedanken, wo sie alle die Sachen unterbringen sollte, wurde aber durch Tinettens Versicherung beruhigt, die meisten wären „geerbt" und könnten ruhig in den Koffern auf dem Boden bleiben.

Nur für das Grammophon zeigte sie sich sehr besorgt und bat, daß es gleich ins Zimmer gebracht würde.

Während des Abendessens betrachtete Christa ihren Gast, entzückt und fast benommen von dessen Liebreiz.

Es war, als wenn die Natur nicht nur die ganze zierliche Gestalt, sondern auch jedes einzelne Glied mit ganz besonderem Vergnügen und einer Art verwegener Kunst gebildet hätte. Eine Erhöhung der Nasenspitze nur um Haaresbreite hätte aus ihr eine Stumpfnase gemacht, so war es nur die Andeutung davon. Der Mund war für die Schmalheit des Gesichtes etwas zu üppig, aber wie wurde er belebt durch die Grübchen in den Wangen! Die Brauenbogen waren fein und von puppenhafter Regelmäßigkeit, doch die Augen selbst, diese Vogelaugen von feuchtem Dunkel, waren so munter, zutraulich und geradezu beredt, daß man dem Geschöpf, das sie trug, sich zugeneigt fühlte mit einer Liebe, die mit ihrer spontanen Gewalt so erregend war und zugleich doch bereits eine süße Gewohnheit und unendlich viel älter als die kurze Bekanntschaft schien.

Tinette trug Trauer, ein ganz schlichtes, aber offenbar von einem teuren Schneider angefertigtes Kleid. An ihren offenen Hals, zur Brust hinuntergleitend, schmiegte sich ein grauseidener Schal mit schwarzen Kanten, einem dünnen Schaumstreifen ähnlich, der heller als ihr blondes Haar und matter im Ton als das lichte Blaß ihres Gesichts war.

Immer wieder ertappte Christa sich auf ihrer Beobachtung. Und den Kindern schien es ebenso zu gehen. Die sonst so rege Unterhaltung stockte jedesmal nach kurzen Ansätzen, als wenn sie die gewohnten Gegenstände nicht recht für der Mühe wert hielten. Da Christa dachte, daß die Annäherung am besten ohne sie zustande kommen würde, schickte sie die ganze Gesellschaft in ihr Zimmer, während sie selbst den Tisch abräumte. Nach einer Weile hörte sie Grammophonmusik, und als sie hereinkam, tanzte Klaus mit Tinette und Annemarie mit Erich

Shimmy. Das war etwas Neues, da die Brüder sich bis jetzt gegen die Unterrichtsversuche ihrer Schwester ablehnend verhalten hatten. Nun schienen sie gar nicht müde zu werden, aber schließlich schickte sie Christa doch ins Bett.

Während Annemarie sich abseifte, betrachtete sie im Spiegel des Waschtisches ihre neue Kusine.

„O, du trägst ein Pyjama!“ sagte sie etwas neidisch.

„Du nicht?“

„Ich trage noch ein Nachthemd.“

„Pyjamas sind so bequem. — Kannst du das?“

Tinette beugte sich vornüber, bis ihre Fingerspitzen die Zehen berührten. Annemarie trocknete sich schleunigst ab und versuchte es, ihr nachzumachen, aber ihre etwas kurzen Arme vermochten nicht, bis zum Boden hinunterzulangen.

„Du wirst es schon lernen. Ich mache die Übung jeden Abend. Die ist schon schwerer.“

Sie ließ die gespreizten Beine auseinandergleiten, bis sie wagerecht auf dem Boden lagen, dann schwang sie sich nach rechts und links.

„Ich bin heute nicht recht in Form. Morgen geht's besser. — Aber das kannst du doch gewiß auch?“

Dabei schlang Tinette ihr rechtes Bein um den Hals und gab ihrer Zehenspitze einen Kuß.

„Nein!“ schrie Annemarie entzückt. „Das werde ich auch nie lernen.“

„Du lachst ganz wie meine Großmutter. Die wollte sich immer krank lachen, wenn sie mich sah. Sie sagte: in meiner Jugend sprach man sein Nachtgebet vor dem Einschlafen, ihr im Bubikopfzeitalter tanzt euch in den Schlaf.— Vielleicht hätte Großmutter besser getan, mehr zu tanzen. Dann hätte sie später nicht Podagra bekommen.“

„Hatte sie Podagra?“

„Arges. Und in der letzten Zeit hatte sie Wasser in den Beinen. Da sah sie gar nicht sehr nett aus. — Ist das mein Bett?“

„Nein. Das kleine ist deins. Aber wenn du lieber in meinem schläfst —“

„Warum? Dies ist auch sehr nett.“

Das Licht war abgedreht, die beiden hatten sich schon Gute Nacht gewünscht, als Tinette plötzlich fragte: „Was ist eigentlich eure Telephonnummer?“

„Wir haben gar keins. Und — ein Bad haben wir auch nicht.“

„Kein Bad? Aber was fangt ihr denn da an?“

„Wir waschen uns jeden Sonnabend in einer Holzbütte ab. Das ist nicht sehr bequem. Aber es geht auch. Warum wolltest du denn die Telephonnummer wissen?“

„Nur so. Ich lernte im Zug einen jungen Herrn kennen, der mich darum bat. Übrigens behauptet er, euch zu kennen. Wenigstens kennen seine Eltern deine Mutter. Er heißt Meisel und ist hier Gast auf der Kunstschule.“

„Ich habe nie seinen Namen gehört. Ist er nett?“

„Ganz nett. Ein bißchen frech und protzig. Beim Mittagessen trank er Schampus und wollte durchaus, ich sollte ein Glas mittrinken. Ich hab's natürlich nicht getan. Ich habe gesagt, er sähe doch wohl, daß ich in Trauer wäre. Er war so komisch, er sagte, soviel er sähe, wäre ich nur in Halbtrauer, da könnte ich wenigstens Sekt mit Rotwein trinken. Und als er hörte, daß meine Großmutter gestorben ist, sagte er, um Großmütter sollte man überhaupt nicht trauern. Großmütter haben doch nichts mehr vom Leben. Da kannte er meine ja nun schlecht. Vielleicht besucht er mich mal. — Aber nun gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Aber Annemarie hörte, wie Tinette sich immer wieder unruhig hin und her wälzte.

„Das Bett ist doch wohl ein bißchen hart?“

„Ein bißchen. Aber das schadet nichts. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht! Es ist ja nur das Ungewohnte.“

Nach einer Weile jedoch, als die Unruhe drüben sich gar nicht legen wollte, machte Annemarie plötzlich Licht, schwang sich aus ihrem Bett und sagte in einer mitleidigen Aufwallung: „Laß uns tauschen. Nimm meins!“

Tinette sträubte sich zuerst, als sie aber in ihrer Kusine Bett geschlüpft war, seufzte sie wohlig. „Wie herrlich! Das ist ganz wie meins zu Hause. Du bist so lieb. Nun aber wirklich gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Doch noch einmal wurde die Stille durch Tinettens Stimme unterbrochen, die zaghaft fragte: „Wasserspülung habt ihr wohl auch nicht?“

„Aber natürlich! Wo denkst du hin?“

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Mit dem Gedanken an Herrn Meisel, der im Speisewagen Schampus trank und der Ansicht war, daß man um Großmütter nicht zu trauern brauchte, schlief Annemarie ein, Tinette aber mit der Vorstellung einer großen Wasserbütte.

*

Eingedenk ihrer etwas kahlen und strengen Jugend hatte Christa sich mit besonderer Hingebung der Erziehung ihrer Kinder gewidmet und sich bestrebt, ihnen ein Kamerad zu sein. Von ihren Haushaltssorgen schier bis an die Grenzen ihrer Kraft in Anspruch genommen, mühte sie sich doch, ihr bißchen Schulwissen durch eine selbstgewählte Bildung zu erweitern, und ließ die beiden Großen daran teilnehmen, indem sie jeden starken und schönen Eindruck an sie weitergab. Dabei lernte sie bald die kluge und tüchtige, aber auch etwas nüchterne Sinnesart Annemaries erkennen. In Klaus dagegen schienen ihr die Kräfte des Verstandes und des Gemüts, Phantasie, Musikalität und Formgefühl, sowie jene tiefgründige Fragelust, die ihren Träger vom Berufsmenschen zum wirklich Gebildeten hinaushebt, besonders glücklich vereinigt. Der Zuhörer wurde bald zum anregenden und fördernden Teilnehmer an ihren Gesprächen.

Seit einiger Zeit aber machte sie die betrübliche Erfahrung, daß er sich ihrem Einfluß entfremdete. Wenn er sich in seinen kargen Mußestunden am liebsten im Freien auf seinem Rad, auf Tennis- und Fußballplätzen umhertrieb, so gönnte sie ihm das gern. Was für eine Bewandtnis aber hatte es mit seinem plötzlichen Interesse für Flugzeug-, Auto- und Radiosport? Er hatte sich von zahlreichen Firmen Kataloge kommen lassen und nach einigen Anerkennungsschreiben über dies und jenes Modell sich Spezialkataloge ausgebeten. Die Firmen entsprachen seinen Wünschen nur allzugern, erboten sich sogar, ihre Vertreter zu schicken, um ein besonderes Modell vorzuführen, und versprachen die allerkulantesten Zahlungsbedingungen. Klaus vertröstete sie auf später und begnügte sich einstweilen mit dem Studium des reich illustrierten Materials. Da sein Interesse die anderen Geschwister ansteckte, geriet die ganze Gesellschaft eine Zeitlang in eine Art von technischem Taumel, und Christa fühlte sich unter ihren Kindern geradezu vereinsamt.

Aber mit der Ankunft Tinettens trat hierin ein Wandel ein. Wes Geistes Kind war sie eigentlich? In der ersten Zeit ließ sie sich überhaupt nicht von ihrem Grammophon trennen. Die Kinder selbst brachten die beiden in steten Zusammenhang. Sobald sie auftauchte, hieß es: „Tinette, wo ist dein Grammophon?“ Dann schloß sie ihren Kasten auf, und nach den ersten Klängen belebte sich ihre zierliche Gestalt und wurde Tanz.

Erst nach und nach wurde sie ein Wesen für sich. Sie besuchte nun mit Annemarie die Handelsschule. Annemarie pflegte von dem dort Gehörten dies und jenes mit nach Haus zu bringen, was während der Mahlzeiten wohl zum allgemeinen Gesprächsstoff wurde. Tinette trug andere Erlebnisse heim. Sie besaß ein scharfes Auge für allerhand Äußerlichkeiten und konnte sich recht lustig über Lehrer und Mitschülerinnen mokieren. Fragte man sie aber nach dem Unterricht, so antwortete sie in unverändert guter Laune: „Es war sehr nett.“

Zu sagen, das Lernen fiele ihr schwer, wäre gänzlich falsch gewesen. Der Lehrstoff glitt von ihr ab wie das Wasser vom Entengefieder. Ihre belustigende Unwissenheit gab Anlaß zu immer neuen Neckereien, die sie mit bestem Humor aufnahm. Wenn zum Beispiel Klaus, aus dem Fenster auf einige Wolkenstreifen weisend, behauptete, das wären Radiowellen, und sie überrascht antwortete: „Ach, ich wußte gar nicht, daß man die sehn kann,“ dann stimmte sie, über den Grund des allgemeinen Gelächters aufgeklärt, aufs fröhlichste darin ein. Mit reizender Gleichgültigkeit überließ sie Wissen und Studieren, überhaupt die ganze Welt der Plackerei den Werkeltagsgeschöpfen als das Sonntagskind, das sie war.

Allen schien es eine Freude, ihr hilfreich zu sein. Und mit Staunen nahm Christa wahr, wie rasch und mühelos sie selbst den widerspenstigen Klaus gewann. Ihr zuliebe setzte er sich wieder ans Klavier und spielte ihr stundenlang vor. Ihre Gegenwart belebte sein entschwundenes Interesse für Poesie. Für sie opferte er seine Abende und diktierte ihr die schriftlichen Arbeiten, die sie aus seinem Munde gleich ins reine schrieb. Sein etwas mürrisches Wesen taute auf, und seine versiegten Quellen sprudelten neu. Sogar die Kataloge verschwanden nach einiger Zeit. Anfangs hatte Tinette eifrig die verschiedenen Automarken studiert, aber nachdem ihre Wahl auf einen sehr eleganten und teuren Wagen gefallen war, zeigte sie kein Interesse mehr. Die Sache war erledigt.

Als man eines Tages beim Mittagessen saß, machte der Kunstschüler Alfred Meisel seine Aufwartung. Die beiden Mädchen hatten ihn öfter auf der Straße getroffen und von ihm erzählt.

Christa war einigermaßen neugierig auf ihn, da er ihr ein Stück Kindheitserinnerung bedeutete. Denn dieser Alfred war niemand anders als der Sohn jenes Dienstmädchens im Hause ihrer Eltern, das sie „aufgeklärt“ hatte. Die treue Emilie hatte später einen kleinen Regimentsschneider geheiratet, der sich mit ihrem Ersparten selbständig machte. Christas Eltern hatten aus Anhänglichkeit

an das Mädchen den Schneider mit Aufträgen unterstützt. Anfangs war es dem Ehepaar ziemlich kümmerlich gegangen, doch hörte Christa später, daß das Geschäft einen guten Aufschwung genommen hätte. Und im Kriege sollte Herr Meisel durch große Staatsaufträge sogar zu einem recht wohlhabenden Mann geworden sein.

Im Augenblick nun, wo sie des Besuchers ansichtig wurde, fiel ihr ein, daß sie ihn früher schon gesehen hatte. Bei ihren Besuchen in der Schneiderwerkstatt hatte die treue Emilie auf das in einem Winkel zwischen Flicklappen hockende Bübchen gewiesen und mit mütterlichem Stolze gefragt, ob es nicht reizend aussähe, wie ein richtiges Prinzchen? Christa hatte das nichts weniger als reizende Kind, das, mit einer Schiefertafel oder einem bunten Stück Zeug spielend, so sonderbar altklug und frech zu ihr aufgeschaut hatte, seiner aufgedunsenen Blässe wegen Kartoffelprinzchen getauft.

Inzwischen schien der junge Mann wohl nahrhaftere Sachen zu sich genommen zu haben, denn er war zu stattlicher Größe aufgeschossen und machte trotz seiner etwas schneidermäßigen Eleganz keinen üblen Eindruck. Nur der altklug-arrogante Ausdruck haftete noch immer auf seinem Gesicht.

Während er, ohne die Linke ganz aus seiner Hosentasche zu entfernen, eine etwas schlaksige Verbeugung machte, ließ er einige undeutlich gemurmelte Worte fallen. Christa schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte, sie hätte zwar nichts verstanden, hoffe aber, er hätte etwas Gutes gemeint, und sie freue sich, ihn zu sehen. Wie es denn seinen Eltern gehe?

„Da ich meiner Mutter vor einigen Tagen geschrieben habe, wird's ihr wohl gut gehen."

„Und Ihrem Herrn Vater? Auch gut?"

Alfred schlug kummervoll die Augen nieder, als wäre er an ein Familienmitglied erinnert worden, von dessen Existenz er lieber nicht spräche, und antwortete, er wolle das Beste hoffen. Annemarie, die hinter ihrer Mutter eingetreten war, sprudelte dem Gast entgegen, was denn das heiße, ihnen gerade ins Mittagessen hineinzuplatzen. Man hätte ihm doch gesagt, nicht früher als viertel nach zwölf und nicht später als halb eins. Aber n·türlich hätte er wieder bis mittags geschlafen.

„Im Gegenteil, ich bin heute enorm früh aufgestanden. Um zehn. Ich habe nämlich gearbeitet."

„O Gott, da müssen Sie ja halb tot sein. Nur schnell einen Stuhl!"

Ohne sich zu beeilen, Höflichkeit mit möglichst geringem Kraftaufwand verbindend, rückte Alfred zwei Stühle für die Damen heran und nahm dann gelassen selbst Platz. Den Blick auf seine nikotingelben Fingernägel geheftet, richtete er nochmals die Grüße seiner Mutter aus, die ihn in jedem Brief ermahnt hätte, die gnädige Frau zu besuchen. „Aber was kann man machen?" fuhr er mit einem Seufzer fort. „Die Zeit rast ja immer schneller, je älter man wird."

Tinette erschien jetzt, ein süß-behagliches Lächeln um den Mund wie einen Nachgeschmack des Kompotts, das sie erst noch in aller Gemütsruhe verspeist hatte.

„Tag, Alfred!"

„Tag, Tinette!" erwiderte er den Gruß mit etwas belebter Miene.

„Unseretwegen ist Alfred schon um zehn Uhr aus den Federn gekrochen," sagte Annemarie. „Stell' dir das vor!"

„Phantastisch, nicht wahr? Aber ich habe gearbeitet. Gestern abend im Café bestellte jemand ein Porträt bei mir, das habe ich heute morgen gemalt."

„In einer Sitzung?"

„In einer Sitzung," antwortete Alfred, das letzte Wort etwas betonend, „gerade nicht. Ich male überhaupt nur nach dem Gedächtnis. Sonst gerät man leicht in die Gefahr, daß das Bild zu ähnlich wird."

Christa fragte, bei welchem Lehrer auf der Kunstschule er studiere.

„Ich gehe in die Manege nur gelegentlich, um mir ein paar Handwerkskniffe anzueignen. Einen regelmäßigen Besuch halte ich für schädlich. Man verliert so leicht seine Eigenart."

„Gott bewahre!" lachte Christa. „Ein ungelernter Maler — das ist ja eine ganz moderne Auffassung."

„Alfred ist überhaupt sehr modern und eigenartig," sagte Annemarie. „Vom Lernen hält er nichts und vom Arbeiten noch weniger."

„Bitte, keine Übertreibungen! Gegen einige Stunden Arbeit täglich habe ich nichts einzuwenden. Ich bin nur gegen Exzesse. Und Arbeitsexzesse sind besonders schädlich, weil sie so rasch zur Gewohnheit werden. Ein Alkoholist betrinkt sich vielleicht einmal in der Woche. Die Arbeitsfanatiker aber stürzen sich jeden Tag in ihre verblödende Tätigkeit und sind damit als Menschen erledigt."

„Schön," sagte Christa. „Aber was bleibt uns Deutschen nach dem verlorenen Krieg übrig, als tüchtig zu arbeiten, wenn wir wieder hoch kommen wollen?"

„Verzeihung! Vor dem Krieg waren die Deutschen überall wegen ihrer Arbeitswut verhaßt. Die ganze Welt fiel über sie her,



Das Gewissen. Gemälde von Fritz von Radler

Wien, Ausstellung der Sezession

sie auszuplündern. Nach dem Krieg gesteigerte Arbeitswut. Neuer Haß. Bald wieder Ausplünderung. Wo bleibt da Logik? Exzessive Arbeit bedeutet Ruin jeder Kultur."

‚Ach ja, aber wer wäscht mir meine Teller ab?' wollte Christa fragen, doch Tinette kam ihr zuvor, indem sie ihr anderes Ich vorstellte. Alfred verneigte sich ehrfurchtsvoll. „Das Grammophon!" Schon hatte er den Schlüssel in der Hand und kauerte mit merkwürdiger Gelenkigkeit nach Schneiderart vor dem auf einem Hocker stehenden Instrument nieder. „Ach, Kinder, schon wieder! Können wir uns nicht einen Augenblick unterhalten?"

„Nur einen Teelöffel voll, bitt' schön, bitt' schön, gnädige Frau," wedelte Alfred. „Das Ave Maria von Gounod. — O seliges Schmalz!" murmelte er verklärt lauschend. „Es geht doch nichts über den Kitsch in der Welt! Übrigens, was ich sagen wollte: morgen findet in der Kunstschule eine Tanzerei statt. Im Auftrag des Komitees habe ich die Ehre, die Damen einzuladen."

Die Kinder begleiteten den Besucher hinaus. Als sie zurückkehrten, machte Christa ihrem Ärger Luft. Das sei ja ein unerträglicher Laffe! Aufschneiderisch, arrogant und witzlos mit seinen krampfhaften Paradoxen!

Die beiden Mädchen gaben alle Untugenden Alfreds zu, behaupteten aber, sein vertracktes Wesen wäre nur Pose, im Grunde wäre er ein schüchterner und unsicherer Mensch. Es stecke viel mehr Ernst hinter ihm, als man vermuten könne. Jedenfalls wäre er eine fabelhafte Begabung. Aber Christa, aus Freude an allem Lebendigen, sonst so nachsichtig gegen jedermanns Eigen- oder auch Unarten, wenn sie nur einem fruchtbaren Wesensgrund entsprangen, konnte ihre Antipathie gegen den jungen Menschen nicht überwinden. Den Mädchen zuliebe lud sie ihn manchmal ein, wenn sie aber eine Unterhaltung mit ihm versuchte, so spannte sein geschraubtes, bald weibisch albernes, bald überlegen wichtigtuerisches Wesen sie geradezu auf die Folter.

Diese Abneigung wurde übrigens von Alfred erwidert, der gelegentlich zu Annemarie bemerkte, ein unverfälschtes Naturprodukt wie ihre Mutter wäre nicht sein Typ, eine Äußerung, die ihm von dem empörten Mädchen fürchterliche Schelte eintrug. Aber das war das Merkwürdige an Alfred, daß er sich herunterputzen ließ wie ein Schulbube und, während alle Farbe aus seiner gelblichen Haut in die großen Ohren gewichen war, mit finster zerknirschtem Gesicht dastand, ohne sich zu verteidigen.

„Sie haben wohl gar keine Achtung vor sich?" fragte Annemarie einmal nach einer solchen Szene.

„Keine Spur," erwiderte er, „nur ungeheure Bewunderung."

Was die beiden Mädchen trotz allem an ihn fesselte, war rätselhaft, noch rätselhafter, daß auch die beiden Kleinen, Erich und Susi, ihn so gern hatten.

Was aber die Meinung von seinem Talent betraf, so mußte sie wohl begründet sein, denn man war sich in der ganzen Stadt darüber einig, daß er zwar ein wenig angenehmer, eitler und aufgeblasener Mensch sei, aber auch eine außergewöhnliche Begabung. Unter den jungen Künstlern galt er geradezu als der kommende Mann. Als im November die ortsansässigen Maler eine Weihnachtsausstellung veranstalteten, wurden die von ihm eingeschickten Bilder nicht nur sehr gut gehängt, sondern zwei davon waren auch gleich verkauft, und was sich besonders herumsprach: es war ein holländischer Kunsthändler, der dafür seine guten Gulden bezahlt hatte. Während in der Zeitungsbesprechung die meisten Maler mit den üblichen kurzen Etikette behängt wurden, widmete der Kritiker dem aufgehenden Gestirn des jungen Meisel eine ganze Spalte.

Den jungen Mädchen zuliebe übte Christa sich nun auch in der Rolle der Ballmutter, sie fand aber diese Beschäftigung beinahe noch anstrengender als die tägliche Hausarbeit.

Tinette hatte ihre Koffer mit den von der Großmutter geerbten Sachen ausgepackt, wobei die hübschesten Balltoiletten zum Vorschein gekommen waren. Es konnte für Tinettens Schlankheit und für die geheimnisvolle Süßigkeit und Verführung ihrer Erscheinung kein besseres Dekor geben, als die edlen Seiden- und Samtvelours, die den Grundstoff dieser Toiletten bildeten. So fiel sie beim Betreten des Ballsaales immer sofort auf als die kostbarste Blüte im weiblichen Blumenladen.

Wenn Christa mit ihrer Erscheinung die ihrer Tochter im billigen Fähnchen verglich, krampfte ihr Mutterherz sich immer ein bißchen zusammen. Doch schien Annemarie unter diesem Vergleich am wenigsten zu leiden. Frischweg, wie als Kind, ging sie auf ihre Freunde zu, ließ die säumigen heranholen, und je weiter der Abend vorschritt, desto größer wurde ihr Verehrerschwarm. Und wenn sie sich beim Tanz mit ihrem Herrn so vergnügt und eifrig unterhielt, dann hätte ihre Mutter viel darum gegeben, diese Unterhaltung zu belauschen. In ihrer zutraulichen Offenheit erzählte Annemarie hinterher gern noch stundenlang.

Dann entsetzte Christa sich wohl über die nichts weniger als ballmäßigen Gespräche. Die Tochter aber sagte: „Ach Mutter, bist du ein harmloses Gemüt. Wenn ich dir alles erzählte, schlügst du lang hin und sagtest nicht mehr Peng.“

Hin und wieder ergab sich auch die Notwendigkeit, der Doppelrolle der Immhofschen Räume noch eine dritte hinzuzufügen und sie in Tanzböden zu verwandeln.

Die Weiblichkeit strömte zu diesen Veranstaltungen reichlich genug zusammen. Sie wuchs, nach Alfreds schnoddriger Bemerkung, wie Unkraut in dieser Stadt, in der es für einen besonderen Vorzug galt, wenn bei einer Tanzerei jedes junge Mädchen einen Herrn zu sehen bekam. Doch fehlte es dank der Anziehungskraft der Kusinen auch nicht am weniger schönen Geschlecht, das die benachbarte Universität und die Kunstschule lieferte — zwei heterogene Elemente, deren Mischung viel Geschicklichkeit erforderte. Dabei bildeten die dunkelgekleideten jungen Herren mit den Narben im kurzgeschorenen Haar den beruhigenden Grundstoff, während die von der andern Fakultät durch ihre langen Mähnen und ihre Buntheit, was Wäsche und Manieren anging, auffielen. Der Troß, der sich um Alfred scharte, tat sich stets besonders, aber nicht gerade angenehm, hervor.

Als bei Gelegenheit einer solchen Tanzerei Tinette wieder einmal verschwunden war, betrat Christa das Schlafzimmer der Mädchen. Es war dunkel. Im Augenblick, wo sie Licht andrehte, gewahrte sie in einem Lehnstuhl den jungen Meisel und auf seinem Schoß Tinette, die beim Anblick ihrer Tante mit einem kleinen Schreckenslaut die Hände vors Gesicht schlug und hinausrannte.

Christa sah die Vorübereilende kaum, spürte nur den sie anwehenden Luftstrom, der wie ein frostiger Hauch ihr Herz erstarren ließ, das aber sogleich desto heißer aufschwoll und dem aus dem Sessel sich Erhebenden entgegensprang, während sie doch zugleich regungslos und ohne ein Wort an der Tür stehen blieb.

„Was — sie für einen Schreck bekommen hat, die kleine Tinette!“ sagte Alfred, nachdem er sich mit gespreiztem Daumen und Zeigefinger über die Wangen gefahren war, als wollte er das entströmte Blut zurückpressen.

„Das ist schändlich von Ihnen!“ sagte Christa tonlos, indem sie langsam näher kam.

Alfred schob ihr einen Stuhl hin.

„Gehen Sie! Ich will Sie nicht mehr sehen.“

„Aber gnädige Frau —“

„Sie sollen gehen. Sie gehören nicht unter uns harmlose Menschen.“

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mich anzuhören?“

„Ich habe genug gesehen. Ich will nichts hören.“

Während Alfred nochmals den Stuhl zurechtrückte, schielte er in den Spiegel und legte sein verwirrtes Haar glatt. Dann nach einem tiefen Atemzug, der gerechte Erregung zu meistern schien, sagte er langsam: „Ich bedauere nur, gnädige Frau, daß Sie nicht Tinettens Mama sind. Sonst würde ich mir die Ehre geben, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten. Wir haben uns nämlich eben gewissermaßen — nein, tatsächlich — also — wir haben uns eben verlobt.“

Eine ganze Weile sahen die beiden einander stumm an.

Dann glitt Alfreds Blick wieder zum Spiegel, und er zupfte an seiner Krawatte. Auf den herbeigeschobenen Lehnstuhl weisend, sagte er: „Sie sollten lieber diesen Stuhl wählen. Er ist für Gemütserschütterungen geeigneter.“

„Verlobt — —“ Christas Stimme hatte wieder allen Klang verloren. „Ich glaube Ihnen das nicht.“

„Warum nicht? Fragen Sie doch, bitte, Tinette. Ich gebe zu, es ist vielleicht nicht alles ganz nach Vorschrift zugegangen. Ich hätte mich korrekterweise erst an die in Frage kommenden Instanzen wenden sollen. Aber in solchen Augenblicken geht, wie man ja weiß, das Herz mit einem durch. Ich hoffe, daß Sie dafür Verständnis haben, gnädige Frau.“

„Tinette — ein solches Kind!“

„Ein entzückendes Kind! Ich komme mir ihr gegenüber geradezu wie ein alter Mann vor.“

„Wären Sie doch überhaupt erst ein Mann! Aber was sind Sie denn eigentlich?“

„Mit einem amtlichen Titel kann ich ja leider nicht dienen. Immerhin — wer weiß, was aus mir noch mal wird!“

„O Gott, sprechen Sie doch einmal ernsthaft.“

„Ich spreche durchaus ernsthaft,“ erwiderte Alfred affektiert. „Durchaus mit dem Ernst und der tiefen, inneren Bewegung, die mit solchen Augenblicken verbunden ist. Aber es dürfte Ihnen vielleicht bekannt sein, gnädige Frau, daß man gerade dann oft in seinen Ausdrücken gehemmt ist.“

„Jedenfalls muß ich sofort an Tinettens Vater schreiben. Und auch an Ihre Eltern. Haben Sie sich schon gefragt, was die dazu sagen werden?“

Alfred schüttelte den Kopf. „Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Mein Vater wird wahrscheinlich sagen: Das habe ich von dir erwartet! Ich erfülle nämlich immer seine Erwartungen, ohne daß er je mit mir zufrieden wäre. Aber meine Mutter — meine Mutter wird mit meiner Wahl ganz einverstanden sein. Für die garantiere ich."

„Haben Sie sich denn überhaupt mit Tinette ausgesprochen? Wissen Sie, ob Sie auch übereinstimmen —?"

„Worin?"

„In Ihren Charakteren, in den wichtigen Lebensfragen —"

„Nein. — Aber wir stimmen schon überein. — Übrigens, was sind wichtige Lebensfragen?"

Christa schwieg. Dieser Mensch kam ihr in seiner ernsthaften Albernheit unsäglich widerlich vor.

„Gehen Sie!" sagte sie. „Ich bin jetzt wirklich nicht fähig, mit Ihnen in diesem Ton zu sprechen."

Tinette war an das Ende des Ganges geflüchtet und hockte mit hochgezogenen Knien auf einem Küchenstuhl. Ihr Herzklopfen beruhigte sich allmählich. Die Entdeckung war ihr furchtbar peinlich, doch ihre Tante tat ihr mehr leid, als daß sie Angst vor ihr hatte. Vor allem war sie wütend auf Alfred.

Nach einer Weile kehrte sie zu den Tanzenden zurück, lehnte aber die Aufforderung eines Herrn ab. Annemarie fragte im Vorbeigehen, was ihr fehle, warum sie so blaß aussähe?

Plötzlich gewahrte Tinette, die auf ihre Tante lauerte, Alfred in der Tür, der ihr zuwinkte hinauszukommen. Sie wurde dunkelrot, folgte aber seiner Aufforderung. Doch kaum hatte sich die Tür geschlossen, als sie ihn anfuhr: „Was fällt dir eigentlich ein? Laß mich gefälligst in Ruhe. Du bist allein schuld, wenn ich hinausfliege."

„Von Hinausfliegen ist überhaupt nicht die Rede, sondern eher von Hineinfliegen. Weißt du, was passiert ist, als wir uns küßten?"

„Ich habe dich überhaupt nicht geküßt, höchstens du mich."

„Ganz gleich. Jedenfalls haben wir uns dabei verlobt."

Tinette prallte vor Erstaunen beinahe gegen die Wand.

Dann sagte sie: „Du bist ja vollkommen verrückt."

„Es scheint beinahe so. Aber was gab es sonst für einen Ausweg?"

„Das ist doch eine Unverschämtheit, auf die kann auch nur so ein Mensch wie du kommen."

„Nicht wahr, es war eine geniale Idee."

„O Gott, wenn das mein Vater erfährt!"

„Der wird nicht halb so wütend sein, wie meiner. Laß sie toben. Wenn ich nur dein jubelndes Jawort habe."

„Rühr' mich nicht an! Gib die Tür frei!"

Aber er hatte ihr Handgelenk umpreßt und drängte sie vor sich her. Und während er selbst einem Zwang zu folgen schien, lag in seiner Haltung und seinem Blick etwas eigentümlich Zwingendes, dem Tinette unwillkürlich nachgab. Dabei runzelte sie böse und voller Zorn ihre Stirn, aber in dem Sprühfunkeln ihrer Augen lag zugleich etwas unsicher Fragendes und Erschrockenes über diesen Menschen, der ihr unbegreiflich war und dessen sie sich nicht erwehren konnte.

Sie hatten das dunkle Ende des Ganges fast erreicht, als Alfred stehen blieb und sagte: „Dein Gesicht ist wie eine Lichtreklame. Soll ich dir sagen, was du denkst? Du hast dir eben Visitenkarten drucken lassen: Tinette Meisel geb. v. Emingen. Nicht sehr dekorativ, gebe ich zu. Umgekehrt wär's hübscher. Aber was sind Namen? Paul Klee, Liebermann, Corinth — sind das dekorative Namen? Und doch sind die Frauen, die sie tragen, wahrscheinlich sehr stolz darauf."

„Bist du ein größenwahnsinniger Einfaltspinsel!"

„Wieso größenwahnsinnig? Heute bin ich eine enorme Begabung, in zwei Jahren ein bekannter Name, in spätestens fünf berühmt. Was ist Ruhm? Reklame. Was ist Reklame? Geldsache. Was sind deine Chancen? Du bist entzückend. Zweifellos wirst du mal heiraten. Aber was hast du von so einem Krautjunker? Mit dem langweilst du dich doch zu Tode. Aber mit mir langweilst du dich nicht. Das garantiere ich dir. Wir zwei stellen Berlin auf den Kopf. Meines Alten Geld, dein Charme, mein Talent —"

„Bist du ein widerlicher Mensch!" entfuhr es Tinette.

„Warum? Weil ich ausspreche, was du denkst? Das ist doch nur Offenheit. Und Offenheit ist ein schöner Charakterzug. Bin ich etwa nicht offen?" Er lachte ein trockenes, schluchzendes Lachen, während er sich ihr entgegenbeugte: „Wenn ich nun —?"

„Wenn du nun — was?" fragte Tinette, in sein grimassierendes Gesicht blickend.

„Wenn ich dich nun ernsthaft liebte," flüsterte er, während der trübe Wasserschleier vor seinen Augen verdunstete, „und so kitschig wäre, es dir zu sagen, dann — würden diese kleinen Hände sich doch gleich in Katzenkrallen verwandeln. Ich kenne dich doch, kleine Tinette. Widerlich — ich dir?

Welch ein Unsinn! Wir Männer sind euch Bubiköpfen einer wie der andere."

„Und mit solchen Ideen soll ich dich auch noch gern haben? Geh weg!" sagte sie wütend und riß sich los.

Aber er sprang ihr nach und ergriff wieder ihr Handgelenk. „Bleib!" flehte er „Tinette —"

Ein furchtbarer Kampf spielte sich auf seinem zuckenden Gesicht ab, und seine Gestalt schüttelte sich wie in Krämpfen. Zwischen unheimlicher Neugier und Ergriffenheit fühlte Tinette, wie diese Erschütterung sich in ihr fortpflanzte.

„Verstehst du mich denn nicht?" flüsterte er. „Glaubst du wirklich nicht, daß ich — ich kann das verdammte Wort nicht aussprechen. Du magst nicht jedermanns Kleider tragen, und ich nicht jedermanns Worte zu dir sagen. Aber seit ich dich sah, bin ich dir verfallen, du Scheusal, du — mein Gott, bist du denn eine altmodische Julia, daß ich wie Romeo in Versen zu dir sprechen muß?"

„Nein, aber du könntest nett und vernünftig sprechen."

Er ließ ihre Hand fallen und sagte ganz gebrochen: „Nett und vernünftig — du meine Güte, das ist ja direkt Brandmalerei. Toll und wahnsinnig — sonst — wärst du ja außen Seide und inwendig Flanell."

„Du bist ein gräßlicher Mensch!"

„Ein gräßlicher Mensch! Und gerade darum die rechte Folie für die reizende Tinette. Wenn du wüßtest, wie du jetzt aussiehst, du würdest immer lächeln. Gib mir einen Kuß! Wir wollen uns wieder vertragen, wenn wir uns auch verlobt haben."

„Davon kann überhaupt keine Rede sein."

„Doch, das steht fest. Ich habe es Christa hoch und heilig zugeschworen. Mich könntest du ja meinetwegen zum Lügner machen. Aber deiner Tante kannst du's nicht antun. Sie ist so felsenfest überzeugt, daß bei einem anständigen Mädchen auf den Kuß die Verlobung folgen muß wie der Donner auf den Blitz, daß das Gegenteil ihr das Herz brechen würde. Du mußt ihr sogar sagen, ich hätte dich bestürmt mit meiner Liebe, hätte dir versichert, du wärst die einzige, die aus mir verlorenem Menschen noch etwas machen könnte. Ohne dich stürzte ich mich in Liederlichkeit. Und das täte ich auch. Wahrhaftig! Denn ich finde das Leben widerlich. Oder vielmehr," wieder ergriff er ihre Hand, und gegen die Wand gelehnt, mit zuckendem Gesicht auf sie hinunterblickend, flüsterte er: „Nein, nicht das Leben, ich selbst bin mir so widerlich. So zum Verrecken ekelhaft. Darum brauche ich ein Wesen wie dich. Nun habe ich mich dir preisgegeben!"

„Du solltest nicht so sprechen."

„Man muß einmal aussprechen, was man denkt."

„Du bist aber nicht widerlich."

Er zog sie an sich, und zum erstenmal ließ sie ihm ganz ohne Widerstreben ihren Mund. „Er hat schon einen kleinen legitimen Beigeschmack, der Kuß," sagte er lächelnd. „Aber das nimmt ihm nichts von seiner Würze. Nun geh lieber!"

Tinette huschte weg, gänzlich benommen und unfähig, im Wirrsal ihres Innern sich zurechtzufinden. Halb war sie stolz und glücklich, daß sie verlobt, und halb erschrocken, daß sie es gerade mit Alfred war. Jedenfalls wollte sie gleich ihre Kusine zu Rate ziehen. Doch ehe sie diese erreichte, trat Christa aus dem Zimmer und rief sie zu sich. Nun hieß es, Ansehen und Ehre retten!

Wenn jemand in den nächsten Augenblicken Alfred begegnet wäre, wie er mit zurückgeworfenem Kopf sich an die Wand lehnte, wäre er vielleicht, betroffen von dem fremdartig gelösten, feierlichen Ausdruck seines Gesichts, still und ohne ein Wort an ihm vorbeigegangen. Was immer in diesen Minuten sein Herz bewegte, es mußte aus großen Höhen kommen und ihn weit hinaustragen über das Zwielichtdunkel seines Ichs.

Er hatte Tinette im Arm gehalten, sie hatte sich ihm, er sich ihr gegeben — und einen Moment lang hatte er ein ganz reines Glück gefühlt; und dieses Glückes erlösende und umwandelnde Kraft fühlte er auch noch, als sie fort war; er blickte gewissermaßen mit den sehnsüchtigen Augen eines Wanderers in die neuen Räume seiner Menschlichkeit.

Einige Minuten später aber stand er mit gleichgültiger Miene vor dem Spiegel und band seine Krawatte zurecht. ‚Was wirst du schon sein!' sprach sein höhnendes Spiegelbild zu ihm. ‚Du magst dich mit noch so vielen bunten Lappen behängen, du bist und bleibst ein heraufgekommener Schneiderssohn.'

*

Da saß nun die Gesellschaft um den säulengetragenen Tisch herum, der zur Feier des hohen Besuchs mit dem schönsten Damasttuch und dem ganzen Rest von Silberzeug geschmückt war, das die Kinder nicht verspeist hatten. Angesichts ihrer Umgebung fragte Christa sich manchmal mit innerlichem Lachen, ob das alles Wirklichkeit sei und nicht vielmehr Maskerade, eine burleske Allegorie auf die Tatsache der Umkehrung aller Werte in der heutigen Zeit.

Den Platz zu ihrer Rechten nahm die treue Emilie ein, die sich aber mit Hilfe eines kniekurzen schwarzen Seidenkleides und

fleischfarbener Strümpfe als Frau Kommissionsrat Meisel kostümiert hatte. Unter ihrer Bubifrisur und unter Puder und Schminke blickte noch immer ihr gutmütiges Bauerngesicht hervor, und als sie vorhin das erste Stück Torte in den Mund geschoben, hatte sie ganz wie vor zwanzig Jahren wie ein Huhn die Augen verdreht und nach kurzem Schmecken bemerkt: „Die ist gut, die kann man dreist bei Hof vorsetzen."

Sie hatte wenigstens Appetit und genoß die Konditorherrlichkeiten, die sie selbst gestiftet, während ihr Mann nur dünnen Tee und Zwieback zu sich nahm, zwischen dem er heimlich einige Pillen verschluckte. Er tat Christa eigentlich von Herzen leid, und sie fand, er sähe noch viel verschrumpfter und einem melancholischen Affen ähnlicher als zu der Zeit, da er mit nadelgespickter Brust ihrem Vater die Uniformröcke anprobiert hatte. Doch war er immer noch der lebhafte und etwas hämische Schwadroneur von früher.

Wie es einem Menschen von seiner Bedeutung entsprach, hatte er dem Gespräch gleich eine Wendung in die hohe Politik gegeben und seine Unzufriedenheit mit den neuen Machthabern geäußert. Er vermißte Haltung und Würde. An den Schneidern lag's nicht. Aber es gab keine Herren mehr, die ihre Anzüge zu tragen verstanden.

„Habe ich nicht recht, mein lieber Herr von Emingen?"

„Fabelhaft!" antwortete der Kammerherr, dem nichts Besseres einfiel. Er bemühte sich, so liebenswürdig zu sein, wie er konnte, aber die kleine, hochmütige Abwehr unter seinem Lächeln ließ doch merken, wie seine Nachbarn ihm auf die Nerven fielen.

Gleich nach seiner Ankunft hatte er zu Christa bemerkt, diese Verlobungsgeschichte sei ja ein blödsinniger Backfischstreich. Es fiele ihm nicht im Traume ein, seine Tochter an den Sohn seines ehemaligen Schneiders zu verheiraten. Wenn er aber jetzt an den eleganten Sechs-Zylinder unten, an den galonierten Chauffeur und daran dachte, daß das Ehepaar nur so auf einer Vergnügungstour von Berlin nach Oberhof hier gehalten hatte, dann stieg ihm die Erinnerung an seine verd . . . Schwiegermutter wie ein Kloß in die Kehle, und der Gedanke, für seine Tochter noch einmal in den Glückstopf zu greifen, kam ihm nicht mehr ganz so absurd vor. Immerhin, es war hart. Es kostete Überwindung. Er glaubte sich zu erinnern, daß er der Frau Kommissionsrat in früheren Jahren manchmal ein Fünfzigpfennigstück in die Hand gedrückt hatte.

Den größeren Teil des Tisches nahmen die Kinder ein. Eingeweiht, daß etwas bevorstand, ohne doch genau zu wissen, was — die Erwachsenen selbst schienen sich ja darüber noch nicht im klaren — schmausten sie einstweilen Torte und andere Leckerbissen in der behaglichen Spannung von Zuschauern, auf die ein interessantes Schauspiel warten, ob Lust-, ob Trauerspiel, darauf kommt es nicht so an.

Die Nächstbeteiligten machten den am wenigsten beteiligten Eindruck. Tinette dalberte auf niedliche Weise mit Annemarie und schien von den Erwachsenen keine Notiz zu nehmen, während Alfred auf ihre Kosten schlechte Witze machte. Er ließ das Grammophon dauernd den Hochzeitsmarsch aus dem „Lohengrin" spielen, damit die alten Leute ein bißchen in Schwung kämen, wie er sagte. Übrigens hatte er sich in diesen acht Tagen seiner Verlobungszeit so ritterlich und liebenswürdig gezeigt, daß die kleine Tinette jetzt ernsthaft für ihn glühte. Und selbst Christa begann, sich mit ihm auszusöhnen. Immer geneigt, anderer Leute Fehler sich selbst zuzuschreiben, dachte sie, es läge etwas in ihrer eignen Art, was sein geschraubtes und lächerliches Benehmen hervorriefe.

Als Christa sich erhob, um neuen Kaffee zu holen, nahm die Frau Kommissionsrat ihr wie aus alter Gewohnheit die Kanne aus der Hand und schloß sich ihr trotz ihrem Protest an: „Ach Gott, meine lütje Christa" — sagte sie, unwillkürlich in ihre breite Mundart fallend — „gib mir erst mal einen Söten. Ich bin ja so glücklich, daß wir uns wiedersehen. Das hätten wir uns auch nicht träumen lassen, daß es so kommen würde. Aber was wir dir für Mühe machen! Und alles mußt du allein besorgen! Und nicht mal eine Küche hat das arme Kind. Ach Gott, und was war das für eine schöne Küche zu Haus," — sie meinte das Haus von Christas Eltern — „was war das für eine große, helle Küche! Und all die schönen Kupferkessel, weißt du wohl noch? Was aus denen wohl geworden sein mag?"

„Die sind wahrscheinlich eingeschmolzen und als Granatringe nach Frankreich geflogen."

„Ach Gott ja, der dumme Krieg! Und nun sind wir obenauf. Manch einem wird auch nicht an der Wiege gesungen, was noch mal aus ihm wird. Aber hier kann man wirklich sagen: sich regen, bringt Segen. Denn das muß ihm sein ärgster Feind lassen: fleißig ist August sein Lebtag gewesen. Und ich habe tüchtig mitgeschuftet. Glück hatten wir natürlich auch. Und den ersten Schwung hat dein guter Vater uns

gegeben. Aber nun sage mal, meine liebe Christa, was denkst du denn eigentlich von der ganzen Geschichte? Ich meine von der Geschichte mit den Kindern?“

Christa sagte gar nichts, sondern lachte nur laut, denn da stand die Frau Kommissionsrat vor dem Spiegel, hatte aus ihrem Goldmaschenbeutel ein Puderdöschen gezogen und verrieb den Puder auf ihrem Gesicht mit ganz derselben handfesten Gründlichkeit, mit der vor Jahren ihr Seifenschwamm das Gesicht der atemlosen Christa bearbeitet hatte.

„Nun ja, du machst dich über mich lustig, und recht hast du, es ist ja dumm, wenn so ein altes Weib wie ich noch solche Fisematenten macht. Aber August will's doch mal. Er meint, es ist nötig fürs Geschäft, daß ich ein büschen ein mondänes Äußere habe. Aber nun sage mal, was du eigentlich denkst. Ich finde ja, der dumme Herr von Emingen brauchte gar nicht seine Nase so hoch in die Luft zu stecken, als wenn wir nicht wüßten, daß er selbst daneben geheiratet hat. Und aus dem Gotha habe ich festgestellt — du weißt, ich hatte immer so 'nen kleinen Pim für den Gotha — daß das in seiner Familie überhaupt die Regel ist. Also von blauem Blut kann gar nicht die Rede sein. Sonst wollte ich nichts sagen, denn Adel bleibt Adel, das lasse ich mir nicht nehmen, ich habe auch immer Wert darauf gelegt, nur in adligen Häusern zu dienen, da ist man noch gar nicht am schlechtesten aufgehoben und lernt wenigstens, was sich schickt. Aber so ein Adel, weißt du, der nur auf Mannesseite ist und die Frau ist überhaupt keine geborene, der kann mir nicht imponieren. Aber anderseits würde ich mich auch wieder freuen, wenn aus der Sache was würde, denn das wäre doch wirklich so richtig Gottes Fügung. Du erinnerst dich doch noch an die Geschichte von der Uniform?“

„Von welcher Uniform?“

„Aber Christa, warst du denn nicht mit in der Kirche? Das war doch überhaupt Augusts erste Offiziersuniform, die er für Herrn von Emingen angefertigt hat. Da hatte er einen Knopf falsch angesetzt, hier oben an der Epaulette, und der General hat das bemerkt und hat den Herrn von Emingen angepfiffen deswegen, und was tut mein Emingen? Er macht nach der Kirche den unglücklichen August herunter, vor versammelter Mannschaft, daß kein gutes Haar an ihm blieb. Mein August war so unglücklich, als er nach Hause kam — na, und nun kommt der Herr von Emingen und will uns seine Deern zur Schwiegertochter geben. Was sagst du denn zu der Lütjen?“

„Ich finde sie entzückend. Nur meine ich, zum Heiraten sind die beiden noch zu jung.“

„Das wäre ja in meinen Augen noch kein Fehler.“

„Wäre nur wenigstens Alfred ein bißchen reifer!“

„Du meinst, er ist noch ein büschen albern? Das ist so seine Künstlerart. Künstler sind nun mal so. Nur das schreckliche Dicketun müßte er sich abgewöhnen. Damit bringt er seinen Vater immer aus dem Häuschen.“ Frau Meisel senkte ihre Stimme und sagte Christa gewissermaßen ins Ohr: „Du mußt das August nicht wieder erzählen, aber der Junge hat's von ihm, bei August kommt das daher, daß er doch man so'n lütjer, unansehnlicher Kerl ist, aber Alfred hätte das eigentlich gar nicht nötig, wo er doch meine Statur hat, und schrecklich begabt ist er auch, das sagen alle Leute.“

„Und Glück hat er obendrein. Es ist wirklich alles mögliche, daß er schon zwei Bilder verkauft hat.“

„Na ja, was hat er dafür bekommen? Das ist doch man so'n kleiner Trostpreis. Aber du findest es also auch ganz richtig, daß der Junge Künstler geworden ist? August ist ja außer sich, er will partout einen Geschäftsmann aus ihm machen. Daß Kunst eine schöne Gottesgabe ist, die man pflegen muß, dafür hat er keinen Horizont, und woher auch? Er ist doch schon mit dreizehn in die Lehre gekommen und hat seitdem nichts gekannt als sein Geschäft. Ich habe mich bei euch doch immer ein büschen bilden können, wenn deine Mutter auch über das viele Schmökern gescholten hat, ach Gott ja, Bildung ist doch was Schönes, aber deshalb soll man noch lange nicht die verachten, die nicht dabei hergekommen sind. Dein Kaffee duftet aber mal prachtvoll, das ist doch gewiß Costarica, was bezahlst du denn fürs Pfund?“

In Abwesenheit der Damen hatte Herr Meisel das Gespräch wieder in bürgerliche Bahnen gelenkt. Der Kammerherr spitzte die Ohren. Wie dieser kleine Mann die Geschäftslage beurteilte, vom Standpunkt eines Mannes aus, der seine Finger und sein Geld in allen möglichen Unternehmungen stecken und zahlreiche Auslandsverbindungen hatte, das schien ihm höchst beachtenswert.

Der Kommissionsrat beobachtete unterdes immer wieder sein Gegenüber. Wenn er die Angelegenheit seiner ersten Uniform auch nicht vergessen hatte, so stand sie doch irgendwo unter seinen erledigten Konten. Ihn interessierte mehr der augenblickliche Anzug des Kammerherrn. An Stoff und

Schnitt war nichts auszusetzen. Alles erstklassig. Aber der Anzug war mindestens drei Jahre alt. Und die Tochter bei der Kusine untergebracht — mit dem Mann mußte was zu machen sein.

Mißvergnügt betrachtete er die zurückkehrenden Damen. Sobald die Kaffeetafel aufgehoben war, benutzte er den allgemeinen Aufbruch, um wie ein Wiesel hinter Christa aus der Tür zu huschen. Und kaum hatte er sie auf dem Flur gestellt, als er hervorsprudelte: „Was hat meine Frau Ihnen gesagt? Natürlich ist sie Feuer und Flamme für das blödsinnige Projekt. Die Frau! Diese Frau! Rein mit Blindheit geschlagen, wenn's sich um ihren gräsigen Bengel handelt. Schon daß sie ihm erlaubt hat, Maler zu werden! Ich bitte Sie, welcher junge Mensch mit etwas Grütze im Kopf wird heutzutage Maler, wo doch die Photographie alles billiger und besser macht! Aber das geht nicht in ihren Kopf. Ich bin überhaupt gegen das frühe Heiraten. Die jungen Leute sollen sich erst die Hörner ablaufen. Aber wenn der Bengel partout will, dann habe ich doch ganz andere Partien. Ich bitte Sie, wenn mein Sohn heiratet, das ist doch nicht wie die Heirat von irgend 'nem ixbeliebigen jungen Menschen. Da wollen doch gewisse Familienverbindungen berücksichtigt werden. Die großen Firmen drängen heutzutage zum Zusammenschluß. Ich könnte den Bengel in die feinsten Häuser bringen. Und da kommt so ein Herr von Habenichts! Die Spekulation auf seine Schwiegermutter soll ja 'ne Pleite gewesen sein. Wissen Sie, was er für Einkünfte hat?"

„Darüber kann ich Ihnen wirklich nichts sagen," erwiderte Christa, die mit Erstaunen beobachtete, wie ihr Gast den Überzieher des Kammerherrn befingerte und beim Lesen der eingenähten Firma verächtlich die Nase kraus zog.

„Lachen Sie nicht, gnädige Frau! Ich habe keine Lust, mich ins Grab zu legen und zu denken, nun kommt der Herr Sohn mit seiner Frau Gemahlin, und alles wird verjuxt. Ach, dieser Bengel! Dieser — der ist ein Nagel zu meinem Sarge. Also was er hat, wissen Sie nicht? Ich schätze, der Mann hat seine Leutnantspension, und vielleicht setzt ihm die Fürstin noch 'ne Kleinigkeit aus. Mehr wird's nicht sein. Er lebt in Rudolstadt. Ich bitte Sie, wer lebt in Rudolstadt, wenn er nicht muß! Sprechen Sie doch mit meiner Frau. Ich bin ja ein Prophet in der Wüste. Aber auf Sie hält sie große Stücke. Der Bengel muß wieder ins Geschäft. Er ist ja total verdorben. Er platzt noch vor Größenwahn. Jeder Mensch redet ihm ein, wie begabt er ist. Und das ist er auch, Gott sei's geklagt. Einen Blick hat der Bengel für alles, was in die Branche schlägt — da kann ein alter Fuchs wie ich nicht mit. Aber der Ernst fehlt ihm. Die verschiedenen Portionen Prügel fehlen ihm. Was hat er mit seiner Begabung angerichtet? Aus der Schule ist er 'rausgeflogen. Das Geschäft hat er drunter und drüber gebracht. Unter die Erde hat er mich bald geärgert. Es war 'ne Tragödie. Und jetzt seine Bilder. Das ist die Höhe."

„Immerhin hat er doch schon verkauft," warf Christ ein.

„Wenn ich den Hansnarren nur unter die Finger kriegte, der die Klecksereien gekauft hat. Tausend Mark! Wissen Sie vielleicht, wie schwer die heutzutage verdient sind? Dafür arbeitet ja mancher Familienvater monatelang. Und der Nichtsnutz sagt, er macht das Zeug an einem Vormittag. Ich sehe ganz schwarz. Deutschland geht zugrunde, wenn die Eltern sich nicht zusammentun und gegen ihre Söhne Front machen. Helfen Sie mir, gnädige Frau. Sie sind doch selbst Familienmutter. Ich will's Ihnen auch vergelten. Wenn einer Ihrer Herren Söhne mich mal braucht, stets gern zu Ihren Diensten."

Damit schoß der aufgeregte kleine Mann wieder ins Zimmer, um mißtrauisch seine Frau und den Kammerherrn zu beschnuppern, die allein zurückgeblieben waren. Was mochten sie inzwischen eingefädelt haben?

Aber sie hatten gar nichts eingefädelt. Frau Meisel hatte ihren Stolz und wollte nicht den Anfang machen, und der Kammerherr — der Kammerherr saß wie ein kleiner Laubfrosch vor einem dicken Brummer und dachte immer wieder: nein, es ginge nicht. Man tat ja alles für sein Kind. Aber dies Glück war ihm zu deftig.

Nach einer Weile holte er seine Zigarrentasche hervor, aber im selben Augenblick hatte auch der Kommissionsrat sein Etui geöffnet und bot ihm eine Importe an. Herr von Emingen lehnte ab, Herr Meisel drängte. Ein kleiner Streit entstand, der damit endete, daß der Kammerherr die kommissionsrätliche Importe und Herr Meisel die adlige Strohzigarre anbrannte. Und während nach einigen Zügen der blaue und der graue Rauch sich über ihren Häuptern in friedlichen Windungen vermischten, sah das Mutterherz der treuen Emilie ihren Alfred schon als Dritten im Bunde, der die feinen, flinken Stöße aus seiner Zigarette den väterlichen Wolken zugesellte, und sah, töchterlich an ihre Seite geschmiegt, die kleine Tinette, wie sie andächtig dem Tun der

Männer zuschaute, falls das kleine Üz nicht etwa selbst rauchte. Zuzutrauen war es ihr schon.

Als Christa zurückkehrte, beschloß Frau Meisel, sich ein wenig nach den Kindern nebenan umzuschauen. Doch da stellte sich heraus, daß ihr Sohn inzwischen verschwunden war. Einer Verabredung wegen hatte er sich französisch empfohlen, wollte aber zum Abendessen wieder da sein. Ob er ins Café oder ins Atelier gegangen war, wußte Tinette nicht.

Frau Meisel war ziemlich ungehalten und ihr Mann bemerkte giftig: „Natürlich! Was willste? Seine Billardpartie ist ihm wichtiger als der Besuch seiner Eltern."

Da Emilie ihren Sohn ohnehin unter vier Augen sprechen wollte, machte sie sich auf den Weg, ihn zurückzuholen.

*

Der kleine Herr Meisel rauchte wie ein fleißiger Schneider, wie ein Mann, der zeitlebens Kopf und Hand in rastloser Bewegung gehalten und nie gelernt hat, auf den Samtpolstern eines wirklichen Genusses auszuruhn. Bald kaute und lutschte er gierig an seiner Zigarre, bald ließ er die glimmende zerstreut aus dem Mundwinkel hängen wie einen häßlichen Zungenfortsatz. Die Art des Kammerherrn aber war die echte, und wenn er den Dampf nicht ausstieß, sondern lind verabschiedete und, das ebenholzdunkle Säulchen mit dem schneeweißen Kapitäl leicht zwischen Zeige- und Mittelfinger haltend, dem blauen Gewölk nachblickte, dann zeigte die träumerische Milde seines Gesichts, daß er nicht nur mit den Sinnen genoß, daß auch über seine Seele sich etwas wie ein zarter Schleier breitete, der Häßliches weniger häßlich und neue Schönheit erscheinen ließ. Wirklich — wenn er jetzt an die Dame von vorhin dachte, kam sie ihm gar nicht mehr so unförmig vor. Und vor allem hatte sie sicher ein gutes Herz. Eine anständige, zuverlässige Gesinnung.

„Fabelhaft, Ihre Henry Clay, mein lieber Herr Meisel."

„Schmeckt sie Ihnen? Freut mich. Wissen Sie, ich beneide Sie."

„Warum?"

„Um Ihre Gesundheit, mein lieber Herr von Emingen. Tatsächlich. Sie sehn aus — Sie könnten gleich wieder Vortänzer werden. Nicht ein bißchen ramponiert. Und Sie leben in Rudolstadt? Hat wohl 'ne recht idyllische Umgebung? Ich sehe die Natur ja leider nur vom Auto aus. Warum ziehen Sie eigentlich nicht nach Berlin? Das wäre der richtige Platz für Sie. Da könnten Sie Ihre Kräfte nutzbar machen. Ein Mann mit Ihren Verbindungen, Ihren Allüren, Ihrer Figur!"

„Na, das sagt sich so leicht."

„Ich garantiere Ihnen, Sie würden überall mit Freuden aufgenommen."

‚War das etwa ein Antrag?' dachte Herr von Emingen belustigt.

Aber dann erzählte Herr Meisel, er käme gerade aus Berlin. Hatte sich dort zu seinen hundert Sorgen noch eine neue aufgehalst. Nachdem er sich seit Jahren ganz auf den Tuchhandel en gros beschränkt, hatte er teils infolge eines Todes-, teils infolge eines Rückfalls in seine alte Liebe, die Maßschneiderei, ein Atelier für feine Herrengarderobe erworben. Eine allererste Firma mit vornehmem Kundenkreis. Und dafür suchte er einen Leiter. Branchekenntnis nicht erforderlich, da es an zuverlässigem Personal nicht fehlte. Nur repräsentatives Äußere. Vornehmheit. Wußte Herr von Emingen nicht Rat?

„Stecken Sie doch Ihren Jungen in das Geschäft."

„Die Pleite! Übrigens, unter uns —" Als wäre die Angelegenheit nichts Besseres wert, behielt Herr Meisel die Zigarre zwischen den Zähnen und sagte aus der letzten Ecke seines Mundes: „Diese Verlobung — kein Wort drüber zu verlieren. So'n Greenhorn, nicht mal trocken hinter den Ohren — dem ginge Ihr Fräulein Tochter ja nach acht Tagen durch. Und dann? Dann kann sie sich Meisel schimpfen, wo sie heute das Fräulein von Emingen ist. Schluß. — Aber die andere Sache sollten Sie sich wirklich mal durch den Kopf gehen lassen, lieber Herr von Emingen. Was ich suche, ist kein Direktor, sondern ein aristokratischer Kavalier. Geld spielt keine Rolle," fügte er nach einigen Augenblicken hinzu.

„Wirklich?" fragte der Kammerherr.

„Also was das betrifft, gehe ich bis zum Äußersten. Was ich suche, ist ein Champion. Jemand, dem man's glaubt, wenn er sagt: der Anzug sitzt Ihnen tadellos. Wenn ich das sage, hat's keine Wirkung. Wenn ein Mann wie Sie das sagt, dann ist's wie ein Ritterschlag."

Der Kammerherr schwieg und schien noch immer nicht zu begreifen.

„Ihre Figur wäre gerade die richtige. — Ich versichere Sie, in Ihrem Exterieur steckt 'ne Goldgrube."

„Fabelhaft!" sagte der Kammerherr plötzlich, als ginge ihm ein Licht auf. „Wenn ich nach Berlin komme —"

„Kommen Sie nur recht bald!"

„Dann suche ich Sie unbedingt auf."

„Würde mich riesig freuen."



Quartett. Gemälde von Georg Mayer-Marton

„Und lasse mir von Ihrem feudalen Champion einen Anzug bauen. Und wenn er 'ne Stange Gold kostet, mein Bester."

Strahlend tat Herr von Emingen noch einen Zug, und dann legte er seine Zigarre sauber auf den Aschenbecher. Herr Meisel kaute noch eine Weile an der seinen, aber sie schien ihm auch nicht mehr zu schmecken. Als Christa das Zimmer betrat, hatten die beiden Zigarren sozusagen ihren letzten Atemzug getan. Die Henry Clay war graziös und mit heiterer Resignation erloschen. Aber die Strohzigarre hatte zum Schluß noch ziemlich gequalmt und gar nicht sehr fein gerochen.

*

Da Frau Meisel ihren Sohn im Café nicht antraf, begab sie sich in sein Atelier. Eine Frau von recht Vertrauen erweckendem Äußern öffnete ihr und sagte, da Licht brannte, wäre der junge Herr wohl zu Hause. Als Frau Meisel aber die Tür öffnen wollte, war sie verschlossen, und auf ihr Klopfen rief Alfreds Stimme: „Wer ist da? Herr Meisel ist ausgegangen."

„Für deine Mutter wirst du doch wohl zu Hause sein. Mach' schleunigst auf."

„Du bist da, Mama? Was für eine Idee! — Einen Augenblick. Ich hatte mich gerade etwas hingelegt."

Geduldig wartete sie eine Weile und sah, wie hinter der geweißten Glasscheibe das Atelier sich plötzlich verdunkelte, um dann im Schein eines kleineren Lichts matt wieder sich zu erhellen.

„Entschuldige, daß ich dich warten ließ, Mama. Aber was ist das auch für eine Kateridee, mich hier zu überfallen! So was tut man doch nicht."

„Nun rede bloß noch ein Wort, du dummer Bengel! Was sind das für Manieren, mir nichts, dir nichts fortzulaufen."

„Ich hatte eine geschäftliche Besprechung."

„Lange scheint die nicht gedauert zu haben, wenn du dich danach schon hingelegt hast."

„Gerade in diesem Moment wollte ich mich ein bißchen ausstrecken. Offen gestanden, mich greifen diese familiären Volksversammlungen furchtbar an. Aber nimm doch Platz, Mama."

Alfred drängte seine Mutter auf den Diwan an der Wand und zeigte, etwas überhastet sprechend, auf einen davor liegenden Teppich. „Sieh mal den alten Buchara. Ich habe ihn für ein Porträt bekommen."

„Ein hübsches Stück. Aber nun möchte ich mal deine Bilder sehen."

„Ach, warte doch bis morgen. Da kommst du zusammen mit Papa."

„Den bringt keine Macht der Erde hierher. Das weißt du doch. Ich bin mal hier und möchte sehen, was du gemacht hast."

Frau Meisel erhob sich und drehte die Deckenbeleuchtung an, die das Atelier in hellem Licht aufstrahlen ließ.

„Ich habe augenblicklich nichts Gescheites da. Was an den Wänden hängt, lohnt sich überhaupt nicht. Das Beste ist noch hier," sagte Alfred und öffnete eine der großen Mappen auf dem Tisch.

Aber seine Mutter hatte an der gegenüberliegenden Wand schon ein größeres Aquarell entdeckt, und wie von einem spitzen Instrument an einer sehr empfindlichen Stelle ihrer Haut zugleich gekitzelt und schmerzhaft gestochen, verzog sich ihr Gesicht zu einem Ausdruck, der zwischen verlegener Lachlust und gerührtem Mitleid schwankte. Sie kannte diese verwaschene, spitznasige, dürre Jungfer, die mit so süßseliger Hingabe aus einer Gießkanne einen hoffnungslos vertrockneten Blumenstock begoß. Es war ein sehr ehrenwertes Fräulein aus ihrer Stadt. Und nie war ihr eigentlich deren Komik so recht zum Bewußtsein gekommen. Nun aber nach dem ersten Blick auf diese Malerei hatte sie die Empfindung, ihre Bekannte heimlich schon immer so gesehen zu haben, als hinge hier das Urbild des weniger scharfen Abbildes der Natur.

Als sie mit unwillkürlichem Stolz auf den, der diese Erkenntnis sie gelehrt hatte, ihren Blick weitergleiten ließ über einige Stilleben und Akte, die ihr nichts sagten, prallte ihr Auge zurück, empört und sich wehrend gegen ein Erkennen und zum Erkennen doch gezwungen, von dem Brustbild eines jungen Menschen auf rosarotem Hintergrund. Die ganze semmelblonde Fadheit und Arroganz schwamm einem aus diesem Gesicht entgegen.

„Wer soll denn das sein?" fragte Frau Meisel, und in ihrem empörten Ton lag schon etwas wie ein Protest gegen die Antwort.

„Erkennst du den nicht? Ich dachte, der Bursche wäre doch so ziemlich getroffen."

„Du solltest die Karikatur abkratzen."

„Ich werde mich hüten. Ich habe ganze drei Stunden daran gearbeitet. Aber setz' dich doch, Mama. Sonst ist im Augenblick ja nichts mehr von Belang da."

Und schon wollte Frau Meisel der Weisung ihres Sohnes folgen, denn an der dem Fenster gegenüberliegenden Wand hingen einige Landschaften und Figuren, die sie schon von früher kannte, als sie nach dem Wandfleck über dem Diwan blickte. Er hatte vorhin, vom Licht der Tischlampe nicht er-

reicht, im Dunkel gelegen. Jetzt sah sie zwei Bilder dort, erkannte deutlich nur das eine und mußte im ersten Augenblick wieder lächeln unter dem Eindruck eines grotesken Erkennens, aber das kitzelnde Instrument stach tiefer, vergrößerte sich zur breiten Klinge, gegen deren wühlendes Bohren sie sich mit empörtem Schmerz aufbäumte.

Auf der spiegelnden Platte eines Mahagonitisches saß nach Schneiderart ein Mann in Lackschuhen, Smoking und steifem Faltenhemd. Mit liebevollster Sorgfalt war das goldene Kettchen mit den Miniaturorden auf den lackartig glänzenden Stoff gesetzt. So steif dieser war, so zerknittert war das zitronengelbe Affengesicht, dessen Materie belebt und förmlich in zitternder Bewegung war von Hundeangst, Schlauheit und Großmannssucht. In der Hand hielt das Männchen ein Bügeleisen. Daneben hing, ziemlich roh als Malerei und in der Charakteristik primitiv, ein Frauenkopf: auf grünem Hintergrund ein dunkelrot gequollenes Gesicht, eine Mischung von Zirkusdame und Dienstmädchen im Sonntagsstaat. Unter dem einen Bild stand „Papa", unter dem anderen „Mama".

„Das hättest du gar nicht drunter schreiben zu brauchen," sagte Frau Meisel nach einer Weile in ruhigem Ton. „Man erkennt uns auch so."

„Wenn du dich angemeldet hättest, hätte ich die Bilder abgenommen."

„Warum? Es ist recht lehrreich, zu wissen, wie du dir deine Eltern vorstellst."

Ihr eigenes Bild sah sie kaum an, es berührte sie nicht. Auf den ersten Blick hatte sie erfaßt, daß dies nur ihre Körperlichkeit war, das von außen ihr zugemessene Teil und nichts von ihrem wahren Sein. Desto tiefer aber verletzte das Bild seines Vaters sie, gerade weil mit so tödlicher Grausamkeit sein Wesen getroffen war, eine Seite davon; die andere aber, die, von der sie wußte, um derentwillen sie so tief mit ihm verwachsen war, um derentwillen er für sie ihr „guter Mann" schlechthin war — ahnte der Junge davon nichts? Stand er so lieblos und fremd diesem Manne gegenüber, der trotz allen Gegensätzen und Schroffheiten es auch mit ihm nur gut gemeint hatte?

‚Er sieht ihn so, Künstler haben ihre eigene Auffassung, mit seinem menschlichen Verhältnis hat das nichts zu tun,' verteidigte sie den Sohn. Aber dies Beschwichtigen konnte die grau fröstelnde Traurigkeit nicht in ihr zurückdämmen und auch nicht das unbestimmte Grauen vor irgend etwas Frevelhaftem.

Alfred hatte sich mit etwas zitternder Hand eine Zigarette angesteckt und blies jetzt mit affektiert gelangweilter Miene den Rauch aus der Lunge. „Willst du nicht endlich Platz nehmen, Mama?"

Sie riß sich aus ihren Gedanken los und blickte sich weiter in dem Raum um.

„So weit sieht es hier ja ganz ordentlich aus. Also du schläfst im Atelier? Ist denn das Bett auch gut?"

„Sehr gut," erwiderte er, die unordentlich zurückgeschlagene Decke höher ziehend.

„Was ist denn das für ein Zimmer nebenan?"

„Nur eine Rumpelkammer für Kisten und Kasten. Aber so nimm doch endlich Platz!"

Sie setzte sich. „Also du stehst jetzt vor deiner Verlobung?"

„Ich stehe sozusagen mitten drin," antwortete er lächelnd.

„Da haben wir Alten auch wohl ein Wörtchen mitzusprechen. Hast du dir die Sache auch gründlich überlegt?"

„Sehr gründlich und eingehend."

„Wie lange kennst du denn das Mädchen überhaupt?"

Er dachte nach. „Schon über einen Monat."

„Ich kannte deinen Vater drei Jahre, ehe wir einig wurden. Das ist heutzutage wohl anders. Immerhin, eine Verlobung ist eine sehr ernste Sache."

„Zweifellos. Mitunter kann sie sogar zur Heirat führen."

„Mach' keine dummen Witze," erwiderte sie streng und mußte doch unwillkürlich lächeln. „Mit dem Heiraten wird's noch gute Wege haben. Denn Papa gibt nicht so leicht seine Einwilligung."

„Papa wird fürchterlich toben. Darauf bin ich gefaßt. Es wäre mir nur sehr lieb, wenn er mir seine schmeichelhaften Ausdrücke unter vier Augen zukommen ließe. Nicht meinetwegen. Ich bin an seinen Bilderschatz gewöhnt. Aber im allgemeinen Familieninteresse. Und wenn er sich dann ausgetobt hat, tut er ja doch, was du für richtig hältst, Mama."

„Das müssen wir abwarten. Wie denkst du dir überhaupt deine Zukunft? Wo wollt ihr später wohnen?"

„In Berlin."

Frau Meisel schüttelte den Kopf. „Ihr solltet zu uns ziehen. Das wäre vielleicht die einzige Möglichkeit, Papa mit dieser Heirat auszusöhnen."

„Unmöglich. Ich brauche Berlin als Wirkungskreis."

„Sieh mal einer an! Und wovon wollt ihr leben, wenn Papa euch die Unterstützung entzieht?"

„Mama, spielen wir doch nicht die naiven Kinder! Ich traue Papa ja allerhand zu, aber dieser Geschmacklosigkeit halte ich ihn doch nicht für fähig. Übrigens hat er nicht mal das juristische Recht dazu."

„Ob er das hat, weiß ich nicht. Aber daß er dazu imstande ist, wenn du so dickköpfig bist —"

„Du scheinst absolut meine Situation zu verkennen. Hier in diesem Nest kennt mich jeder. Ich bin einfach der in Betracht kommende Maler. Der Mann der Zukunft. Aber was habe ich davon, unter diesen Schildbürgern? Berlin brauche ich als Markt. Wahrhaftig, du könntest auf meine bisherigen Erfolge doch einigermaßen stolz sein. Meine Bilder sind die ersten gewesen, die auf der Ausstellung einen Käufer gefunden haben. Zweitausend Mark — ist das ein Butterbrot?"

„Na, na, sagen wir mal die Hälfte. Tausend Mark ist auch ein schönes Geld."

„Nein, zwei.. Und das ist nicht irgendein Bekannter, der an mir einen Narren gefressen hat, sondern einer der ersten Amsterdamer Kunsthändler."

„Junge, Junge, den Holländer glöw ik di nich. Der wohnt im Mond."

„Mein Ehren—"

„Halt!" schrie seine Mutter und ließ ihre Hand schwer auf Alfreds Schulter fallen. „Du grüner Junge, was weißt du vom Ehrenwort? Ich habe mal in einer Familie gedient, wo der Sohn sein Ehrenwort gegeben hatte. Und weil er's nicht halten konnte, hat er sich mit einer Kugel aus der Welt geschafft. Der wußte, was ein Ehrenwort bedeutet. Aber du —"

„Mein Ehrenwort!" überschrie Alfred ihre Stimme. „Ich wiederhole: mein Ehrenwort! Und ich sage dir: es ist eine Schande, daß du die einzige in der ganzen Stadt bist, die mein Talent und meine Wahrheitsliebe in Zweifel zieht."

„Und ich sage dir," erwiderte seine Mutter, während sie sich ihm gegenüber mit der ganzen Wucht ihrer Gestalt erhob, „es ist eine Schande, daß gerade deine Mutter dich einen Lügner und Schwindler nennen muß. Denn weißt du, wer deine Bilder gekauft hat? Ich! Und mein Mittelsmann hat beim Sekretariat tausend Mark dafür bezahlt. Und keinen Heller mehr."

Alfred war ebenfalls aufgesprungen, hatte sich mit hysterischem Armfuchteln gegen diese Worte gewehrt, war dann auf seinen Stuhl zurückgetaumelt und brach nun in ein furchtbares Gelächter aus. „Du hast die Bilder gekauft? Gott steh' mir bei, das ist der groteskeste Schildbürgerstreich, den ein Mensch sich ausdenken kann. Du hast doch hoffentlich keinem Menschen ein Sterbenswort davon verraten?"

„Bis jetzt nicht. Aber nun soll alle Welt erfahren, was du für ein trauriger Geselle bist!"

„Kein Wort! Kein Wort, sage ich dir! Sonst — ist es aus zwischen uns." Seine Finger hatten sich in den Pelz der Mutter festgekrallt, die entsetzt auf sein Gesicht blickte, auf dem die funkelnde Wut mit soviel bebender Angst gemischt war, daß etwas von den Zügen ihres Mannes daraus gespensterte.

Totenstille entstand, ein lautloses, atemloses Schweigen, das doch erfüllt war vom schrecklichen Trümmerfall im Innern einer betrogenen Frau. Dann wurde dieses Schweigens herzabschnürende Umstrickung mit satyrhafter, grotesker Wirkung zerrissen durch ein herzhaftes Niesen aus dem Nebenraum.

Ehe noch Frau Meisel einen Schritt getan hatte, war Alfred ihr vorausgesprungen und stand breitbeinig vor der Tür. „Du gehst da nicht hinein, Mutter!"

„Tu die Hand von der Klinke weg!"

„Ich sage dir, du gehst nicht hinein!"

Als jetzt aber aus dem schweren Astrachanmantel ein Arm sich ausreckte und eine schwielige Hand sich drohend, schlagbereit gegen ihn erhob, ließ Alfred die seine fallen und trat zurück.

In dem eiskalten Raum hockte auf einem Koffer zwischen Kisten und Bilderrahmen ein niedliches kleines Mädchen in Hut und Mantel, aber ohne Schuhe. Es hatte die Arme um die hochgezogenen Beine geschlungen, und während seine Kinnladen vor Frost schnatterten, blickte es mit seinen braunen Augen zu der ungeheuren, schwarzen Erscheinung auf wie eine zitternde Maus zu einem Bären.

„Wer sind Sie?" fragte Frau Meisel streng.

„Das Mädchen ist mein Modell," antwortete Alfred.

„Du bist nicht gefragt. Sie sollen mir antworten. Sie sind doch kein Modell! Sie sind sein Verhältnis."

Das Mädchen ließ die Stirn auf die Knie fallen. Einige Augenblicke sah Frau Meisel finster auf das kleine zuckende Körperbündel hinab. „Gucken Sie mich mal an! Wird's bald? — Sie hätten sich früher schämen sollen. Jetzt ist das zu spät. So ein blutjunges Ding! Eigentlich müßte ich Ihren Eltern mitteilen, was Sie für Streiche machen. Wissen Sie denn nicht, daß mein Sohn verlobt ist?"

Aus den tränenbeströmten Augen des Mädchens flog ein Blick zu Alfred, als wenn es seinen Widerspruch erwartete. Aber der hatte die Augen gesenkt.

„Das hat mein sauberer Herr Sohn Ihnen wohl nicht erzählt? — Nun kommen Sie mal heraus und ziehen sich Schuhe an. Und dann marsch nach Haus! Daß Sie sich hier nicht wieder blicken lassen!"

Frau Meisel war ans Fenster getreten und blickte zu den nahen Nachbarhäusern hinüber, deren Seitenwände da und dort erhellte Fenster zeigten. Die meisten waren verhängt, aber durch die lockere Gardine des einen konnte sie in ein Zimmer sehen, wo Mann und Frau und mehrere Kinder friedlich im Lampenschein um einen Tisch saßen.

Während verworrene Schmerzgedanken durch ihr Hirn wogten, drängte sich ihr das Bewußtsein auf, daß sie ihren Aufstieg, der sie so hoch über ihresgleichen emporgetragen hatte, vielleicht mit ihrem Sohn bezahlen müßte. Wie friedlich lag das kleine Zimmer da, umhegt vom bescheidenen Lichtkreis, und die Wünsche und Träume und Pläne dieser Menschen stiegen gewiß nicht höher als der enge Raum, der sie umgab, flackerten und prasselten nicht so schlafzerstörend und alle andern Sorgen vergessen machend wie die, die in einem ähnlichen Zimmer ihr Mann und sie genährt hatten.

Das Mädchen hatte endlich die Schuhe gefunden und sich fortgeschlichen. Alfred, der sie hinausbegleitet, kehrte zurück.

„Skandalös!" murmelte er.

„Du nimmst mir das Wort aus dem Mund."

Ihr Blick ruhte fremd, in finsterm Schmerz auf dem Sohn, der wie sein eigner gespenstischer Doppelgänger vor ihr stand.

„An einem Arm die Braut, am andern das Verhältnis, die Eltern in den Schmutz gezogen und mit vollen Händen das Geld vertan — das ist der Lüderjahn, wie er leibt und lebt. — Du tust mir leid, Alfred," fügte sie leiser hinzu.

„Bitte, keine Redensarten. Wir beide stehn auf verschiedenen Ebenen."

„Nein, keine Redensarten und keine Vorwürfe! Du würdest ja nur darüber lachen. — Was jetzt kommt, ist ganz etwas anderes. Du tust mir leid. An dir ist viel gesündigt. Und ich trage die Hauptschuld. Für dich kommt jetzt eine schwere Lehre."

„Wenn du glaubst, daß ihr mich auf diese Weise klein kriegt —"

„Ach, du bist doch ein törichter, unreifer Mensch!" fiel sie ihm ins Wort. „Du wirst jetzt hier warten, verstanden! Ich werde mit Papa sprechen, er wird kommen und dir sagen, was er mit dir beschlossen hat."

„Da kann er lange warten!"

„Alfred!" Noch einmal klang in dem leisen Ausruf etwas von der alten mütterlichen Zärtlichkeit. „Dein Vater, über den du dich so erhaben dünkst, ist ja zehnmal klüger als du und ich. Der hat alles vorausgesehn, wie es jetzt gekommen ist, und hat mich immer gewarnt. Wenn du's gut mit dir meinst, dann tust du jetzt, was er dir befiehlt. Er ist trotz allem der einzige Freund, den du hast."

„Ich sage dir, die Zeiten sind vorbei, wo die Eltern über ihre Kinder verfügen, als wenn sie Haustiere wären."

„So? Sind die Zeiten vorbei, wo die Kinder ihren Eltern Gehorsam leisten? Dann sind wohl auch die Zeiten vorbei, wo die Eltern für ihre Kinder sorgen. — Du aufgeblasenes Nichts! Du wirst ja zerplatzen wie ein Windei, wenn wir dich fallen lassen."

Mit den weit offenen, schweren Flügeln ihres Pelzmantels rauschte sie an den Tisch, ergriff Schirm und Handschuh, und als das zu enge Leder beim Zerren über das plumpe Handgelenk zerriß, schleuderte sie den Handschuh verächtlich auf den Boden.

Noch einmal stand sie vor dem Sohn, und eine letzte Regung von Schmerz und Inbrunst drängte sie zu ihm hin, aber als wenn sie fühlte, daß der, den sie suchte, nicht vorhanden sei, riß sie das dunkel gerötete Gesicht herum und ging mit tränenblinden Augen zur Tür hinaus.

*

Die Immhofkinder hatten sich nebst Tinette durch einen Spaziergang für das Abendessen gestärkt und waren mit frischem Appetit nach Hause gekommen. Nun saßen sie, während die Erwachsenen eine nimmer endende Beratung hielten, in Christas Zimmer, hungrig und ungeduldig, und selbst der Trost des Grammophons war ihnen versagt. Obwohl sie in dem dunklen Gefühl, daß nicht alles nach Wunsch ginge, eine dem Ernst der Lage entsprechende Platte aufgelegt hatten, steckte Christa doch nach einiger Zeit den Kopf durch die Tür und gebot Stille.

Nach kurzer Rücksprache mit seiner Frau war Herr Meisel ins Atelier gegangen, hatte seinen Sohn aber nicht angetroffen.

Christa rief Tinette zu sich auf den Gang. Sie war so erregt und nahm sich das Unglück des Kindes so zu Herzen, daß sie es nur in ihre Arme schließen und einige Worte herzlichen Mitgefühls sagen konnte.

„Wollen sie nicht?" fragte Tinette.

„Nein. Seine Eltern wollen nicht, und auch dein Vater ist dagegen. Aber daran

liegt's nicht. Alfred —. Dein Vater wird dir alles erklären, mein liebes Kind."

Der Kammerherr entledigte sich dieser delikaten Aufgabe, als wenn er eine seiner beiden Gestrengen vor sich hätte. Da er aus Erfahrung wußte, daß die hohen Herrschaften alles vertragen konnten außer der Wahrheit, gab er Tinette eine so gewundene Erklärung, daß sie die Überzeugung bekam, nur der elterliche Widerspruch sei schuld, daß sie auf Alfred verzichten mußte. Doch packte sie als gehorsame Tochter die kleinen Geschenke zusammen und schrieb dazu einige, von ihrem Vater diktierte, würdige Zeilen.

Damit machte Herr Meisel sich nach einiger Zeit zum zweitenmal auf den Weg, um auch diesmal erfolglos zurückzukommen. Nur das Paket hatte er der Wirtin ausgehändigt.

Dann setzte man sich endlich zu Tisch, und das Abendessen wäre trauriger als ein Leichenschmaus verlaufen, ohne die bewundernswürdige Haltung des Kammerherrn. Nachdem das Ehepaar Meisel die Platte unberührt hatte vorübergehn lassen, kam sie an ihn, und er langte zu, nicht gerade reichlich, aber doch mit aufmerksamer Wahl, während er zugleich einige anerkennende Worte für die Wirtin, die sich so große Mühe gegeben hatte, einfließen ließ. Dadurch gestattete er auch der jungen Gesellschaft, ihren Hunger zu stillen, ohne den Anschein herzloser Gefräßigkeit zu erwecken. Und seine Worte, seine weder fröhlichen, noch traurigen, weder aufregenden, noch tiefsinnigen, sondern so angenehm nichtssagenden Bemerkungen schwebten über der alles verschlingenden schwarzen Trübsal wie milde Friedenstauben. Alle fühlten, ihm allein war es zu verdanken, wenn schließlich auch Frau Meisel nach einem tiefen Seufzer in den Brotkorb griff und sich ein Butterbrot strich.

Dann wurden die Kinder ins Bett geschickt.

Tinette zog sich ganz still, ohne ihre gymnastischen Übungen zu machen, aus. Das Licht war schon eine Weile gelöscht, und obwohl in dem Zimmer nicht der leiseste Laut zu hören war, hatte Annemarie doch die Überzeugung, daß ihre Kusine weinte. Tinettens Kummer äußerte sich meist sehr still, indem große Tränen aus ihren Augen perlten, ohne daß sich ihr Gesicht im geringsten verzog.

„Was hast du eigentlich an Alfred geschrieben?" fragte Annemarie nach einer Weile.

Tinette wiederholte den Inhalt des Briefes und fügte hinzu: „Darum aber gebe ich ihn noch längst nicht auf."

Annemarie schwankte, ob sie ihre Kusine schonen oder aufklären sollte. Schließlich überwog der Wunsch, ihre Wissenschaft mitzuteilen, und sie erzählte, was ihre Mutter ihr mitgeteilt hatte: daß Alfred mit seinen Bildern geschwindelt und daß seine Mutter ein Mädchen bei ihm entdeckt hatte.

„Ach, das war sicher die Tochter vom Bäcker Rösel," antwortete Tinette.

„Wieso? Woher weißt du das?"

„Ich fand in seiner Brieftasche eine Photographie, und da hat er mir gestanden, daß er mit ihr ein Verhältnis hat. Er meinte, es wäre doch nicht nett, wenn er ihr gleich den Laufpaß gäbe. Er wollte die Geschichte lieber allmählich einschlafen lassen."

„Meiner dürfte das nicht!" entrüstete sich Annemarie. „Meiner müßte a tempo mit allen Schluß machen."

„Du hast eben eine andere Weltanschauung," entgegnete Tinette sanft.

Noch nie hatte Annemarie dies Wort im Munde ihrer Kusine gehört, und sie dachte lange darüber nach, woher sie es haben könnte.

Die kleine Tinette aber machte sich Gedanken, was Alfred wohl nun unternehmen würde? Ob er verlangen würde, daß sie mit ihm durchginge? Und ob sie es wohl tun würde? — — —

Am nächsten Morgen versuchten die Eltern noch ein drittesmal, ihren verlorenen Sohn zur Rede zu stellen. Aber er war in der Nacht überhaupt nicht nach Hause gekommen. Nachdem er bei einem Bekannten kampiert hatte, versicherte er sich erst durch einen Anruf im Hotel, daß seine Eltern abgereist seien, ehe er in sein Atelier zurückkehrte.

Als er den Absagebrief Tinettes gelesen hatte, machte er sich gegen Mittag auf den Weg, um sie abzufangen und mit ihr zu sprechen. Aber vor der Handelsschule gewahrte er Christa, die sogleich auf ihn zuging und ihn in ernstem Tone bat, er möge jeden Versuch, Tinette heimlich zu treffen, unterlassen. Dadurch würde er sie nur in Unannehmlichkeiten stürzen und Christa zwingen, das Kind zu ihrem Vater zurückzuschicken.

Am nächsten Abend fand Alfred eine ungewöhnlich reiche Post in seinem Atelier vor. Zwar waren es meist Drucksachen in weißen, rosa und blauen Kuverts. Die billigen Geschäftsumschläge überwogen. Er öffnete einen und wurde dunkelrot. Er öffnete einen zweiten und lächelte höhnisch. Beim dritten wurden seine Züge blaß und nach dem sechsten waren sie fahl geworden.

Einige Briefe enthielten Rechnungen, die

meisten aber die letzte Nummer des Lokalblattes und darin umrändert, angestrichen, manchmal auch mit einer hämischen Bemerkung versehen, ein Inserat:

> „Ich bitte, meinem Sohn, dem Kunstmaler Alfred Meisel, nichts zu borgen, da ich für seine Schulden nicht aufkomme.
>
> Kommissionsrat A. Th. Meisel.“

Während Alfred um sich blickte, schien ihm das Licht im Atelier verändert, die Luft nicht mehr die gleiche, und auf einmal hatte diese Veränderung sich auf die ganze Stadt übertragen. Verschwunden die gutmütigen Philistergestalten, die betulichen Geschäftsleute, die dienernden Kommis, die springenden Ladenmädchen. Zerstoben all die Freunde, die immer schon von weitem gewinkt hatten, als käme mit ihm das schöne Wetter, die sich um seinen Kaffeehaustisch geschart, seine Witze belacht und seine Kunsttheorien angehört hatten wie eines Hohenpriesters Prophezeiungen. Auf das Kommando dieses kleinen Inserats hatten sie alle ihre Maskerade abgelegt und zeigten ihre wahre Gestalt, umdrängten ihn in dichten Reihen, ein bösartiges Gesindel mit Affenvisagen und Shylocksphysiognomien, die gutmütigsten, die frechsten, die demütigsten, die drohendsten, die erbärmlichsten Wichte schwenkten am höchsten das seinen Sturz verkündigende Zeitungsblatt.

In der Tat, ein böser Fall, und Alfred brauchte Zeit, bis er seine Fassung wiederfand und sich mit gelassener Hand eine Zigarette anzünden konnte. Daß an diesem Streich einzig sein Vater schuld sei, schien ihm gewiß. Der hatte also diesmal die Mutter überstimmt. Aber es sollte nicht so gehn wie damals, als der von der Schule Gejagte in der väterlichen Werkstatt schlecht und recht eine dreijährige Lehrzeit hatte durchmachen müssen.

Nach einigen Stunden scharfen Nachdenkens war Alfred zu dem Entschluß gekommen, daß er vor allem an die heimatliche Zeitung eine Anzeige schicken müßte:

> „Allen Freunden und Verwandten zur Nachricht, daß ich mich von meinen Eltern, dem Herrn Kommissionsrat A. Th. Meisel und seiner Gemahlin Emilie, geb. Buhnke, vollständig losgesagt und jede Verbindung mit ihnen abgebrochen habe.
>
> Alfred Meisel, Kunstmaler.“

Dann würde er verschwinden, spurlos verdampfen. Während er aller Welt erzählte, daß er eine Reise nach Italien anträte, würde er nach Berlin übersiedeln. Und wenn dann nach einer Ausstellung seiner Bilder durch Zeitungskritiken sein Name wieder zu den Eltern gelangte — hei, wie würde da seine Mutter angebraust kommen und ihren Sohn um Verzeihung bitten!

Wenn er in den nächsten Tagen einem Bekannten begegnete, fragte er ihn sofort, ob er das Inserat schon gelesen hätte. „Nicht ernst zu nehmen, dieser Tobsuchtsanfall des alten Mannes. Hochgradige Arterienverkalkung! Hat sich von irgend 'nem Trottel von Akademieprofessor aufhetzen lassen. Höchste Zeit, daß diese Petrefakten von der Plattform verschwinden. Na, ich habe einstweilen genug von dem deutschen Muff, will mich mal ein Jahr in Italien auslüften.“

Nachdem Alfred einige kleinere Rechnungen bezahlt und mehrere größere schuldig geblieben war und Kisten und Koffer an die Bahn spediert hatte, lud er die ganze Kumpanei seiner Freunde zu einem Abschiedsschmaus. An Leckerbissen war nicht gespart, Wein und Schnaps waren von der erprobten Sorte. Es ging lustig und hoch her in dem Atelier. Wieder einmal wurde die große Schlacht gegen die Philister geschlagen, die derweil friedlich in ihren Betten schliefen und nicht ahnten, welches Blutbad ihnen beschieden war, und wieder einmal brach das goldene Zeitalter an, da nicht mühsame Werkeltagsarbeit, sondern die lustigen Träume der Künstler die Welt aufbauten.

Aber ob die jungen Herren nun schärfer als sonst gezecht, ob Alfred sich beim Einkauf verrechnet hatte, bald nach Mitternacht waren die alkoholischen Vorräte erschöpft. Vergeblich schüttelte man die Flaschen und stellte sie auf den Kopf. Da brach die ganze Gesellschaft mit vielen Heil- und Siegeswünschen und Grüßen an die Rosen aus dem Süden auf und stapfte flüsternd die alten Stiegen hinunter, die, in ihrem ersten Schlaf gestört, unmutig krachten und knarrten.

‚Bande!‘ dachte Alfred, nachdem er die Haustür geschlossen.

In seinem Atelier wollte er das Licht ausdrehn und sich auskleiden. Aber benebelt, wie er war, sank er auf einen Stuhl und schlief sofort ein.

Als er aufwachte, glitzerte das Mondlicht durch die Eisblumen auf den Fensterscheiben, und auf der Wand, gerade da, wo die Bilder von „Papa“ und „Mama“ gehangen hatten, breitete sich ein blasses Flimmern aus, gleich huschenden Händen. Der ganze Raum, eben noch erfüllt von Glut und Rausch und wilden Reden, lag in dem geisternden Dämmerlicht wie eine stille, kühle Eisgruft, und ebenso verwandelt fühlte Alfred sich selbst:

nicht mehr der große Mann der Zukunft, sondern mit seinen frosterstarrten Gliedern in den glibbrig kalten Kleidern wie zusammengeschrumpft und zurückgewachsen zur ängstlichen Kindergestalt. Und während er unbeweglich die irgend etwas suchenden Mondhände anstarrte, grub eine andere geisterhafte Hand aus seinem wirren Hirn ein Erlebnis hervor: wie er als kleiner Knabe ins Eis des nahen Teiches eingebrochen war. Klappernd vor Kälte, das Herz umkrallt vom Grausen des nahen Ertrinkungstodes, gejagt vom Verlangen nach warmer Menschennähe, war er, aus Angst vor der verdienten Schelte, doch nur zögernd nach Hause geschlichen. Aber nichts von Zorn und Schimpf! Seine Mutter hatte ihn ins Bett gesteckt, und wärmer, linder als alle Labsal hatte sein Herz ihr liebes Gesicht gefühlt . . . ‚Dumm,‘ dachte Alfred, ‚daß die Bilder noch dagehangen hatten!‘

Wütend sprang er auf. Jetzt Sentimentalitäten? Ins Bett und ein paar Stunden geschlafen. Sein D-Zug ging erst am späten Vormittag.

Aber unter der kalten Decke wurde er erst recht munter und spürte nach allen Zukunftsfanfaren das Bedürfnis, seine finanzielle Lage zu untersuchen. Er rechnete zusammen, was ihm blieb — verflucht wenig für die Eroberung Berlins. Als er dann aber seine Brieftasche und sein Portemonnaie leerte, fehlten an der errechneten Summe etwa hundert Mark. Wie wenn das ganze Gelingen seines Planes an dieser Kleinigkeit gehangen hätte, durchfröstelte ihn gottsjämmerliche Angst und flüsterte ihm zu, die ganze Reise aufzugeben. Aber noch einmal sprang er wütend auf und zog seine Kleider wieder an. Er erinnerte sich, daß vor dem D-Zug in aller Frühe noch ein Personenzug ging. Als liefe er vor seiner eigenen Angst davon, konnte er gar nicht eilig und heimlich genug das Haus verlassen.

Am Schalter nahm er eine Karte vierter Klasse und zwängte sich durch die müden Reisenden auf einen freien Platz. In der von Hitze und Ausdünstungen schwülen Luft fielen ihm vor Erschöpfung die Augen zu.

Als er sie aufschlug, stand vor ihm die Jammergestalt eines alten Mannes, mit einer Schere und einem Bogen schwarzen Papiers in der Hand, flüsterte über ihn gebeugt: „Bitt' schön, werter Herr! Akademisch gebildeter Kunstmaler. Eine Silhouette, treffend ähnlich. Ein schönes Andenken. Nur eine Mark. — Tun Sie's doch. Ich kann Ihnen mein Diplom zeigen. Akademisch gebildeter Maler. Fünfzig Pfennig, werter Herr. Mir geht's so schlecht.“

Eines grauen Wintermorgens, als Christa vor dem Ofen hockte und mit geblähten Backen in das feuchte Holz blies, das nicht Feuer fangen wollte, tönte von der Straße her das tiefe, behagliche Brüllen einer Kuh.

Christa hob das Gesicht, und in ihre Augen, aus denen dicke Tränen tropften, teils vor Wut über den Ofen, teils aus allgemeiner Trübsal, trat ein erstauntes Leuchten, ein Aufhorchen wie nach einem Ruf aus fernem, schönerem Irgendwoher. Das gepeinigte Fünkchen benutzte diese Windstille, um zur hellen Flamme aufzuschlagen. Was hatte diese Kuh ihr mitzuteilen? Auf einmal wußte sie's und saß mit in sich ruhendem Blick still sinnend auf einem Stuhl.

Vor — vor — ach ja, gerade neun Monate vor Susis Geburt war sie mit ihrem Mann in einem kleinen Harzort eingetroffen, beide froh, für vier Wochen Urlaub alles, was Kommiß hieß, zu vergessen. Und ihre Gesichter hatten sich sehr in die Länge gezogen, als sie auf der Fremdentafel der Villa den Namen ihres Obersten und seiner Frau lasen. Zum Glück erfuhren sie, daß die beiden in spätestens acht Tagen abreisen würden. Doch um die erste Woche Ferienglück waren sie ziemlich betrogen.

Zwar hatte der Oberst erklärt, das junge Paar dürfe überhaupt keine Notiz von ihnen nehmen, aber es ergab sich doch, daß man an einem Sondertisch zusammenspeiste und auch die Spaziergänge gemeinsam machte. Bitterer war noch, daß die fromme Frau Oberst Christas Anwesenheit bei ihren Morgenandachten in aller Herrgottsfrüh für erforderlich hielt, und geradezu eine Pein war der Abenddienst, zu dem der alte Herr, der trotz seiner schlohweißen Haare noch zum Klub der Bettschoner gehörte, seinen Hauptmann heranzog.

So hatte das junge Paar kaum weniger strammen Dienst als in der Garnison, und ihre Ehe während dieser Woche glich der des Nachtwächters mit der Waschfrau.

An einem hellen Sommermorgen aber, als der gemeinsame Spaziergang zu irgendwelchen Raben- oder Teufelsklippen führen sollte, hatte der Hauptmann von dem halsbrecherischen Weg auf diese Felsen eine so furchteinflößende Schilderung gemacht, daß der Oberst mit Rücksicht auf seine schwindlige Frau das junge Paar allein vorausschickte. Kaum waren die beiden außer Sehweite, als Christas Mann sie mit den süßesten Liebesbeteuerungen abgeküßt und ins Walddickicht getragen hatte, um sie dort sanft, wenn auch etwas stürmisch, ins weiche Moos zu betten.

Im Augenblick nun, wo Christa aus pur-

purnem Liebesdunkel die Augen wieder ins grüne Sonnenlicht aufgeschlagen hatte, streckte von den umbuschten Felsen über ihr eine Kuh den Kopf hervor und rief ihr ein tief dröhnendes Muh zu.

„Uh, du alte Kuh, was sind wir für unartige Kinder!“ rief der Hauptmann zurück, und aus seinem Gesicht lachte das strahlende Vergnügen eines Kadetten, dem ein guter Streich gelungen ist.

Das Feuer prasselte jetzt hell und warf auf Christas Gesicht seinen rötlichen Schein, der wie ein Widerschein und eine symbolische Sichtbarmachung des in ihrem Innern aufglühenden Gefühls war. Während unter dem Nachgefühl dieser Liebesstunde Dankbarkeit sie süß und heiß durchrann, war die kalte Traurigkeit, unter der ihre Vergangenheit erstarrt gelegen hatte, auf einmal gelöst und zerschmolzen. Andere Erinnerungen sprangen auf, befreite Quellen, tränkten die Verdurstete, wuschen das Gift aus ihrer Wunde. Und was ihr so plötzlich und hart enttäuschtes Herz und die Demütigung ihres Weibgefühls als eine einzige große Täuschung, als eine ewige Lüge von seiten ihres Mannes und als Selbstverblendung von ihrer Seite gemalt hatte, bekam jetzt wieder sein wahres Gesicht, wurde aus dem dunklen Schemen lebendiges Leben, eine unübersehbare Kette von Tagen, aus denen gerade die glücklichen Stunden ihr entgegenleuchteten.

Tränen rannen über ihr lächelndes Gesicht, und während die sanften und linden Tränen dem galten, den sie verloren hatte, grüßte das leise Lächeln sie selbst, die ihr nun wiedergeschenkt war.

Sie erhob sich und öffnete eine seit Jahren verschlossene Truhe. Dort lagen verhüllt und verschnürt eine Anzahl Photographien, die während ihrer Ehe hergestellt waren. Darunter auch ein größeres Bild ihres Mannes. Sie hatte es nach seinem Tode hier verborgen, da sie seinen Anblick nicht ertragen konnte. Jetzt stellte sie es wieder auf seinen alten Platz auf dem Schreibtisch, saß lange davor und las in den Zügen. Und das Gesicht, dessen etwas künstliche Forschheit die jungenhafte Vergnügtheit darunter nur oberflächlich verbarg, enthüllte sich ihr jetzt, da sie es nicht mehr mit dem verklärenden Blick der jungen Frau, aber auch nicht mit dem umdüsterten der betrogenen betrachtete, als das eines liebenswürdigen und leichtsinnigen Mannes, der in seiner seelischen Struktur ein Knabe geblieben war. Sie erinnerte sich an Wiedemanns Ausspruch, daß er vielleicht gerade zur rechten Zeit aus ihrem Leben geschieden sei, da sonst sie, über ihn hinauswachsend, ihn als eine Fessel empfunden, sich, wenigstens innerlich, von ihm getrennt hätte. Sie ließ das Bild an seinem Platz, und als die Kinder um Mittag nach Hause kamen, grüßten sie es jedes auf seine Art.

Klaus, der wohl als einziger mit frühreifem Verständnis an dem Leid seiner Mutter teilgenommen hatte, stand ernst und ohne etwas zu sagen, vor dem Bild und ließ dann heimlich seinen Blick zu ihr hinübergleiten, als ahnte er auch jetzt, was in ihrem Herzen vorgegangen war. Annemarie aber freute sich unverhohlen, und etwas wie ein Widerschein von dem Lächeln des Bildes überflog ihr Gesicht, während sie es salutierte. „O famos! Da ist ja Vati wieder aufgetaucht. Doch ein schöner Mann!“ Erich aber strahlte vor Stolz, und der weichherzigen Susi traten gleich die Tränen in die Augen.

Nachmittags zeigte sie der Mutter einen Schneeglöckchenstrauß, den sie gekauft hatte, um dem wiedergefundenen Vater ein Kränzlein daraus zu winden. Von nun an verlangte sie immer mehr von ihm zu hören. Er wurde der Lieblingsheld der Geschichten, die Christa ihr vor dem Einschlafen erzählen mußte. So erstand der Tote aus dem Geist dieses Kindes zu einem neuen, verklärten Leben, und in dem Maß, wie Christa über dem Guten, das sie von ihm wußte, ihre Enttäuschung vergaß, sah sie auch ihre Ehe und sich selbst wieder in einem helleren Licht.

Daß es aber Wiedemann gewesen war, der ihr zuerst die Binde von den Augen genommen hatte, daran erinnerte sie sich voll Dankbarkeit. Seine klugen und menschlichen Worte hatten sie an einem gefährlichen Punkt ihres Weges zur Umkehr gemahnt.

Beglückt durch seinen Umgang, vergalt Christa ihre Freude durch mancherlei kleine Huldigungen. Er sollte wissen, daß es in dieser Stadt, die nur den kümmerlich entlohnten Reporter in ihm sah, einen Menschen gab, der ihn als Dichter ehrte. Und diese Gefühle erstreckte sie auch auf seine Frau, für die sie mit der Zeit immer mehr eine herzliche Zuneigung empfand. Frau Wiedemann freilich schien für eine Freundschaft unter Frauen nicht viel Sinn zu haben. Doch glaubte Christa ihre Gefühle erwidert und freute sich des schönen Einvernehmens, das sie noch zu vertiefen hoffte.

Wie es aber in Frau Wiedemanns Herzen wirklich aussah, und was für schwarze Wolken sich dort zusammenbrauten, davon ahnte sie nichts.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Reinhold Nägele

Von Prof. Dr. Max Diez

Als in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts die frühesten Bilder Reinhold Nägeles in den Kunstvereinen und auf den allgemeinen Kunstausstellungen erschienen, wußte fast niemand sich einen Vers darauf zu machen, so fremd, so seltsam und kapriziös erschienen sie. Man sah, es war ein fertiger Künstler, obwohl er damals noch recht jung war, denn er ist 1884 in Stuttgart geboren; aber eben diese Fertigkeit ließ ihn nur um so fremdartiger erscheinen. Künstler und Kunstkenner sahen wohl die künstlerischen Qualitäten darin, den sicheren Strich, die freie Hand, die feine Tönung, den bestimmten und bewußten Künstlerwillen, und es bleibt ein



Volksfest. Gemälde. 1909. Privatbesitz



Konzert. Gemälde. 1909. Stuttgart, Kunsthaus Schaller

Ruhmestitel für Cassirer, daß er ihm gleich eine Sammelausstellung machte. Aber die ganze Art lag so weit ab von dem, was man damals Malerei nannte, daß Künstler und Publikum kaum über Achselzucken und Kopfschütteln hinauskamen.

Auch heute, wo die Kunst Nägeles vielen bekannt und von recht verschiedenen Menschen geliebt ist, wo sie in einer Reihe von Sammelausstellungen in Berlin, München, Stuttgart gezeigt worden ist, wo sich öffentliche Galerien darum bemühen, wo es Sammler dieser Werke gibt, ist Befremden vielfach der erste Eindruck, den sie machen. Das liegt vor allen an dem phantastischen Zug, den viele, namentlich unter den frühen Bildern, an sich haben. Das „Was ist das?“ war manchmal nicht ganz einfach zu beantworten, noch schwieriger das „Was bedeutet das?“ Die Sachen waren eben originell, und das Ungewohnte begegnet in der Kunst erfahrungsgemäß immer zuerst dem Zweifel und dem Bedenken.

Doch konnte niemand gleichgültig an den Bildern vorübergehen. Sie luden immer ein, sich in sie zu vertiefen, sie wirklich anzusehen, sie nachfühlend zu betrachten. Lädt ein Bild dazu ein, so hat es schon die erste künstlerische Aufgabe erfüllt. Denn dies muß jedem Kunstwerk zuerst gelingen:



Auf allerhöchsten Befehl. Gemälde. 1908. Stuttgart, Sammlung Borst

es muß zum Betrachten einladen. Das ist der Sinn aller der formellen Reize, durch die ein Bild den Sinnen und der Einbildungskraft wohltut; sie sind das Mittel, durch welches der Künstler den Beschauer veranlaßt, auch dem Gehalt des Bildes näherzutreten und ihn auf sich wirken zu lassen. Es kommt ja oft genug vor, daß ein Bild nichts hat als diese äußeren Reize, und daß die durch sie angelockte Phantasie nichts hinter ihnen findet; aber dann ist ein solches Bild einem schönen Tor zu vergleichen, das in einen Garten einlädt, in dem nichts wächst. Dies nun konnte bei



Böblingen. Gemälde. 1916

Nägeles Bildern niemand begegnen. Der Künstler hatte etwas zu sagen, und in seinem Garten liefen heitere Wege, standen blühende Büsche und fruchttragende Bäume. So konnte kein Kunstverständiger vorübergehen, ohne sich in sie zu vertiefen; das anfängliche Befremden schloß den Trieb, sie zu betrachten, nicht aus.

Daß sie so seltsam und absonderlich erschienen, das hing nicht zum geringsten Teil auch mit der Zeit zusammen, in der sie zuerst auftraten. Heute schon ist diese Fremdartigkeit lange nicht mehr so groß wie damals: wir haben noch ganz anderes von fremdartigem Charakter gesehen, gebrochene Glieder, verdrehte Köpfe, wild durcheinanderwirbelnde, starke Farbflecken, die kein Auge und keine Phantasie mehr zusammenbringen konnte. Damals war noch immer die Blütezeit des Impressionismus, und was daneben noch spukte, das waren die Kompositionsprobleme, die Farbenexperimente und gewisse symbolistische Tendenzen, die ersten Zuckungen des Expressionismus. Es war ein neues Bildideal aufgekommen, das Ideal eines Bildes, das nicht nacheinander in seinen Einzelheiten gesehen, sondern mit einem Blick sollte aufgefaßt werden können, und zu diesem Zweck nicht nur alle Einzelheiten unterdrückte, sondern schließlich auch den Gehalt möglichst ausschloß, damit das Auge durch nichts, auch nicht die Phantasie von der bloßen Impression abgezogen werde. So hingen die Säle noch voll von den breiten Malereien des impressionistischen Pinselstrichs, und jede feinpinselige Arbeit erregte das Vorurteil des Unkünstlerischen, weil nicht Bildhaften. Da tauchten nun diese Bilder von Nägele auf mit ihrer zarten Tönung, mit ihren Miniaturfigürchen, mit ihrer spitzen Pinselführung, mit ihrem unbeschreiblichen Humor, mit dem verpönten Gehalt an innerem Leben, mit der ebenso verpönten Aufforderung, sich in das einzelne zu versenken. Mit äußerster Liebe gemalt, wie nur der echte Humor der Dichtung malte, der Humor Sternes und Jean Pauls, der das Naive, das Kindliche, den einfältigen Bedienten, das Schulmeisterlein vor Augen führte, kurz das Kleine im Leben. So malte Nägele das Ameisengewimmel des Lebens, jedes Pinselstrichlein Liebe atmend, aber auch jeder Pinselstrich sitzend, sprechend, erzählend, kurz meisterhaft hingesetzt. In dem Seltsamen konnte man doch nichts eigentlich Willkürliches finden, nichts Einzelnes forderte zur Kritik heraus, weil, wenn man den Künstler überhaupt zugab, alles so selbstverständlich, so innerlich notwendig war; weil man sah, daß es bei diesem Künstler nicht anders sein konnte. Es war einmal wieder eine gewordene, nicht eine gemachte Kunst, der Ausdruck nicht bloß eines Künstlerwillens, sondern



Industrie (Gaswerk Düsseldorf). Pastell von Richard Geßner



Familienbild. Gemälde. 1911

einfach einer Persönlichkeit. Überblickt man die Kunstgeschichte, so erschien die Kunst Nägeles als eine Kunst fast ohne Ahnen, ohne Schule, ohne irgendeine bekannte Manier, eine Kunst für sich. Man dachte an den Vers Schillers: „Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,“ oder an die Athene, wie sie erwachsen und ganz fertig in ihrer vollen Rüstung aus dem Haupte des Zeus sprang.

Es ist eine glänzende Gabe der Gottheit, wenn ein Künstler gleich von vornherein so selbst und gar nur er selbst ist; und natürlich ist es auch eine seltene Gabe. Nägele hat eigentlich keinen Vorgänger; nur in Berlin, wo er zuerst mit selbständigen Arbeiten hervortrat, einen Mitstrebenden, Walser, einen Künstler von ganz demselben Bildungsgang, herausgewachsen aus der Dekorationsmalerei, der aber nachher zur monumentalen Kunst überging. Er ist der einzige, der Nägele stärker beeinflußt zu haben scheint, insbesondere in der Zeit, wo Walser wesentlich Illustrator war. Aber die Beeinflussung muß auf ein ganz verwandtes Talent gestoßen sein; man bemerkt bei Nägele keinerlei Unsicherheit in dem Weg, den er machte. Die meisten Künstler haben in ihren Erstlingswerken etwas Unfertiges, Suchendes, Tastendes. Sie erinnern in Form und Strich, ja oft auch im Stoff an den und jenen, bei dem sie gelernt haben; sie suchen oft genug erst nach dem ihrer eigenen Natur Gemäßen, dem Stoff, zu dem die Natur sie zieht, dem Pinselstrich, der ihnen liegt; oft müssen sie erst das Format finden, das ihnen paßt, vergreifen sich in der Größe, malen das an sich Kleine mit großem, breitem Pinsel, weil das eben gerade Mode ist. Wie oft und wie lange Zeit ist das kleine Bild, das nur für die Wand des engen Zimmers bestimmt sein konnte, mit einem Strich gemalt worden, der in dem engen Raum nicht einmal das Maß des Fernstehens zuließ, bei dem das Bild „zusammenging“.

Nichts von alledem bei Nägele! Wie er auftritt, ist er fertig und nur er selbst. Es liegt vom Standpunkt der Künstlerausbildung etwas Tragisches in der Erkenntnis, daß ihm das schwerlich gelungen wäre, wenn er den normalen Weg durch eine Kunstschule gegangen wäre. So bildet er, Sohn eines Zimmermalers, sich nur als



Modenschau. Hinterglasmalerei. 1922. Stuttgart, Sammlung Borst

Zimmermaler aus, und in seinen eigentlichen Kunstwerken ist er Autodidakt; das ist die Gunst, die ihm das Schicksal gewährt hat. Er hat seine besondere Art, die Welt zu sehen und in die Welt zu sehen, unbeirrt durch eine starke Lehrerpersönlichkeit behalten können.

Natürlich fragt man sich, auf welchem Weg die Natur diese Art von originellem Sehen hervorgebracht hat. Zuweilen wird man an das scharfe, in seiner Kleinheit so ungemein feine und zierliche Bild erinnert, das sich vor dem umgekehrten Opernglas zeigt, oder das Bild des hohlgeschliffenen Kristallglases, und sagt sich: in einer Zeit, wo man manchmal in Künstlerkreisen hörte, daß man mit der Vergrößerungsbrille sehen müsse, um wirklich ein Bild zu sehen, um die Umrisse weich und fließend zu machen, oder daß der kurzsichtige Künstler die Brille ablegen müsse, um den Linien eine künstliche Verschwommenheit zu geben, da mußte es ja schon infolge des natürlichen Gegenschlages auch einmal einen Künstler geben, der den Reiz und den Wert des Umgekehrten, der Linienfeinheit in der Natur fühlte; man sagte sich, daß Nägele in dieser Zeit durch irgendeinen Natureindruck einmal auf den besonderen ästhetischen Reiz des ganz feinen Bildes aufmerksam geworden sein müsse, etwa so, wie der Kurzsichtige, der mit seinen eigenen Augen nur die breiten Licht- und Schattenmassen des Baumes oder der Allee sieht, auf einmal mit der seinen Augen angepaßten Brille alle die unendliche Feinheit erkennt, mit der sich die einzelnen Blätter und Ästchen in die blaue oder graue Luft hineinzeichnen. Aber mit dieser oder einer ähnlichen Naturimpression wäre bei Nägele längst nicht alles gesagt und erklärt. Man muß die seelische Wirkung ins Auge fassen, die diese Kleinheit, Zartheit und Linienschärfe hervorbringt. Die Menschheit, die so dargestellt wird, wird in der Tat klein, sie wird zu einem Volk von Liliputanern; es ist, wie ich oben sagte, das Gewimmel des Ameisenhaufens, das vor unsern Blicken auftaucht, das ganze Treiben der Menschen bekommt einen Stich ins Komische, wird ein bißchen lächerlich. Aber indem es mit solcher Liebe aufgefaßt, mit diesem spitzen, sorgsamen Pinsel umrissen wird, spürt man die Liebe des Künstlers zu der kleinen, feinen Welt und empfindet mit dem Lächerlichen zugleich einen kleinen Zug der Rührung — das ist der echte Humor,



An der Ostsee. Hinterglasmalerei. 1921

der, wie Jean Paul sagt, die Welt mit einem lächelnden, einem weinenden Auge zugleich ansieht. Der Künstler hat nicht bloß eine besondere Art, die Welt zu sehen, sondern auch eine besondere Art, die Menschen zu fühlen. Diese besondere Art, sie zu fühlen, hat ihre ganz entsprechende Art, sie zu sehen, und das ist's, was den Bildern Nägeles ihre künstlerische Einheit, Geschlossenheit und Harmonie gibt, die nur da vorhanden ist, wo die Art zu fühlen und die Art zu sehen sich vollkommen decken. Man könnte dies den klassischen Zug in diesen Bildern nennen; denn Klassizität kann die Ästhetik nur da finden, wo Inhalt und Form sich vollkommen entsprechen, wo der Künstler das, was er Besonderes will, mit seinen besonderen Mitteln vollkommen erreicht. Nägele trägt insofern die Züge des Genialen, als er mit innerer Notwendigkeit schafft, was er schafft; als er schafft, weil er nicht anders kann und wie er nicht anders kann. Ein solcher Künstler offenbart, wie ein Stück Natur, die Zusammenhänge des Lebens; man kann ihm die Gesetze der künstlerischen Natur ablauschen. So in diesem Fall den Zusammenhang des Kleinsehens und des Liebevoll-Sehens oder der Spitzfindigkeit und des Humors. — Um Nägele richtig zu würdigen, muß man sich klarmachen, daß es in der Kunst keine alleinseligmachende Kirche gibt. Die Menschheit verfällt in der Kunst immer wieder in den Fehler, alles bis auf eines zu verwerfen und zu verachten. Deswegen wechseln wir ewig zwischen Stilen und Manieren, zwischen dem Klassizismus und der Romantik, zwischen dem Malerischen und dem Zeichnerischen, zwischen Impressionismus und Expressionismus, und jedesmal tritt die neue Richtung mit dem Anspruch auf, das einzig Berechtigte zu sein. Diese engherzige Programmhaftigkeit ist zu verwerfen. Es gibt hundert Wege, den künstlerischen Eindruck zu erreichen, und alle sind notwendig, um die ganze Fülle des ästhetischen Lebens zum Ausdruck zu bringen. Man sollte das ja heute nicht mehr sagen müssen, nachdem schon am Anfang des vorigen Jahrhunderts der alte „Klosterbruder", der Romantiker Wackenroder, erkannt hatte, daß Raffael ganz und gar nicht das A und O aller Kunst ist, sondern, wenn man ihn das A nennen will, mindestens Dürer das O heißen muß, und wenn Rom die eine Hochburg der Kunst ist, Nürnberg die



Stuttgart. Gemälde. 1923. Im Besitze der Staatl. Gemälde-Galerie, Stuttgart

zweite sein muß; daß, wenn die italienische Malerei echte Kunst, die niederländische ebenso von echten Eltern gezeugt ist. Aber immer wieder taucht in Künstlerkreisen der alte Wahn auf, und das hindert denn oft selbst den bedeutenden Künstler, fremder Art gerecht zu werden; das ruft dann jene Fehlurteile eines Böcklin, eines Feuerbach, aber auch Fehlurteile über Böcklin und Feuerbach hervor, die die Verzweiflung des unbefangenen Kenners und Liebhabers der Kunst bilden.

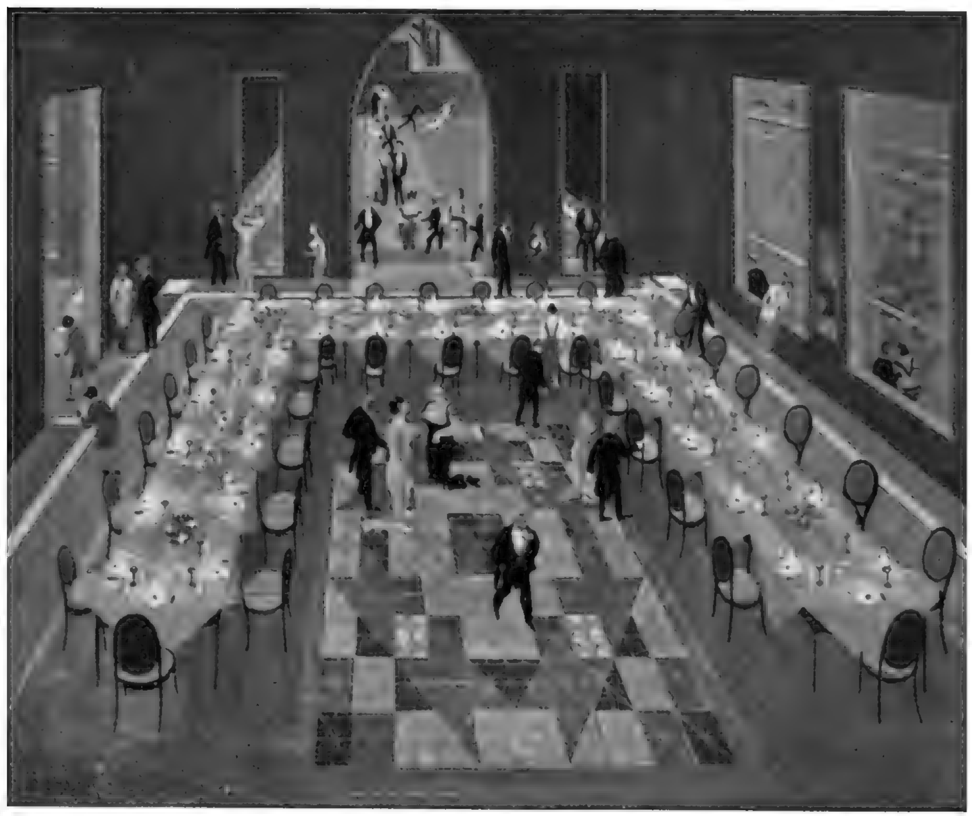
Die Kunst ist nun einmal, wie selbst der alte, zopfige Kant schon deutlich und unwiderleglich dargelegt hat, eine Sache des individuellen Gefühls und muß deswegen so reich an Zügen sein, wie die individuellen Gefühlsnaturen in der Menschenwelt. Man begreift recht gut, wie eine starke Künstlerpersönlichkeit mit ihrem individuellen Gepräge wenig Verständnis aufbringen kann für eine ganz anders geartete Natur. Aber den Kunstfreund sollte nichts verhindern, neben Feuerbach und Liebermann auch Nägele als eine echte Frucht am Baume der Kunst, neben dem breiten Pinsel auch den spitzen Pinsel in seiner künstlerischen Wirkung zu erkennen und anzuerkennen.

Da ist das Selbstbildnis des Künstlers, geeignet, die ganze Eigenart des Mannes sichtbar zu machen. Ist es eine bloße Nachschrift der Wirklichkeit? Jeder, der für Kunstempfindung nicht ganz verloren ist, spürt den Humor in dem Bilde und bemerkt die erste Fähigkeit des echten Humoristen, mit dem eigenen Ich zu spielen, sich selbst humoristisch zu nehmen. Dieser Wust von Haaren, die wild gerunzelte Riesenstirn, diese finsteren Augenbrauen über trotzigen Augen, diese mächtigen Kaumuskeln um die leicht aufgeworfenen Lippen, dieses neckische Bärtchen unter der Nase, und bei aller die Welt herausfordernden Trotzigkeit ein gewisser Zug von Kindlichkeit in dem ganzen Gesicht —: Das ist ja offenbar — nicht eine Karikatur, der Ausdruck wäre viel zu stark —, aber jedenfalls ein Produkt künstlerischer Selbstironisierung, das uns im voraus sagt, wie frei der Künstler über der Wirklichkeit schwebt, da er sich so über sich selbst erheben kann. Noch mehr liegt diese Wirkung in dem wahrhaft drolligen „Familienbild“. Hier ist alles phantastisch und ins Traumhafte, Märchenhafte erhoben. Wo hat es je ein solches Familienbild gegeben? Da ist in der Mitte die behäbige Hausmutter mit ihrem guten

und doch energischen Frauengesicht, die Familienmutter, wie man sie sich vorstellt, und ihr gegenüber, ebenso vortrefflich gezeichnet, ebenso gut gemalt, der Vater mit leicht angegrautem Haar: Das ist die reine, echte Bildniskunst; man sieht den beiden Köpfen schon an, wieso der Künstler, ihr Sohn, ein Charakter werden mußte. Hinter dem Vater sitzt dieser selbst mit seinem Struwelkopf, den Finger an der Stirn, die Zigarette zwischen den Fingern, mit einem ganz kostbaren Ausdruck von ruhig beobachtendem Lebensblick, fein gemalt bis in Kragen und Krawatte und das gestreifte Hemd; der Körper aber phantastisch ausgestreckt in endlos lange Beine, denen selbst der Glanz der Stiefeletten nicht fehlt. Aber nun gleitet das beziehungsreiche Bild vollends ganz ins Phantastische hinein. Wo kommt die Kellnerin (natürlich eine bestimmte Kellnerin) her, mit der Weinflasche und dem Kuchen auf dem Servierbrett? Auf dem einen Bein des Künstlers sitzt ein weibliches Figürchen, das irgendeine Beziehung zur Geschichte der Familie hat; im rechten Mittelpunkt des Bildes schwebt das tanzende Brautpaar, zu



Bahnlinie. Gemälde. 1922



Hochzeitsgesellschaft. Gemälde. 1921

dessen Hochzeit das Bild gemalt worden ist, humoristisch genug aufgefaßt und ohne ängstliche Bemühung um die räumliche Konstellation. Der Künstler muß aber noch hinter der Mutter den zweiten Bruder anbringen, dem die volle Familienähnlichkeit nicht fehlt, der aber trotzdem in dieselbe Phantastik hinaufgerückt ist; denn er, der angehende Arzt, sieht mit dem Stethoskop auf die Weltkugel herunter, wo er sich in Italien sein kommendes Reiseziel betrachtet. Und ihm gilt nun auch der Höhepunkt phantastischen Spiels, den das Bild aufweist, denn von der blinkenden Mondsichel, die an dem sternbesäten Hintergrund der Nacht steht, zieht sich die Himmelsleiter herunter, auf der „die künftige Geliebte“ ihm entgegengeht. Schwerlich, wie ich eben sagte, hat es je ein solches Familienbild gegeben; und einige niederländische Familienbilder humoristischer Art reichen bei weitem nicht an das heitere Spiel dieser Darstellung heran, so voll Liebe, so voll phantastischen Humors, so voll von heiteren Beziehungen, und dabei voll dieser unerschöpflichen Feinheit in allen künstlerischen Details.

Es ist natürlich nicht möglich — und ist auch nicht nötig —, alle die feinen Bilder heiteren und tätigen Menschenlebens, die unsere Auswahl enthält, mit dieser Ausführlichkeit zu besprechen; wir müssen uns auf eine Hervorhebung der allgemeinen Züge beschränken.

Der Überblick über die Figurenbilder, genauer: über die im wesentlichen zur Darstellung menschlichen Lebens bestimmten Bilder — denn die Szene bedeutet bei Nägele künstlerisch in der Regel soviel wie das, was auf ihr vorgeht — offenbart einige neue Eigentümlichkeiten seiner Kunst. Die erste ist, daß er ursprünglich von Biedermeiereindrücken beeinflußt ist, die z. B. in dem „Konzert“ von 1909 und in der Artistenszene „Auf allerhöchsten Befehl“ von 1908 den Gesamteindruck bestimmen. Die Umrahmung läßt hier auch die dekorativen Fähigkeiten des Künstlers im schönsten Lichte erscheinen. Niemand wird dieses Aussehen von der Biedermeierzeit für zufällig halten, der sich die ganze Art der Kunst Nägeles klargemacht hat. Charakteristisch ist weiter die Großräumigkeit, die er braucht, um seine Figuren in dem kleinen Format

zu halten, das soviel zu ihrer humoristischen Wirkung beiträgt. Besonders auffallend ist aber die dritte Eigentümlichkeit, die sich in diesen Bildern, aber nicht nur in den früheren Werken offenbart: das ist die, daß der Blickpunkt fast überall sehr hoch genommen ist. Das gilt auch von einem großen Teil seiner Landschaften; manche Bilder wirken fast wie aus der Vogelperspektive genommen. Schon das „Volksfest" von 1919 gibt einen Blick von oben auf das bunte Gewimmel. Der Blick auf die beiden Zeltreihen, die Trinkbuden auf der einen Seite, die Karussells und Schaubuden auf der andern, kontrastiert auf die reizvollste Weise mit der sich dazwischen durchschiebenden Volksmenge, zeigt wirksam in dieser die „drangvolle fürchterliche Enge" und den



Portofino. Gemälde. 1921 Sammlung W. de Haas, Rüschlikon am Zürichsee



Berg- und Talbahn. Gemälde. 1925

Lebensstrom, der hier wie eine Naturmacht pulsiert. Besonders humoristisch wirkt in der Seiltänzerszene von 1908 der im Hintergrund von einem kleinen Hofstaat umgebene „allerhöchste" Herr; und infolge des hohen Blickpunktes gelingt es dem Künstler, im Kontrast dazu im Vordergrund auch noch die Zigeunerwagen des Künstlervölkchens samt seinen luftigen Garderoberäumen, beschattet nur von ein paar zierlichen Bäumchen, sowie die das Seil straff haltenden kleinen Pagenfigürchen sichtbar zu machen —; welch netter Gedanke, dieser Ersatz der dienenden Geister durch das zierlich gekleidete Pagenkorps! Eine ähnliche Wirkung erreicht der Künstler in der „Modenschau" von 1922, wo wir neben den Mannequins auf dem Podium des Hintergrunds auch noch die Sitze und die Bewegungen des Publikums um die Tische der Restauration sehen. Man achte bei diesem Bild (wie bei der „Hochzeitsgesellschaft") auch auf die Feinheit der Farbenwahl. Das dunkle Grün der Sessel im Vordergrund hellt sich durch das Orange der Sperrsitze vor dem Podium allmählich zu lichtem Gelb auf, bis die Hinterwand mit einem reizenden, in Weiß kulminierenden Hellgrün abschließt. Das heißt man Farben mit Verstand anwenden!



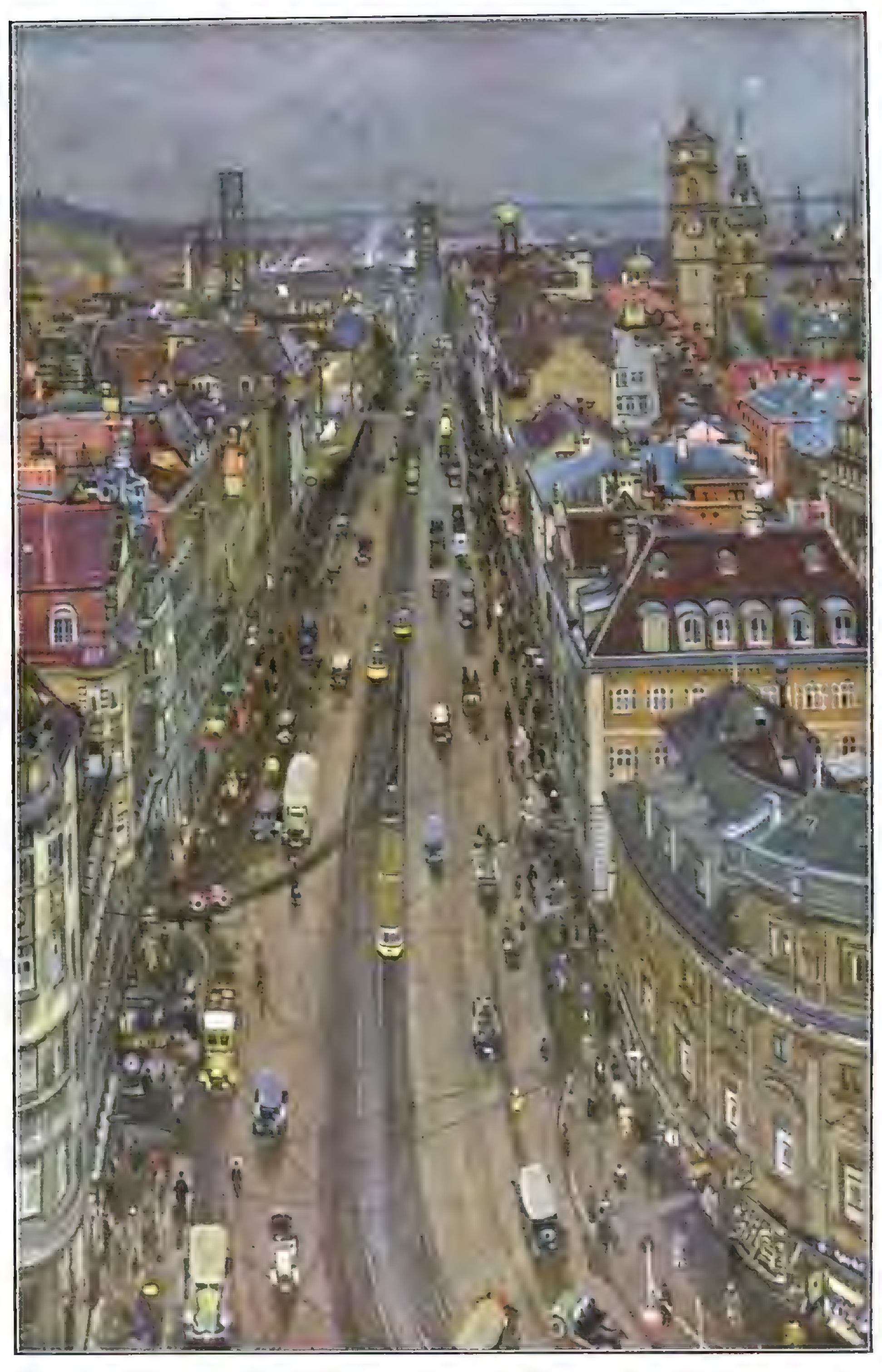
Selbstbildnis von 1927. Zeichnung



Gipsergerüst. Gemälde. 1924. Im Besitze der Staatl. Gemälde-Galerie, Stuttgart

Man sieht hier, wie der hohe Horizont dem Künstler Gelegenheit gibt zu den mannigfachsten, ganz ungesuchten Farbenwirkungen, die wiederum ein Zeugnis dafür bilden, daß er sich der dekorativen Innenkunst nicht vergebens gewidmet hat. Diesem Bildungsgang Nägeles entspringt wohl auch neben der außerordentlichen Reinlichkeit der Technik, die den Bildern eine lange Dauer sichert, das meiste, was sonst in der Technik Nägeles bemerkbar wird, seine ausschließliche Verwendung der Temperafarben und dann seine Neigung zu technischen Experimenten, wie sie z. B. in den „Hinterglasmalereien" sichtbar wird. Hier erreicht der Künstler oft die erstaunlichsten Farbenwirkungen, wie sie uns in den Kinderballons unseres letzten Bildes entzücken können.

Nicht ganz einfach ist es schließlich, sich das Besondere an Nägeles Landschaften klarzumachen; und auch das graphische Werk Nägeles, in dem man gern Aufklärung holen möchte, versagt für diesen Zweck. Er geht da andere Wege als in dem farbigen Bild. Man würde bei der ganzen Art des Künstlers etwa viel feinge-



Die Königsstraße in Stuttgart. Gemälde. 1927
Aus der Ausstellung des Kunsthauses Schaller, Stuttgart



Luftballons. Hinterglasmalerei. 1925

strichelte Kaltnadelarbeit erwarten. Statt dessen sucht er malerische Wirkung in breiten getönten Flächen, und erst in den späteren Werken erreicht er auch in der Radierung die intimen Wirkungen, die man an ihm gewöhnt ist. Von den gemalten Landschaften kann man etwa sagen, daß es weder architektonische Einzelheiten noch bloße Veduten sind, die ihn interessieren. Er geht auch hier auf Weiträumigkeit, auf ein ganzes Stadtbild wie bei „Böblingen" oder überhaupt auf die Tiefendimension, wie in „An der Ostsee" oder diesem wahren Juwel seiner Kunst, der „Königsstraße in Stuttgart"; auch hier bevorzugt er endlich den hochgelegenen Standpunkt, der ihm die Tiefe aufschließt, zu deren Versinnlichung ihm auch Eisenbahn- und Straßenbahnlinien sehr willkommen sind. Aber der eigentliche, der intime Reiz seiner Landschaften beruht doch in erster Linie auf der Liebe, mit der alles Einzelne gemalt ist und die, so wie er sie eben macht, auch langweiligen Dächern und geraden Bahnlinien, ja selbst Gipsergerüsten eine wirkliche Schönheit gibt.

Diese Künstlerliebe zu seinem Gegenstand, die sich in der herrlichen Feinheit der Abeit auslebt, macht die meisten Bilder Nägeles zu wirklichen Kostbarkeiten, so daß man versucht ist, die Prophezeiung zu wagen, es werde eine Zeit kommen, wo man sie mit Gold aufwiegt.

Gedichte

Arbeiterinnen. Von Alexander von Sacher-Masoch

Dort sitzen sie auf langgereihten Bänken,
Die Mädchen – ihre Hände ruhen nie –
Mit feinen, oft noch kindlichen Gelenken
Wie Puppen steif und ohne Melodie.

Wohl streut der Frühling über ihre Wangen
Ein Leuchten holder Reife gütig hin.
Wenn erst vom Sturm die Nebeldecken sprangen
Und vor den Scheiben Sonnenstäubchen ziehn –

Dann spannen sie der Wünsche Segel vor.
Dann ziert ein Lächeln ihre bleichen Wangen.
Sie fahren durch das ewige Frühlingstor
Ein in die Bucht der blühenden Verlangen.

Und ihre Hände, die seit vielen Tagen
Den selben Griff zum Überdrusse leben,
Oder wie tot im herben Schoße lagen,
Bereiten sich zu wundervollem Geben.

Unter dem Stern. Von Max Bittrich

Hat dir in ewigen Reichen,
Von keinem zu Ende geahnt,
Heut nicht ein Stern ohnegleichen
Lichte Wege gebahnt?

Strömt nicht wie Maienregen
Warm auf dürstende Saat
Dir aller Liebe Segen
Mild auf steinigen Pfad?

Laß dich fromm überwältigen
Von der Hirten Gesang!
Aber im hundertfältigen
Gutsein lohe dein Dank!

Kind. Von Erna Grautoff

Als du winzig noch, mir hingegeben,
Blinden Blicks an meinem Halse spieltest
Und mit deines Fingers schwachem Leben
Angstumklammert meinen Finger hieltest,
Als dein runder Mund, der zahnlos warme,
Alle Daseinssüße aus mir sog,
Dein Gesichtchen, kaum aus meinem Arme
Schon zu bitterm Weinen sich verzog, –
Wollt' ich so mit Liebe überdachen
Dein Geschick, daß hemmungslos
Alles Weinen, alles Lachen
Du hinschüttetest in meinen Schoß.

Sehe ich dich heut, aus schmalen Füßen,
Tulpenschlanken Schenkeln aufgereckt,
Wie dein Körper sich mit aller süßen
Kraft ins eigne Leben streckt, –
Ach, dann wird der bange Schrei: Verbleibe!
In der schmerzerprobten Brust nicht still,
Daß ich mich mit ganzem Mutterleibe
Leid verhütend,
Gott begütend
Über deine Jugend werfen will.
Aber damals schon in Angst und Wimmern
Warst du, mir am Herzen noch, allein.
Heute lockt bereits das ferne Flimmern
Fremder Lust dich in die Welt hinein.

Und mit aller Liebe, allem Bangen
Muß ich sein, was du einst schienest: Blind.
Darf nicht schirmen, darf nicht nach dir langen;
Heimlich flüstern nur: Du mein! und: Kind!

Die Sintflut im Lichte der Welteislehre

Ein Deutungsversuch von Dr. Hans Wolfgang Behm

Erschütternd spricht das Bibelwort: „Da aber der Herr sahe, daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war immerdar, reuete es ihn, daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden . . . Ich will die Menschen vertilgen von der Erde . . . Und in dem sechshundertsten Jahr des Alters Noahs, am siebzehnten Tage des anderen Monats, das ist der Tag, da aufbrachen alle Brunnen der großen Tiefe und taten sich auf die Fenster des Himmels . . . Und das Gewässer nahm überhand und wuchs so sehr auf Erden, daß alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden . . . Alles, was einen lebendigen Odem hatte im Trockenen, das starb."

Wir Gegenwartsmenschen, beflügelt mit der unabänderlichen Sehnsucht nach Erkenntnis des wirklichen Geschehens und Abspiels aller Dinge, haben auch diese Sintflutüberlieferung in das Prokrustesbett einer wissenschaftlichen Deutbarkeit gezwängt. Ohne die Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift antasten zu wollen, ist ganz besonders die erdgeschichtliche Naturforschung zu zeigen bemüht, welch ein Naturereignis in noch historischer Zeit dem Sintflutbericht zugrunde liegt. Ein bedeutsames Erdbeben im Persischen Golf, begleitet von einem Zyklon, würde die Wasser landeinwärts über die Mündungsgebiete des Euphrat getrieben und eine verheerende Überflutung der mesopotamischen Niederung erzeugt haben. Somit würde es sich bei der wirklichen Sintflut lediglich um ein örtlich engumschriebenes Gebiet gehandelt haben, auf dem schlimmstenfalls doch nur ein geringer Bruchteil der Menschheit vernichtet werden konnte. Diese recht eigentlich noch heute gangbarste Forschungsperspektive ist trotz allem nie unwidersprochen geblieben.

Wohlverstanden ist die biblische Sintflutüberlieferung nur ein Sonderbericht unter weit über hundert ähnlichen Berichten, die heute, aus allen Erdteilen verbürgt, eine überaus emsige Forscherarbeit zusammengetragen hat. Zum mindesten spricht die gesamte Sintflutüberlieferung von beispiellos ungeheuren Wassermengen, die allenthalben über die ganze Erde fluten, läßt aber nirgends das Abspiel eines allgewaltigen Wirbelwindes, auch sagenhaft verschleiert nicht, durchblicken. Immer sind es nur wenig Auserwählte des Menschengeschlechtes, die dem Ertrinkungstod entrinnen.

Sollte die Erinnerung an eine allgemeine große Wassersnot der Erde sich so zwingend notwendig durch die Jahrtausende fortgetragen haben, wenn nicht ein ganz gewaltiges Naturereignis dahinterstünde? Sollte eine nur örtlich beschränkte und im verhältnismäßig kleinen Ausmaß sich abspielende Katastrophe in einem die ganze Erde umspannenden Mythos nachklingen? Muß in der Mythe selbst, entkleidet dichterischer Verbrämtheiten, nicht irgendwie die zwingende Wirklichkeit selbst noch nachzittern?

Jene Erdgeschichtsforschung, die heute noch vorherrschend dem Grundsatz des allenthalben ständigen Gleichgeschehens auf dem Erdstern huldigt, wird diesem Fragespiel gewiß nur äußerst kühl begegnen können. Wem das heute auf Erden zu beobachtende geologische Kleingeschehen genügt, um durch dessen bloße Summierung in entsprechend langen Zeiträumen den Gang der Erdgeschichte geklärt zu sehen, wird sich nur schwerlich mit Großkatastrophen der Erdvergangenheit und weiteren der Erdenzukunft befreunden können. Trotzdem: der Gedanke, daß Großkatastrophen bisweilen den Erdball bestürmt haben, und es demnach gestattet ist, von Revolutionen der Erdgeschichte zu reden, war mitunter das Autoritativste der geologischen Lehrmeinung überhaupt, und in manchen Ausblicken jüngster Erdgeschichtsforscher kehrt er wieder.

Es bleibt ganz unverständlich, dem Erdkörper aus eigenem Impuls heraus etwa ein Riesenflutschauspiel zuzumuten. Wo sollten die Wasser herkommen, die rücksichtslos alles ersäufend über die Erde stürmten, oder wo zum mindesten konnten sich diese Wasser auf der Erde vorher gestaut haben und welche Macht verschuldete die Schleusenöffnung? Keiner der vielen Erklärungsversuche war uns überzeugend.

Doch werden wir uns statt dessen einmal bewußt, daß gegenwärtig berufene Forscher rechnerisch beweisen möchten, daß unser braver Erdmond sich der Erde nähert. Mag diese Annäherung auch jährlich noch so gering sein, so würde eben doch in etlichen Jahrhunderttausenden eine Vermählung von Mutter Erde mit ihrem Trabanten gegeben sein. Eine solche Weltkörpervermählung mag den abenteuerlichsten Mut-

maßungen Spielraum geben. Aber daß ein solches Ereignis in ferner Zukunft nun wirklich stattfinden dürfte und wiederum schon wiederholt stattgefunden hat, ist nur eine der zwingendsten Folgerungen jener weitumfassenden und weitblickenden Theorie vom Welteis des Wiener Ingenieurs Hanns Hörbiger, die heut unser gesamtes naturwissenschaftliches Blickfeld geradezu umstürzend zu korrigieren sich anschickt.

Hier genügt es zu wissen, daß bei dieser Theorie insbesondere Wasser und vorherrschend in seinem festen Zustand des Eises eine ganz erhebliche Rolle im gesamten Weltgeschehen spielt. Auf einem ewigen Widerstreit der Mächte Glut und Eis beruhen der ganze Rhythmus des Weltenseins, die Geburt der Sonnenwelten, die Sonnentätigkeit, das Schicksal der Planeten oder Wandelsterne und nicht zuletzt das der Erde. Aus der Überlegung, daß die Bahnwege aller ein Zentralgestirn umlaufenden Himmelskörper infolge eines Weltraumwiderstandes (Wasserstoffäther?) schrumpfen und die Körper selbst schließlich dem Zentralgestirn zufallen müssen, wird verständlich, daß unsere Sonne auch alle sie heute noch umlaufenden Planeten dereinst mit ihrer Masse vereint haben wird. Und weiterhin bleibt einzusehen, daß alle heute noch die Wandelsterne umschwingenden Trabanten oder Monde sich vordem schon den Wandelsternen angereichert haben müssen. Da unsere Erde als Wandelstern gegenwärtig von einem Monde umlaufen wird, so wird zwangsläufig auch unser Erdstern sich einmal die Mondmasse einverleiben müssen.

⋆

Hinter diesem Schicksalsbilde der Zukunft verbirgt sich aber erst ein solches der Vergangenheit. Heute sind es ja nur mehr wenige Wandelsterne, die unsere Sonne umkreisen. Ganz nahe der Sonne läuft Merkur. Es folgen im zunehmenden Abstand von der Sonne Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun. Befreunden wir uns mit dem Ausblick, daß die Schar dieser Planeten früher bedeutend zahlreicher war und die Bahnwege der heutigen Planeten noch beträchtlich entfernter der Sonne verliefen, so steht nichts im Wege, zwischen der heutigen Erd- und Marsbahn in früheren Zeiten ebenfalls noch weitere Planeten zu vermuten. Und das Schicksal dieser heute längst nicht mehr bestehenden Planeten ist unschwer zu erraten. Jeder dieser Planeten kam schließlich der Erdbahn bei unentwegter Bahnschrumpfung bedenklich nahe. Einmal in den Schwere- oder Anziehungsbereich der Erde geraten, wird solch ein Planet sein Wandelsterndasein aufgegeben haben, d. h. er war gezwungen, nun nicht mehr als Planet die Sonne, sondern als Mond die Erde zu umlaufen. Ein solcher Mond wird wiederum seinem irdischen Gebieter ständig näherrücken, um endlich der Erde sich anzugliedern. Dieser Angliederungsvorgang ist der allgewaltige Schlußakt einer Mondtragödie, er ist die wirkliche Ursache einer Sintflut auf Erden und er bewirkt, daß die Erde nunmehr geraume Zeit keinen Mond besitzt oder mit anderen Worten die Epoche einer mondlosen Zeit erlebt.

So sehen wir das Schicksal der Erde an ihre Monde geknüpft, behaupten, daß die Erde im Zeichen eines sie umschwingenden und sich ihr ständig nähernden Mondes ihre wirklichen Großkatastrophen erfährt, dagegen im Zeichen der verhältnismäßig lange währenden mondlosen Spannen nach mählicher Genesung nach einem Mondniederbruch in Ruhe verharrt. Und die Etappen eines Erdzeitalters heben sich scharf umrissen voneinander ab. Eine Mondangliederung mit dadurch bewirkter Sintflut ist gerade vorbei. Mondlos zieht die Erde ihre kosmische Wanderfahrt. Ein vordem selbständiger Planet wird zum neuen Monde eingefangen, und hierbei erfährt der Erdball eine erste große Erschütterung. Noch ist der Beginn einer Mondeszeit höchst katastrophenlos, aber der Mond nähert sich und läßt dabei den Erdball in Wehen zucken, die ungeheuerlich gerade das Leben beeinflussen. Die Sintflut hat demnach folgerichtig der Vorgänger des Jetztmondes verschuldet.

Unstreitig hat der mutmaßlich etwas kleinere Vorläufer des Jetztmondes zunächst einen ganz ähnlichen Einfluß auf die Erde ausgeübt, wie der gegenwärtige Mond. Bei etwa noch sechzig Erdhalbmesser Entfernung löst ein Mond rings um den Erdball jenes gewaltige Pulsen des Meeres aus, das wir als Flut und Ebbe mit dem Namen Gezeiten zusammenfassen. Weit mehr als die feste Erdoberfläche folgt vorläufig die bewegliche Wasserhülle infolge der leichten Verschiebbarkeit ihrer Teilchen der auf sie einwirkenden Kraft. Im Maße aber, als sich ein Mond der Erde langsam nähert und sich dann mit kürzerer Umlaufszeit bewegt, werden die Zugkräfte nach und nach eine ganz ungeheure Steigerung erfahren und ihre Einwirkung auch auf die Festlandmasse und nicht zum wenigsten auf die Lufthülle geltend machen.

Es werden die Wasser der Erde äquatorwärts zu einer Gürtelflut zusammengesaugt, die Polgebiete und höheren Breiten ganz entwässert. Umläuft schließlich der bis auf

wenige Erdhalbmesser angenäherte Mond im Zeitraum eines Tages die Erde, so ist das feuchte Element der Erde in zwei riesenhaften Flutbergen über Afrika einesteils und über den Stillen Ozean anderenteils verankert. Nur in zwei schmalen, zwischen den Flutbergen liegenden äquatoriellen Tropengebieten herrscht ein dem Leben zuträgliches Klima, während über alle anderen Gefilde der Erde infolge der mondbewirkten Luftabsaugung und Luftverdünnung eine Eiszeit starrt. Und die eigenartige Stellung der Erdachse zur Ebene der Mondbahn bewirkt, daß täglich urgewaltige Wassermengen der beiden Flutberge nord- und südwärts über die Erdoberfläche geworfen werden, so ungeheuerlich, daß Gebirge von beispielsweise Kaukasushöhe spielend überlaufen werden. Die Erde erlebt eine große Gebirgsbauzeit. Die weithin pendelnden Flutausschläge scheren Ozeanböden ab, knicken Wälder buchstäblich zusammen, tragen das Rodungsmaterial fort und lagern es in den Ebbegebieten schichtbauend ab. Und diesen Höllentanz der Fluggewalten begleiten da und dort die Feuerschlünde der Vulkane.

*

Nach Überholung dieser Gebirgsbauzeit bei weiterer Annäherung des Mondes und seiner dann schnelleren Umlaufszeit als die Drehungszeit der Erde treten die vordem verankerten Flutberge wieder eine, nun gegensätzliche, Längenwanderung an. Eine zweite, rings den Äquator umspannende Gürtelflut ist das Endergebnis. In wildem Aufruhr befindet sich die regengetrübte Atmosphäre. Es wird nie recht Tag und angesichts der nun riesenhaft erscheinenden und außerordentlich leuchtkräftigen Mondscheibe nie recht Nacht. Zweimal täglich erleben unsere mitteleuropäischen Breiten eine totale Sonnenfinsternis und zweimal eine ebensolche Mondfinsternis. Bald naht der große Schlußakt, da der Mond sich auflöst und in Trümmer geht. Da im Sinne der Welteislehre jeder Mond über einem festen Kern einen erheblich dicken Panzer von Eis trägt, zieht anfänglich ein kometenschweifähnlicher Schwarm von Eisgetrümmer zur Erde. Jeder Schwarmbestandteil liefert eine Hagelwolke, die spiralig zur Erde gleitet. Selbst gletscherblockartig stürzt Mondeis in die Lufthülle. Wolkenbrüche und Riesenhagel von unbeschreiblicher Heftigkeit, kosmische Stürme und elektrische Entladungen größten Ausmaßes bestürmen die Erde. Das zur Erde gleitende reine Mondkrusteneis wird weiterhin mit Schlamm aus dem Mondkern untermischt. Schließlich zersplittert auch der Rest des Mondkernes, stiebt auseinander und bewirft die Erde mit einem Gesteins- und Eisenschlackenhagel. Da nun keine Kraft des Mondes mehr auf die Erde einwirkt, endet jener Zwang, der den Erdkörper (übertrieben gesagt) eiförmig und die Gesteinshülle zu einem gewölbten Tropenwulste verzogen hatte und der vor allem die Wasser der Erde zu einem gewaltigen Reservoir dem Gleicher entlang gestaut hatte.

Jetzt wird die Erde wieder in ihre Kugelform zurückgesetzt. Es stöhnt und faucht und poltert und ächzt da und dort ganz fürchterlich auf Erden. Schollensenkungen, Grabenbrüche, Verwerfungen werden ausgelöst. Dem Ozeanwasser ist vielfach Gelegenheit geboten, an die feindliche innerirdische Glut heranzukommen. Entsprechende Magmaergüsse fluten gleich feurigen Schlangen über ahnungslose Gefilde hin.

*

Doch das Bedeutsamste von allem tritt jetzt erst ein. Ein Schlußakkord der Götterdämmerung! Die Stauungsentfesselung des äquatornahen Wasserreservoirs tritt ein. Die aufzugsbereiten Schleusen werden geöffnet, die Sintflut kommt zum Ausbruch. Zwei riesige Ring-Flutwellen stürmen nördlich und südlich von den Tropen her gegen die höheren Breiten zu und ebben in wiederholten Pendelschlägen hin und zurück. Sie laufen auch erheblich polwärts, da der breite Strom, je weiter nördlich und südlich er flutet, auf immer schmäler werdende Kugelkalotten sich ergießen muß.

Hier stehen wir, noch fast erdrückt von der Wucht des Nacherlebens, vor dem wirklichen Schauspiel einer Sintflut auf Erden. Eine Sintflut, die, entsprechend mehreren Vorgängern des Jetztmondes, sich schon wiederholt auf Erden ereignet haben muß und die wieder kommen wird, sobald der Mond das Schicksal seines Vorgängers teilt. Hier soll nur leise angedeutet sein, daß zuzeiten der mittelbaren Mondannäherung und der schließlichen Mondzertrümmerung das Leben der Erde jene gewaltigen Impulse empfängt, die uns die Schicksalspfade alles Lebens und der Menschheit umwälzend neu begreifen lassen. Die in den letzten Jahrzehnten viel erörterten Fragen nach Abstammungs- und Entwicklungswegen der Lebewesen, nach den treibenden Kräften der Artumwandlung erfahren eine zwingend großartige Deutung. Es ist ja immer wieder betont worden, wie weit und an Wundern reich doch der Weg sei von jenem Plasmakügelchen der Urweltwoge bis hin zu jener an die Hirnmasse geketteten Bewußtseinsfülle eines Menschen. Aber es ist ebenso vergeblich ständig versucht worden, diesen Weg durch die Formel taten-

loser und schöpferisch wenig beschwingter Zufallsantriebe gedanklich meistern zu wollen. Wir aber möchten folgern, daß der Aufstieg des Lebens und die Entfaltung lebendiger Wesen im Verlaufe der Erdgeschichte durch kosmische Gewalten bestimmt worden ist. Ohne die gewaltigen Erschütterungen, die ein sich der Erde nähernder Mond auf Erden auslöst, bliebe der wundersame Werdegang des Lebensganzen, die Spezialisierung zu unendlich vielseitiger Formenfülle einfach unverständlich. Es bedarf zeitweilig kosmisch bedingter Antriebe, um das Leben nicht in träger Stagnation verweilen, sondern sich zu neuer Formgebung rüsten zu sehen. Jedes Mondesschicksal, d. h. jeder Tod eines vordem selbständigen Planeten, bereitet gewissermaßen eine Lebenswende auf Erden vor. Jede Sintflut war ein Abschluß katastrophalen Großgeschehens, war der Schlußstein schreckhafter Naturtragödien und damit zugleich der Vorläufer einer sich nunmehr zum ewigen Frühling rüstenden Erde. Jetzt war dem Leben der Erde beschieden, von der katastrophalen Heimsuchung zu genesen und zugleich im Schicksalsspiel geruhsamer Entspannung neue Formen seiner Gestaltung zu erzeugen.

*

Beschließend sei nochmals an die Bibel erinnert. Aus jener der religionswissenschaftlichen Forschung noch höchst schleierhaft gebliebenen Offenbarung Johannis ist schlechterdings der gesamte Verlauf einer mondbewirkten Katastrophenzeit auf Erden mit dem gigantischen Abschluß einer Sintflut herauszulesen. Ein paar vergleichende Stichproben mögen als Beispiel genügen. „Und es ward geschlagen das dritte Teil der Sonne und das dritte Teil des Mondes und das dritte Teil der Sterne, daß ihr drittes Teil verfinstert war, und der Tag das dritte Teil nicht schien, und die Nacht desselbigengleichen.“ Hinter diesem Bilde verbirgt sich zweifelsohne die unmittelbar vorsintflutliche Zeit mit den täglich mehrmaligen Sonnen- und Mondfinsternissen. „Und es ward ein großes Erdbeben, und die Sonne ward schwarz wie ein härener Sack, und der Mond ward wie Blut; und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, gleichwie ein Feigenbaum seine Feigen abwirft.“ Diese Worte würden den Beginn der Mondauflösung kennzeichnen, indem die zur Erde fallenden Sterne den Mondeistrümmern entsprechen und die Schwärze der Sonne eine allgemeine Verfinsterung widerspiegelt. „Und ein großer Hagel als ein Zentner fiel vom Himmel auf die Menschen . . . Und es fiel ein großer Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel. Und der dritte Teil des Wassers ward Wermut.“ Nichts anderes als die Anreicherung der restlichen Mondkernmassen, die zum mindesten die äquatorialen Wasser der Erde erwärmten, trübten und bitterten, spricht aus diesem Bilde.

Fragen wir nach der mutmaßlichen Zeit, die seit der letzten Sintflut verrauscht ist, so dürfen wir getrost einige Jahrmillionen ansetzen, denn nach dem Abebben der Sintflut erlebte die Erde ihre jüngstverbürgte mondlose Spanne. Uralte Überlieferungen z. B. der Arkadier oder Ägypter von Vormondmenschen oder Proselenen würden wiederum an diese mondlose Zeit erinnern. „Vorhanden waren nur die Arkadier, von denen es heißt, daß sie vor dem Monde lebten, Eicheln essend auf den Bergen.“ Jedenfalls ist das Menschengeschlecht schon außerordentlich alt, viel älter als man bislang anzunehmen geneigt war. Eine hartgeprüfte und zum Teil vertierte Menschheit hatte sich bis in die letzte mondlose Zeit hinein durchgeschlagen, um nun allenthalben wieder zu gesunden. Sehr vermutlich bildeten sich damals äußerst hohe Kulturen heraus, nicht zum wenigsten das vielumstrittene, in Dialogen Platos köstlich beschriebene Atlantisreich. Es erstreckte sich offenbar über einen tropischen Landrücken, der heute bereits wieder von den Wogen des Atlantischen Ozeans überspült wird. Sobald nämlich vor etlichen Jahrtausenden die mondlose Erde ihren heutigen Mond zum umschwingenden Begleiter erhielt, stürmten beträchtliche Wassermengen der Erde überraschend plötzlich äquatorwärts und begruben dabei auch Atlantis in den Fluten. Auch einen solchen Mondeinfang und die dadurch ausgelöste Mondeinfangsflut finden wir im Sagenschatze der Menschheit verewigt.

Jedenfalls war diese Mondeinfangsflut ein eindringlicher Auftakt für kommende Dinge. Unser Erdmond muß notwendig das Schicksal seiner Vorgänger teilen. Doch wird er vordem all die erwähnten Schrecknisse einer vorgeschrittenen Mondeszeit auf Erden in noch verstärktem Maße auslösen. Damit hat es aber noch gute Weile. Gewiß, eine kommende Sintflut wird (mutmaßlich nach vielen Jahrtausenden erst) rauschen, aber wohl als letzte überhaupt, die eine Menschheit noch zu überdauern vermag. Doch wer möchte nicht vor der Frage erschauern, was bis dahin aus dieser Menschheit möglicherweise schon geworden ist. Mag sie den Kosmos erobert haben und mitleidig das Schauspiel einer irdischen Sintflut belächeln oder sie mit dem Urlaut natürlicher Erdgebundenheit die Wasser des Himmels beschwört?



Meister der Graphik: Bruno Goldschmitt
Radierung aus der Faustfolge
(„...raubschiffend umsegelte Menelaus...“)

Mitten in Europa

Novelle von Eugen Roth

Doktor Belling, ein fünfunddreißigjähriger Deutscher, kam mittags in Alkmaar an, streifte durch das reizende holländische Städtchen, fand am Ortsrand, vom Dome kommend, einen Autobus nach Bergen und stieg kurzentschlossen ein. Er fuhr durch den heißen Sommernachmittag, nach rechts den Blick in die unermeßliche grüne Ebene, in der schwarzweiße Kühe und braune Pferde zwischen Hecken und niedern Baumgruppen sich bewegten. Links standen Wellen von zwerghaftem Wald, mächtig aufgeworfener Dünensand, jäh gestaut, wie von unsichtbaren Kräften gehalten.

Bergen war ein freundlicher Villenort mit kleinen Häuschen in Gärten, die aus sattem Weideland gegen die dürre Krautnarbe der sandigen Dünen vorstießen. Doktor Belling, einzig getrieben von der Sehnsucht nach dem Meere, lief mit raschen Schritten durch das besiedelte Gelände, überquerte einige Bezirke, die flüchtig zu Bauplätzen aufgeteilt waren und in denen sich unermüdlicher Sand über die Wege schob, und war bald auf einem kleinen Pfad, der mühsam durch ein Unterholz von Eichen vordrang. Der Sand war glühend heiß und schon tief, wie schaukelnd in kleinen Wellen. Man ging schlecht; fast war es jetzt besser, als der Weg aufhörte. Der Fremde stieg nun, das Gestrüpp hinter sich lassend, in der stillen, lautlosen Hitze die erste Düne empor, in einer jähen Hast, fiebernd, das Meer zu erblicken. Eine schier afrikanische Landschaft — dachte er und ihm gefiel das Abenteuer. Eine breite Tafel und in weiter Entfernung, wenn er recht sah, eine zweite, erinnerte ihn daran, daß er in Europa war. Er entzifferte auch richtig ein Verbot, den Dünengürtel zu betreten, aber er lachte verächtlich. Mit doppelter Eile rannte er, im Sand immer wieder zurückrieselnd, den aufgeworfenen Hügel empor. Und stand er atmend, pulsenden Blutes, droben in der schwirrenden Schwüle. Sein Auge suchte das Meer. Aber er sah nichts als eine Dünenkette, weithin, gegen die schräge, stechende Sonne. Nach rückwärts gewendet überschaute er den Streifen Wald, den er durchquert hatte. Dahinter lugte die Ansiedlung hervor und den Horizont schloß tiefgrün das flache, saftige Weideland. Des nächsten Hügels und seiner höheren Warte gewiß, eilte der Mann die Böschung hinab, klomm wieder empor. Stachliges Gras wuchs da, Zwerggestrüpp und dazwischen allerlei blumiges Kraut, das er nicht kannte. Winzige Hasen huschten vorüber und schlüpften in ihren Bau. Den Pfadfinder, der schon ganz im Banne dieser Landschaft stand, kam die Lust an, den Tieren nachzugraben. Lange mühte er sich, die Gänge aufzureißen, aber alle Arbeit verdarb der rinnende Sand. Große Möwen stießen durch die Luft, weiß und blitzend mit gespannten Flügeln, und seltsame Vögel mit langen Schnäbeln, die in weiten Kreisen ihn umschwärmten, wobei sie klagende, angstvolle Rufe gellen ließen. Er lief in der Senke den Vögeln nach, hoffte dort, wo sie aus dem Gesträuch auffuhren, Nester zu entdecken. Vergeblich. Die schrillen Schreie in der überhitzten, gläsernen Luft höhnten ihn. Er kletterte wieder einen Hügel empor und, als dieser den Blick zum Meere nicht frei gab, einen zweiten und dritten. Jetzt sah er weder die See, noch das grüne Hinterland. Düne warf sich um Düne herauf, lautlos, in flimmerndem, heißem Licht. Die Sonne lag in der Neige des Tages. Der Fremde, mit einem Lächeln seine erste leise Unruhe niederkämpfend, fragte sich, ob er denn auch den geradesten Weg quer durch den Sandgürtel genommen habe. Es wurde ihm klar, daß die geringste Verschiebung des Winkels die Entfernung verdoppeln und verdreifachen müsse. Eine Rast konnte nicht schaden. Doktor Belling setzte sich auf einen Büschel Gras und rauchte. Daß er Hunger und Durst hatte, wollte er sich nicht eingestehen. Spätestens in einer halben Stunde würde er das Meer sehen. Es kam jetzt ein leichter Wind von Westen her und der roch nach Salzwasser und Tang.

Hatte er nicht einmal etwas davon gehört, wie man die Taschenuhr als Kompaß benützen könne? Er zog sie heraus, es ging gegen halb fünf. Er war also seit drei Stunden unterwegs. Hatte man ihm nicht gesagt, es sei nur eine kleine Stunde bis an die See? Sollte er sich wirklich verlaufen haben?

Er brach nun doch eilig auf und wandte sich mehr nach Südwesten. Das Gehen im Sand war mühsam, die Schuhe waren vollgeronnen, die Dünen waren steil. Nun hatten sich fahrige Wolken um die Sonne gezogen und der Wind blies stärker. Er trieb mit leise singendem Ton den Quarzstaub vor sich her. Unvermutet schlug ein Sprühregen

von Sand gegen das Gesicht des Schreitenden. Der war nicht mehr froh. Der gellende Schrei und das unablässige Kreisen der Vögel quälte ihn jetzt. Er begann sich Vorwürfe darüber zu machen, daß er nicht wenigstens ein Stück Brot in die Tasche gesteckt hatte.

Es war unangenehm, gegen Südwesten zu gehen, die Augen am Winde. Vielleicht war es auch die falsche Richtung. Aber es war wohl das Beste, trotzdem geradeaus zu gehen. Halt — war da nicht ein Weg? Doch, es fanden sich Spuren im Sand. Sie liefen gerade quer, von Süden nach Norden vermutlich. Und es war schwer zu entscheiden, ob man sich nach links oder rechts wenden sollte. Doktor Belling entschloß sich für links und stapfte unlustig eine gute Strecke dahin. Der Weg, sofern es überhaupt noch einer war, nahm jetzt eine scharfe Wendung nach Osten. Und das konnte unmöglich richtig sein. Eine verzweifelte Erbitterung überkam ihn. War es nicht lächerlich, hier umherzuirren wie in einer afrikanischen Wüste, mitten in Europa, kaum eine Stunde entfernt von Seebädern und Villenorten, von D-Zügen und Luxusdampfern, umgeben von einem behäbigen und fruchtbaren Land — und gleichzeitig so verirrt und verlassen — er stampfte vor Zorn mit dem Fuß auf, aber der Tritt fuhr lahm in den Sand.

Es blieb nichts als umzukehren. Er hätte doch gleich nach rechts abbiegen sollen! Stumpfsinnig fast trottete er dahin. Jetzt war der Hunger nicht mehr wegzuleugnen. Eine heiße Schwäche fiel den Schreitenden an. Durst saß ihm fiebrig in der Kehle. Er lief, der fragwürdigen Spur folgend, die unendlichen Hügel entlang.

War das dort oben nicht ein Haus? Ja, und der Weg führte gerade darauf zu. Doktor Belling lächelte. Das Abenteuer schrumpfte zu einer belanglosen dummen Geschichte zusammen. Was hatte er von der Sahara gefaselt? Und war dies bißchen Wind etwa gleich ein Samum? Dort stand ein Haus, dahinter war sicher das Meer, ein Fischerdorf, ein Seebad. Gleich würde er Kurgästen begegnen und in einer halben Stunde konnte er im Gasthaus sitzen oder mit dem Postauto in sein Hotel fahren. Natürlich, man war ja mitten in Europa!

Der Wind war jetzt wirklich zum Sturm geworden, der, bei seltsam zerfahrenem und fahlem Himmel, schwere Wellen von Sand vor sich herpeitschte. Aber dort stand ja das erste Haus. Er trat auf den Kamm der Düne, warf ungeduldig die Augen nach Westen, angstvoll, er könnte enttäuscht werden. Aber er sah einen bräunlich-grünen Strich, haarscharf und eben zwischen die runden Buckel gezeichnet — das Meer! Ja, es war das Meer. Da spürte er erst, wie er sich nach diesem Anblick gesehnt hatte. Er stieß die Arme hoch und jauchzte gegen den Wind. Aber gleich wieder erschreckte und beschämte ihn die schwere Stille.

Das Haus — je nun, er mußte es sich eingestehen, war bei näherem Zusehen kein Haus. Es war eine verlassene Wellblechbaracke. Ein ausgetretener Pfad führte zu Betonunterständen. Also eine Küstenbatterie — dachte Doktor Belling überrascht und stellte ironisch fest, daß ihm ein Wirtshaus an dieser Stelle von größerer strategischer Bedeutung erschienen wäre.

Aber was besagte dies alles gegen die Gewißheit des nahen Meeres? Er lief die Düne hinab, das Meer verschwand und blieb auch von den nächsten drei niedrigeren Kämmen aus unsichtbar. Aber vom vierten Gipfel aus übersah man schon ein mächtiges Rund. Wieder hinunter, hinauf, hinunter, mit freudiger Kraft, jagend, stolpernd, rutschend auf den Knien, die Hände in Sand und Gras. Und da fiel steil der Rand der Düne gegen die Küste. Meer und Erde kämpften hier widereinander, und dieser schmale glatte Streifen Strand war die Walstatt. Doktor Belling sah nach links hinaus. Endlos dehnte sich der Wall, endlos die Welle. Dazwischen hieb der Wind Schauer von trockenem scharfen Regen hin, wischte über die Schneide und wirbelte gegen das Wasser. Nach rechts, mit gespannterer, weil schon zur Hälfte betrogener Erwartung, wandte er nur zögernd den Kopf. Es bot sich dasselbe Bild . . .

Nein doch! Da war ganz fern etwas zu erkennen. Ein Schiff; ein großes Schiff. Lag es vor Anker? War dort ein Hafen? Kaum. Und es schien, als läge der Rumpf schräg gegen die Seite. Also ein Wrack. Das Abenteuer wuchs wieder. Es war vielleicht eine schwache Stunde bis zu dem Schiff. Über den nassen Sand ließ sich laufen wie über Asphalt so glatt und den Wind hatte er im Rücken. Los also!

Die Stunde war vorüber und das Schiff schien immer noch so unwirklich nah und fern zugleich wie vordem. Der einsame Läufer rang mühsam gegen seine Erschöpfung. Er schalt sich einen schlappen Hund, erinnerte sich gewaltsam weit schwierigerer Unternehmungen auf Bergfahrten oder gar im Kriege und verhöhnte sich selbst, ob er ausgerechnet der Welt das Kuriosum abgeben wolle, daß ein gesunder Mensch von fünfunddreißig Jahren mitten in Europa, an der holländischen Küste elendiglich umge-

kommen sei. Und widerstand der Versuchung sich niederzusetzen und ging und ging mit brausenden Schläfen immerzu, immerzu. Langsam kam die Flut und vertrieb ihn von dem glatten Sand in den lockeren, den der Sturm zerwirbelte.

Aber das Schiff wuchs und wuchs und jetzt waren es wirklich nur mehr tausend Meter. Man sah schon einen Drahtzaun und eine Tafel am Strand — so lächerlich es war, es tat ihm wohl, das zu erkennen, als Zeichen menschlichen Tuns. Nun mußte ja eine Siedlung da sein, ein Haus, eine Straße: Das Schiff, durch des Meeres oder des Krieges Willkür hierhergeworfen, der einzige feste Punkt für das suchende Auge, gab ihm diese Gewißheit, nur weil er sich an sie klammerte.

Er kletterte den steilen Dünenwall hinauf, sein Herz klopfte vor Aufregung, ob er nun etwas sehen würde. Nichts. Dünen. Strand. Meer. Und vor ihm, riesig aus der verschwimmenden Dämmerung, das geborstene, phantastisch geneigte Schiff.

Im selben Augenblick schlug der Sturm die erste Regenböe klatschend in sein Gesicht. Da war er vor ohnmächtiger Wut dem Weinen nahe und hielt sich nur mit groben Worten aufrecht. Verdammte Sauerei, das fehlte gerade noch! Und er stand ratlos, wohin er sich wenden sollte. Dachte daran, daß er noch eine Zigarre in der Tasche hatte, zündete sie an und rauchte, die Glut mit den Händen schützend, auf den Boden gekauert, in Nässe und sinkender Dunkelheit. Es erinnerte ihn dies alles wieder an schlimme Zeiten im Schützengraben und mit einemmal wurde er fast heiter und dankbar. Es könnte ärger sein, sagte er sich, sie könnten ja auch mit Flügelminen auf mich schießen.

Hunger und Durst schienen vergangen. Aber eine peinliche Übelkeit spürte er, daß er plötzlich die Zigarre wegwarf. Und die Füße schmerzten ihn zum Zerspringen.

Weit draußen auf dem Meer fuhren da die Schiffe von Amsterdam nach London. Der Regen hatte aufgehört; der Einsame sah die Lichter ganz fern herüberblinken. Das Meer schlug träge und schwappend aus dem feuchten Dunkel her.

Über dem Land lag jetzt schon schwirrende Finsternis. Manchmal schien sie blau, manchmal rötlich. Wenn er die Augen scharf machte, erkannte er die Umrisse der Dünen gegen die Nacht. Aber Licht war nirgends zu finden. So sehr sehnte er sich nach diesem Fünkchen Hoffnung, daß er eins zu sehen meinte, nur weil er es sich wünschte. Aber er täuschte sich wohl. Oder doch nicht? Unruhig stand er auf, schleppte sich auf den höchsten Rand der Kuppe. Und da fiel wirklich ein winziger Strahl her, von weit weg. Aber es war da, er konnte es erreichen, wenn er alle Kräfte aufbot. Seine Füße schienen aus den Stiefeln zu platzen, so weh taten sie ihm. Er spürte Schweiß auf der Stirn und eine stechende Unrast im Blut, darüber Wirbel von hohler Leere. Dennoch raffte er sich auf und stolperte, bergab, bergauf, gegen das Licht zu. Beinahe Wut ward seine Entschlossenheit. Von der letzten Düne kollerte er herab, in Stacheldraht verwickelt, zerschürft, blutend, voller Sand. Aber jetzt war ein Weg da, eine Straße gar; und Häuser hockten breit und nieder im Finstern. Das Licht war erloschen, nichts rührte sich, was blieb übrig, als zu gehen, immerfort zu gehen. Irgendwo anzuklopfen schämte er sich. Es kam ihm zu lächerlich vor, als Verirrter um Hilfe zu bitten — mitten in Europa. Der Weg wurde endlos, stieß gerade in die Unendlichkeit der holländischen Ebene, über der jetzt eine graue Nacht schwerfällig dahinzog. Das Glücksgefühl, einen Weg gefunden zu haben, war längst wieder einer stumpfen Verzweiflung gewichen, die ihn dahintrotten ließ, Schritt um Schritt. Unendlich langsam kroch die Straße unter ihm fort. Jetzt war sein Wille verbraucht. Gleich würde er taumelnd in den Graben sinken. Und hörte, schon im Rauschen des zusammenschlagenden Blutes, eine Autohupe, nicht weit vorne, wie ihn deuchte. Warf sich noch einmal auf, lief, kam an Bäume, bog um die Ecke, sah Lichter, ein Wirtshaus, davor den Omnibus, der eben angekurbelt wurde, schrie heiser: „Halt! Halt!" — erreichte den Wagen, kletterte hinein, fiel in die Polster. Langte ein Geldstück heraus, schwankte schon im Schlaf, als der Motor ansprang. Spürte sich gestoßen, heraufgeholt aus klaftertiefen Schächten, sah in ein fremdes Gesicht, hörte eine fremde Sprache, war übergrellt von Lichtern und begriff, daß er geweckt wurde. War leidlich munter, nur ganz zerschlagen, wankte in den Speisesaal, gierig nach dem ersten Bissen. Musik tönte, Mädchen waren da, es wurde getanzt. Das Abenteuer schmolz zusammen in einen verunglückten Nachmittagsausflug. Nur als ihm der Kellner den Wein brachte und das Essen, mußte er an sich halten, daß er nicht wie ein wildes Tier schluckte und schlang — mitten in Europa.

Die päpstliche Schweizergarde
Von Univ.-Prof. Dr. Hubert Bastgen

Mit 8 Illustrationen nach Aquarellen von Prof. S. Lipinsky, Rom

Wie ruhig doch Seine Heiligkeit heute abend dastand am Fenster des hohen Vatikan! Fast schien es, als wollte er seine feinen Finger zum leichten Trommeln ansetzen! Eine Prachtsonne, die so vieles vergessen macht und Sorgen des Augenblicks nicht aufkommen läßt, vergoldete das ewige Rom. Wozu sich auch ängstlich sorgen! Die da heranziehenden und unter ihm vorbeigrölenden kaiserlichen Landsknechte — Spanier, Deutsche, auch etliche Italiener — sahen übel aus, zerfetzt und verhungert! Klemens VII. sah genau zu: sie hatten nicht einmal eine Kanone.

Wie gut, wie gut das war. Er hatte doch eine oder die andere. Und jeden Augenblick mußte das Heer der Liga eintreffen, die ihn mit Frankreich, Venedig, Florenz und Mailand gegen den Kaiser Karl V. verband. Gestern am 4. Mai war er durch Rom geritten, das Volk zu beruhigen vor dem kommenden Feinde. War es ihm nicht gelungen? Freilich so hatte es ihm nicht mehr zugejubelt wie in den Novembertagen 1523, nach seiner Wahl. Da hatte der Jubel über seine Erhebung den jubelnden Haß der Römer abgelöst: sie hatten die Türen des Arztes seines Vorgängers Hadrian VI. — des letzten deutschen und letzten nichtitalienischen Papstes — bekränzt, hatten ihn als Befreier des Vaterlandes gepriesen. Aber nun hatten sie in ihm doch wieder einen Italiener, wenn auch nicht einen Römer, so doch einen Mediceer, und es konnte an die so brüsk von dem deutschen Papste unterbrochenen schönen Tage Leos X. angeknüpft werden. Ganz echt war ja seine Mediceerherkunft nicht, aber sein Onkel Leo hatte alles in Ordnung gebracht, hatte ihm die Sprossen der Leiter seines Aufstieges golden und leicht gemacht. Nur im Konklave selbst gab es ein dreimonatiges Kämpfen um die Tiara: bis er sie erhielt zum Jubel der ganzen katholischen Christenheit. Wie rasch kam alles so ganz anders! Diesmal bekam der Kleriker, der beim Krönungseinzug dem



Im Quartier



Der Fahneneid der „Schweizergarde“



Der Kampf in der alten Peterskirche im Jahre 1527



In der Freizeit

neuen Papste beim raschen Auf- und Niederbrennen des Wergbündels zuruft: Heiliger Vater, seht, so rasch vergeht die Herrlichkeit der Welt! — diesmal bekam er so früh recht!

Der große Julius II. hatte unter dem Schlachtruf: Hinaus mit den Barbaren! die Franzosen aus Mailand geworfen und Italien vor ihnen gesichert. Aber Franz I. hatte Mailand wieder erlangt. Und damit stand den Franzosen wieder Italien offen, besonders Neapel, auf das man ebenfalls Ansprüche erhob. Da trat eine Wendung der Dinge ein: In der glänzenden Schlacht bei Pavia (1525) siegten die Kaiserlichen und Franz wurde gefangen genommen. Mailand war wieder im Besitze Karls V. Er, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, stand nun auf dem Gipfel seiner Macht. Der Papst war „wie tot“ über diesen Er-

folg. Als Kardinal kaisertreu, war er später auf die Seite der Franzosen getreten, um des Kaisers Übermacht vor allem in Italien in Schach zu halten. Trat er nun wieder zu ihm über, jetzt, wo dieser der Gebieter der Welt war? Gab es etwas Natürlicheres als die Vereinigung zwischen Papst und Kaiser? Verbündet, in dieser schweren Zeit, wo die religiösen Wirren ein Zusammengehen der beiden ersten Häupter der Christenheit geboten, um nach Unterdrückung der kriegerischen Verwicklungen auch Ordnung auf kirchlichem Gebiete zu schaffen? Wenn einer das konnte — und wollte, dann war es dieser fünfte Karl! Und doch, die Sorge vor dem Übermaß der kaiserlichen Macht trieb den Papst nach vorübergehender Verständigung zum Bündnis gegen den Kaiser. Es kam im Mai 1526 zur Bildung der Heiligen Liga. Mit einem Freudentaumel ohnegleichen wurde das Bündnis in Rom gefeiert. Aber bald sollte sich eine Unglücksnachricht nach der andern im Vatikan den Rang ablaufen: die neue Übergabe



Die „Schweizer" in der Umgebung des Papstes

Mailands an die Kaiserlichen, das völlige Versagen des Franzosenkönigs, der seinen Liebesabenteuern nachging, die Zurückhaltung der selbstsüchtigen Lagunenstadt, das merkwürdige Verhalten des Herzogs von Urbino, die Vernichtung des Ungarnheeres durch die Türken bei Mohacs, der Überfall der Colonna in Rom, das Erscheinen des mächtigen Söldnerführers Georg von Frundsberg, der Tod des prächtigen Giovanni de' Medici, der Hoffnung der Liga und des Papstes, auf dem Schlachtfeld, die Kunde vom Nahen der kaiserlichen Flotte, die Vereinigung Frundsbergs mit dem anderen kaiserlichen Heerführer Bourbon. In alledem nur ein kleiner Tropfen Freude in dem bitteren Kelch: die Nachricht von dem Tode Frundsbergs. Er hatte die Wut seiner Leute über den Waffenstillstand des Papstes mit dem kaiserlichen Bevollmächtigten, der



Die Wache



An der Grenze zweier Mächte. (Am Bronzeportal des Vatikans)

ihnen die römische Beute entriß, nicht mehr bändigen können. Vor Schmerz und Zorn über ihre Rebellion war er, bislang nur gewohnt, durch sein Erscheinen allein Gehorsam zu bieten, vom Schlage getroffen auf einer Feldtrommel niedergesunken. Aber

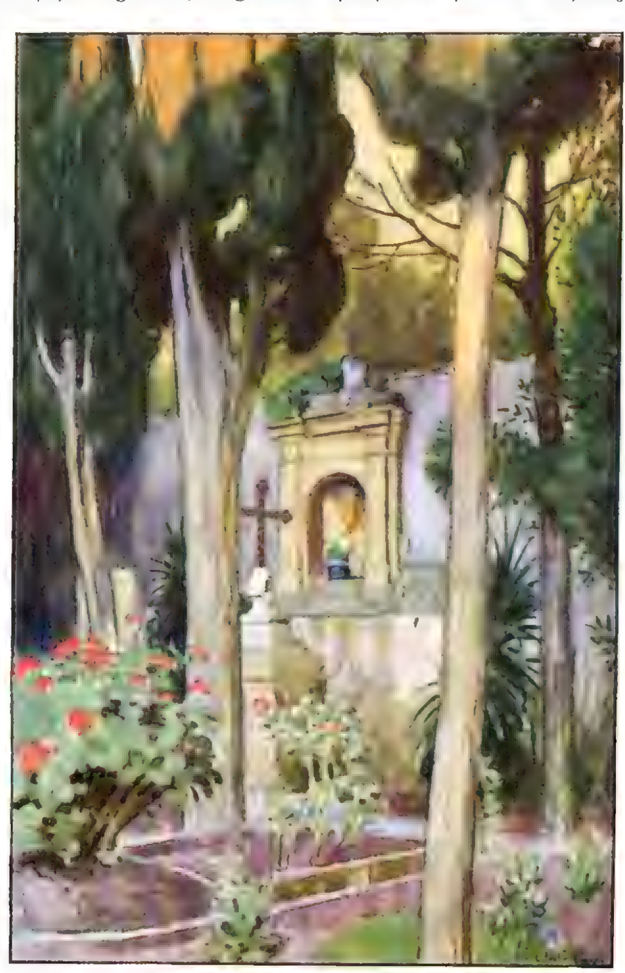
der Bourbone war noch da. Und die Not zwang ihn zum Weitermarsch. Nur die Aussicht auf die Schätze Roms hielt das zusammengeschmolzene, halb verhungerte Soldatenvolk zusammen und spornte es zum Vormarsch an. Freilich, wenn der Papst Geld schickte, konnte er Rom retten. Dann wurden die Truppen abgelohnt. Aber Klemens wies ihn wiederholt ab.

Nun sah der Papst diese Truppen an sich vorüberziehen.

Hinter dem Vatikan, auf der Höhe von Sankt Onofrio, warf der Bourbone das Losungswort in seine furchtbar mitgenommenen, beutegierigen Söldner hinein: Siegen oder sterben! Vor ihnen lag der Siegespreis, das Ziel so vieler unerhörter Mühseligkeiten. Und dieselbe Sonne, die dem Papst seine Zuversicht vergoldete, vergoldete die Zuversicht der Kaiserlichen.

In der Frühe des 6. Mai bleibt die Sonne aus. Dichter Nebel hüllte alles ein. Und mitten im dichten Nebel beginnt der Sturm auf die Mauer. Zwei Anstürme versagen. Da stellt sich Bourbon selbst an die Spitze. Und fällt. — Eine Pause lähmenden Schreckens tritt ein. Dann aber bewirkt die Wut über seinen Fall das Wunder. Ein neuer Sturm. Die Spanier kommen durch bei Porta Cavaleggieri, die Deutschen bei S. Spirito. Und Ströme von Blut ergießen sich bald über die Leostadt und nach der Eroberung von Trastevere fluten die Kaiserlichen gleich einem sich überstürzenden Wildbach in die Straßen der eigentlichen Stadt. Es folgten die wilden Greuel des Sacco di Roma. Der Papst muß in der Engelsburg schließlich kapitulieren.

Mitten in diesem Wüten hatte sich am Fuße des Obelisken — es ist jener, der heute mitten auf dem Petersplatze steht, damals aber noch seine alte Stelle wie im Zirkus Nero innehatte — eine Szene von hoher Tragik abgespielt: der Kampf der Schweizergarde für ihren Herrn. Seit 1517 war das Kommando derselben an den Stand Zürich gekommen. Der Rückstand der päpstlichen Pensionen für die Schweizer Söldner, die einstmals Julius II. den Sieg bei Navarra über die Franzosen erfochten hatten, dann auch der Friede mit Franz I. hätte das von Leo X. abgeschlossene Bündnis des Heiligen Stuhles mit der Schweiz fast gesprengt, wenn nicht der Züricher Bürgermeister Max Röust, und nach dessen Erkrankung sein Sohn Kaspar zum Gardehauptmann ernannt worden wären. Als die Pensionen dennoch ausblieben, wurde Zürich bei



Der Friedhof der Schweizergarde in Rom

Klemens VII. vorstellig. Da stellte dieser das Ultimatum: entweder Rückkehr zum katholischen Glauben — Zürich war unterdes zwinglianisch geworden — und damit Anerkennung ihrer Forderung, oder deren Verwerfung. Nun rief Zürich den Hauptmann und seine Landsleute von Rom ab. Der Befehl kam am 19. Februar 1527 in Rom an. Die Garde bestand aus nur 189 Mann, von denen 43 „all erlich, redlich und from Zürcher" waren. Aber man war der Meinung, daß es ihnen „nitt wol anstünd als truwen kriegslütten und dienern p(päpstlicher) H(eiligkeit) und ein ganzt collegium der Cardinälen, welche, wie ihre Vorfahren in der zyt des fryden und aller ruwen uns erlichen und woll erhalten, jetzt in iren großen nötten zu verlassen". So blieb man auf dem Posten. Man konnte auch auf Frieden hoffen und dann Eidespflicht gegen den Herrn in Einklang zu bringen suchen mit dem Gehorsam gegen die Heimatbehörde. Es war ja auch ein Waffenstillstand zustande gekommen. Der Papst hatte daraufhin seine Soldtruppen sogar entlassen. So war Rom beim Herannahen Bourbons von allen Truppen entblößt. Was auf den Mauern stand, war rasch zusammengewürfeltes Straßen- und Dienervolk, etliche paar Bürger nicht in Betracht zu ziehen. Die paar Schweizer, von denen 43 die direkte Wache des Papstes bildeten und ihn auf der Flucht durch den Korridor nach der Engelsburg begleitet hatten, standen also einer gewaltigen Übermacht gegenüber. Nachdem die Spanier beim deutschen Campo santo eingedrungen waren, fielen sie über die Garde her, die mutvoll jeden Fußbreit Boden verteidigte. Die meisten fielen beim Obelisk, der Rest wurde am Hauptaltar von St. Peter niedergemacht. Der Hauptmann, schon an der Mauer schwer verwundet, wurde in seiner Wohnung von den Landsknechten erschlagen. Nach der Übergabe der Engelsburg mußte die Garde aufgelöst werden, und es wurde eine solche aus Landsknechten gebildet mit 200 Mann, unter Sebastian Schertle. In diese traten noch zwölf von den Schweizern ein. Die Garde bestand bis 1548, wo die Schweizergarde wieder den Schutz des Papstes übernahm bis auf den heutigen Tag. Robert Durer, von dem bald die Geschichte der Schweizergarde erscheint, zieht einen Vergleich mit dem Heldentode der päpstlichen Gardisten und jenem der Hundertschweizer, die 1792 für den König von Frankreich fielen, und bemerkt: „Zum Ruhme des Schweizer Namens haben die Züricher Gardisten ihrer soldatischen Ehre den Vorzug gegeben und den Gehorsam entgegen dem Heimatkanton mit dem Tode gebüßt. Das ist die Tragik dieser Episode."

Der Opfertod der Gardisten in den Tuilerien ist durch Thorwaldsens Löwe von Luzern für immer in Stein verewigt. Nun will die Schweiz auch das Andenken der Gardisten vom Mai 1527 ehren durch ein Denkmal im Kasernenhofe der päpstlichen Garde, das dem Meißel des Zürichers Eduard Zimmermann anvertraut ist und im Oktober letzten Jahres feierlich enthüllt worden ist:

Helvetiorum Militibus Custodiae Palatinae / Pridie Non. Maias Anno MDXXVII In Defensione / Summi Pontificis Gloriose Occisis / Patria Minor.

Den ruhmreich Gefallenen! Ihnen, den Deutschschweizern, unser ehrendes Andenken. Aber auch unseren Glückwunsch den Lebenden. Denn wer kennt sie nicht, die Schweizergardisten, die in ihrem prächtigen Kostüm (Oberst Repon, der Vorgänger des jetzigen Kommandanten, hat die geschmacklos gewordene Uniform wieder auf den ursprünglichen schönen Zustand zurückgeführt) die Wache halten an den Pforten des Vatikans, in den Vorzimmern des Papstes, die in ihrer alten biederen Freundlichkeit so vielen Fremden und auch uns Deutschen so manche förderliche Auskunft in dem interessantesten und besuchtesten Palaste der Welt erteilen? Und wer kennt nicht die Schweizer Kantine, wo auch der Fremde gern einkehrt, um mitten unter den Gardisten beim frischen Frascatiwein sich zu freuen und sich alte, ganz alte Zeiten in der Phantasie hervorzaubern, — die deshalb so schön sind, weil wir sie uns ausmalen können ganz nach unserem Gutdünken.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Briefe Herman Grimms an Hedwig von Olfers

Zum 100. Geburtstage Herman Grimms (6. Januar)

Herausgegeben von Margarete von Olfers

Beim Sichten des Nachlasses meiner Tante Marie von Olfers fielen mir Briefe Herman Grimms in die Hände. Es ist manches darin enthalten, was auch für weitere Kreise von Interesse sein kann, besonders der wundervolle Brief über die berühmte Orpheus-Aufführung der Haftreiter in Rom, den ich ungekürzt gebe. Er ist, wie auch die übrigen Briefe, an meine Großmutter Hedwig von Olfers geb. von Staegemann gerichtet. Herman Grimm hatte von Jugend auf dem Olfersschen Hause nahegestanden, er bewahrte in Dankbarkeit die Erinnerung an das Verständnis und Wohlwollen, das Hedwig und ihre Töchter seinen ersten dichterischen und schriftstellerischen Versuchen entgegenbrachten. Im Olfersschen „Gelben Saal" mag er auch Gisela Arnim kennen und lieben gelernt haben — Gisela, die viel Umschwärmte, die, ihrer Mutter Bettina in Wesen und Begabung unter den Töchtern am ähnlichsten, äußerlich ein Abbild ihres klassisch-schönen Vaters war. Aber erst, nachdem sie zwölf Jahre einander befreundet gewesen, sich fast täglich gesehen und im „Kaffeter" (einer von Arnims und Olfers' gegründeten literarischen Vereinigung, der auch u. a. Andersen und Geibel als Ehrenmitglieder angehörten) zusammen gedichtet, geschwärmt und fabuliert hatten, erreichte Herman Grimm das Ziel seiner Wünsche. Im Jahre 1859 fand seine Hochzeit mit Gisela in aller Stille statt — ja aus irgendeiner Laune Giselas wurde sie sogar einige Zeit vor den Freunden geheim gehalten. Bettina hatte sich, trotz ihrer Genialität, lange ablehnend gegen eine Verbindung des jungen, damals noch nicht bekannten Gelehrten mit ihrer Tochter verhalten. Dazwischen mochte die leidenschaftliche Werbung Josef Joachims Gisela selbst eine Weile ins Schwanken gebracht haben, dann aber entschied sie sich mit ganzer Seele für Herman Grimm. Das Glück einer vollkommen harmonischen, dreißig Jahre währenden Ehe wurde beiden zuteil. Die Briefe, die ich folgen lasse, sind größtenteils aus dem Jahre 1889, von Rom und Florenz aus, während der beginnenden und bald darauf zum Tode führenden Krankheit Giselas geschrieben, die beiden letzten aus dem Jahre 1890 in Berlin. Aus ihnen spricht die tief erprobte Freundschaft vieler Jahre, die Herman Grimm für meine Großmutter und die Ihren empfand. Indem ich allzu Persönliches aussichte, erinnere ich mich der Anteilnahme des damals schon einsam Gewordenen an den Enkeln der von ihm so verehrten Frau, des forschend freundlichen Blickes, den er auch auf der Jüngsten dieser Schar ruhen ließ. Ich erinnere mich deutlich, als ich zum erstenmal an der Seite meiner Tante Marie Olfers die hohen Treppen zu der Grimmschen Wohnung am Matthäikirchplatz in Berlin emporstieg und mir lächelnd bedeutet wurde, wir gingen zum Professor Herman Grimm und zu seiner Schwester Gustel, den Kindern der „Gebrüder Grimm". Ich staunte mit großen Augen, auf alles Märchenhafte gefaßt. Und befand mich dann gleich darauf in dieser großen, lichten, mit Biedermeier-Möbeln, alten Bildern und vielen Büchern ausgestatteten Wohnung den Geschwistern gegenüber, dem großen schlanken und im Alter selbst noch imponierend schönen Herman und der ein wenig zwergenhaft wirkenden Fräulein Gustel, mit dem großen, von tief schwarzem Haar umrahmten, geistvollen Kopf. Beide waren voll rührendster Güte zu der jüngsten Nichte Marie Olfers', und es taten sich Wunderpforten von schön illustrierten Grimmschen Märchenbüchern vor meinen Blicken auf, während meine Tante mit Herman Grimm am Fenster stand und über eines seiner neuesten Werke sprach. Es war Sommer. Die Schwalben umschwirrten den Turm der Matthäikirche, ein leiser Wind bewegte ein wenig den lichtgrauen, weichen Schleier auf dem Hut meiner Tante. Grimm stand mit einem Buche in der Hand ihr zur Seite, sie beugten sich darüber und sprachen gedämpft. Neben ihnen war eine grünbehangene Staffelei mit einem wundervollen Marmorrelief, ein ideales Frauenprofil zeigend: Gisela. Von den Wänden sahen die Gebrüder Grimm mit wohlwollendem Blick auf mich herab. Ich empfand unbewußt jene Atmosphäre hoher

Kultur und Weltabgeschiedenheit, jenes Entrückt- und doch Im-Herzen-Berlins-sein, das zu jener Zeit Herman Grimms Leben ausmachte. An der Seite meiner Tante die Treppe hinabsteigend, von den freundlichen Zurufen der Geschwister begleitet, die sich, uns nachsehend, über das Geländer beugten, hatte ich die Empfindung, in einen wundervollen und geheimnisvollen Garten geblickt zu haben.

Rom, 18 Piazza Barberini. 17. Jan. 1889.

. . . Während Sie, wie Ihr Brief sagt, in Saus und Braus leben, sitzen wir hier in großer Stille. Rom hat sich nach allgemeinem Urteil auch klimatisch verändert. Es ist in jeder Beziehung nicht die Ente, die sich in einen Schwan, sondern der Schwan, der sich in eine kolossale Ente verwandelt hat. Der Gedanke, wie jemand von Rom gern fortgehen könne, wäre mir früher nie gekommen. Ich möchte nur deshalb in 200 Jahren auf die Welt kommen, um über den großen Umschwung der geistigen Existenz, der sich heute vollzieht, ein Buch schreiben zu können. Denn so gut wie ich, weiß es doch keiner. — Fräulein von Humboldt, Enkelin Wilhelms, brachte uns neulich ein kleines Buch über die Prinzeß Radziwill (Prinzeß Elisa Radziwill, Jugendgeliebte Kaiser Wilhelms), das recht rührenden Inhaltes ist. Das Schönste darin war ein Gedicht von Ihnen aus dem Jahre 1822, das mich immer wieder durch die Schönheit und Einfachheit der Gedanken und der Sprache rührt. Ihre Gedichte sind Blüten eines ganz besonderen Pflanzenreiches, aus einem Garten, zu dem nur Sie den Schlüssel tragen. Wir haben mit ganz besonderem Interesse gelesen, wie Herr von Wildenbruch (anläßlich der Erstaufführung der „Quitzows") neben dem Kaiser im Parkett gesessen hat, so daß Schillers alte Forderung, es soll der König mit dem Dichter gehen, hier sogar in verbesserter Form zu einer Wahrheit geworden ist. Wie schön, daß der Lorbeerbaum, unter dem er sitzt, nun auch endlich geschüttelt wird. Hoffentlich fällt allerlei Schönes in langen Jahren noch herunter. — Es ist Donnerstag morgen. Die Wolken tun so, als wollten sie die Sonne wieder einmal durchlassen. — Unser Kamin brennt recht behaglich, unser Tee hat recht gut geschmeckt und Popolo Romano, Tribuna und Osservatore Romano liegen durchgelesen auf dem Tisch. Draußen wird unter verschiedenartigem Gebrüll allerlei Eßbares ausgeboten, und die Kapuziner von dichte dabei gehen wie Riesen mit Regenschirmen unter dem Arm über den Platz, während der Tritone aus dem Brunnen unverdrossen Wasser kerzengerade in die Höhe bläst. — Hernach mache ich mich selber auf, um den Pincio zu besuchen und von dessen Terrasse die sehr verschiedenen Sorten Wolken zu beurteilen, die man von da aus über die Stadt hinziehen sieht. Gott sei Dank, daß man den alten Sankt Peter und die Linien der Gebirge immer noch vor Augen hat. — Nun leben Sie wohl, verehrte Freundin — Gisela läßt schönstens grüßen. In Verehrung Herman Grimm.

Rom, d. 9. Februar 1889.

Verehrte Freundin, erinnern Sie sich, wie wir vor, nun es mögen 35 Jahre sein, die erste Berliner Aufführung des „Orpheus" im Opernhause zusammen erlebten? Auch Gisel war dabei. Ich bin nachmals nie im Opernhause gewesen, ohne mich nach der Stelle umzusehen, wo da unser Platz war, habe auch die Aufführung selbst nie vergessen. Wie die Wagner da rechts aus den Kulissen trat und mit ihrem sanften, heroischen Wohllaut „Del la placateo" sang, als ob über bewegte Wogen ein himmlisches Öl ausgegossen würde, das langsam herabträufelnd sie beruhigte. Es schien mir unmöglich, daß das anders und besser gesungen werden könne, daß überhaupt eine andere Sängerin so einherschreiten und dastehen könne wie dieser Orpheus. Nun habe ich gestern die Oper hier gesehen. Das Theater Costanzi ist so dicht nebenan, daß wir jeden Abend aus unseren Fenstern in die seinigen sehen und um Mitternacht allemal den großen Sturm des herausbrechenden Publikums und das Gebrüll der Kutscher mitmachen, als gehörte das zum hiesigen Dasein. Gestern war ich mit dem jungen Gorsti, der schon zum vierten Male hinging, im Orfeo und habe etwas so Wunderbares erlebt, daß ich heute den Entschluß gefaßt oder vielmehr ihn von Gisel octroyiert erhalten habe, Ihnen darüber zu berichten, da niemand die Dinge doch versteht, nicht *als* Sie, aber *wie* Sie, und da ich das ewige Druckenlassen für Leute, denen schließlich doch nichts daran gelegen ist, müde bin. Man muß jung sein und Illusionen haben, wenn man der großen Welt lebhaft von dem sprechen soll, wovon man erfüllt und ergriffen ist. Sie werden mich schon verstehen. Was mich ergriff, war neben der Vorstellung eine ganz neue Art von Sängerin, Fräulein Hastreiter, eine Neuyorkerin von deutschen Eltern, die den Orpheus gab. Man kauft ihre Lebensbeschreibung (und auch die Geschichte der Oper selbst) im Theater auf einem gedruckten Blatte und erfährt gleich, was man wissen möchte. Ihre Eltern hatten nicht gewollt, daß sie auf die Bühne ginge, der Umstand aber, daß nur mit ihr die Aufführung des „Orpheus" möglich war, stimmte sie endlich um, und so hat diese Oper das junge Mädchen der Bühne zugeführt, dem man auf den ersten Blick anfühlt, daß sie ein Gentleman sei. Jede ihrer Bewegungen, jedes Mienenspiel verrät es: Es ist als ob eine Tochter des Komponisten, völlig aus den Intentionen ihres Vaters heraus, die Rolle durchführe. Und so scheint auch das Publikum zu empfinden: Zuhörer und Sänger und Orchester erschie-

nen wie eine ungeheure Familie, die sich zur Freude in geschlossener Gesellschaft die Oper aufführten. Und ich gehörte dazu als eins ihrer jüngsten Mitglieder. Wie man sagt, daß Sünden vergeben werden, so war mir, als ob mir alle meine Jahre vergeben worden wären. — Das Teatro Costanzi ist sehr groß und so behaglich eingerichtet, daß das seltsame Gefühl, das man bei uns immer hat, als sei man an seinem Platz angenagelt, nicht aufkommt. Auch gehen die Leute immer hin und her, ohne einander lästig zu fallen, und das Orchester sitzt ohne Zwischenschranke vorne etwa wie bei einem Konzerte, wo die Exekutanten mit zur Gesellschaft gehören. Das Orchester bestand diesmal fast nur aus Violinen, wahrscheinlich genau so wie zu Glucks Zeiten, und der Dirigent war energisch und hatte es ganz in der Hand. Mich entzückten die ersten Takte schon.

Als der Vorhang aufging, sah man in eine weite Landschaft. Im halben Hintergrunde ging es auf einigen Stufen zu einer Estrade empor, in deren Mitte der Sarkophag Eurydicens sich erhob. Man hatte den der Scipionen, der wirklich der Sarkophag aller Sarkophage ist, nachgeahmt. Der Landschaft zu umschloß ihn eine runde Balustrade, von Zeit zu Zeit im Halbkreise mit Opferschalen besetzt, und all das bis in den Vordergrund war mit Menschen besetzt, denen man ansah, daß es sich um eine letzte Huldigung handle, die Eurydice dargebracht wurde.

Nun begannen die Chöre und zugleich, wie eine Art geschrittenes Ballett, fanden feierliche Umgänge, die Stufen hinauf und hinab, statt. Orpheus, der nur mit wenigen Tönen allein vortrat, stand auf den Sarkophag gelehnt. Es war eine wunderbare Szene der Trauer und des Mitleids. Und nun stellen Sie sich kaum vor, welchen Eindruck es machte, als der gesamte Menschenschwarm sich plötzlich verlor und Orpheus sich mit dem Sarge allein sah. Die Situation allein schon wirkte erschütternd: jetzt zum ersten Male sang er allein die prachtvolle Arie „Addio". Hier nun begann das, was die Sängerin aus dem Ihrigen zur Musik hinzutat. Erst sang sie noch ruhig, immer verzweifelter klingt es dann, und dann, vorne an die Szene tretend, bricht sie in einen Schmerz aus, der unbeschreiblich ist. Jede Bewegung ist dem angemessen.

Die Hastreiter ist ein junges Mädchen von etwa 22 Jahren, stark und kräftig und mit Armen begabt, von denen man sagen möchte, daß sie wie ihr Gesicht selber ihr eigenes Mienenspiel hätten. Sie steigerte sich zu solcher Leidenschaft, daß das Theater wie elektrisiert war, kein Ton der getragenen klassischen Trauer, mit der die Wagner uns rührte, sondern ein fast wilder Schmerz, der sich austobt, immer aber schön bleibt. Ich weiß nicht, wie oft sie herausgerufen wurde, es nahm kein Ende, das Publikum wollte nun auch austoben, sie mußte die lange Arie wiederholen, und es war, als wenn ihr die Stimme nun erst aufgegangen sei und als ob sie jetzt erst ihre Kraft zeige. Und schließlich hatte sie eine so vornehme, einfache Art, dem Publikum zu danken, als ob es lauter Freunde und Verwandte seien. Diese in diesem Winter 20. Vorstellung schien die erste zu sein. — Ich war gespannt, wie sie im nächsten Akte die große Arie singen würde. Hier wich alles ab von dem, was wir gewohnt sind. Wieder war die ganze Bühne voll von Gestalten, von Dämmerung, und rotes Licht dazwischen, ein tiefer Abgrund, in dem sich dann ein Ballett der Höllenmächte entwickelte, dabei ein vortrefflich ausgeführtes Durcheinanderwogen der Massen. Es war darauf abgesehen, in dem Momente, wo Orpheus erscheint, diese in sich beschlossene Gesellschaft in einer plötzlichen, leidenschaftlichen Erregung, ich möchte sagen: aufkochen zu lassen. Rechts oben im Hintergrunde steht er nun da, vom Tageslicht allein beleuchtet, und die Arie beginnt. In einem raschen, fast eiligen Tempo wird sie gesungen. Ich war so frappiert, daß ich mir nicht recht klar machen konnte, was das bedeute. Es hatte aber seinen Sinn. Es war, als sei die Sängerin, bei jedem Schritte tiefer in das Reich der Schatten herabsteigend, ihrer selbst nicht mehr mächtig, als nähme die Angst ihr die Stimme, und nur allmählich, indem sie endlich nun den Weg hinuntergefunden hat und mitten unter den Höllengeistern steht, kehren ihr die Töne zurück. Nun singt sie lauter und getragener, bis sie dann zuletzt in eine große Felsenöffnung, aus der roter Dampf hervorquillt, fast laufend hineineilt.

Die Berliner Szene hat in meiner Erinnerung nichts von ihrer Schönheit verloren, die römische steht nun aber doch daneben als ein Beweis, wie ganz und gar verschieden dieselben Dinge auf einer Bühne zur Erscheinung kommen können. Bei der Wagner wußte man von Anfang an, sie werde mit dem ruhig flehenden Tone ihres um Erbarmen bittenden Liedes die Hölle zurückdrängen, während dieser selbe Gesang, wie ich ihn gestern hörte, nur der verzweifelte Versuch war, sich der eindringenden Schatten zu erwehren. Auf den Beifall des Publikums war es hier nicht abgesehen, auch verhielt es sich ruhig. Nun kommt der vierte Akt mit seiner entzückenden Einleitung, und hier erlebte ich eine Überraschung, die möglicherweise nur der Wiederaufnahme eines alten, vergessenen, szenischen Effektes zu verdanken war, vielleicht aber von der Darstellerin aus eigener Erfindung gegeben wurde. — Vortrefflich war die Darstellung des Reiches der Seligen, in dessen Mitte Eurydice nun ihre große Arie zu singen hat. Sie vermag uns, so wenig übrigens an der Darstellerin auszusetzen war, freilich nicht zu erwärmen. Sie hat das Beste, was sie kann, doch nur gelernt.

Es ist ein Unglück für solche Vorzüglichkeiten zweiten Ranges, wenn sie sich neben Naturkräften zu produzieren haben. Schön war wieder das das Land der Seligen darstellende Ballett. Die eine Hälfte der jungen Mädchen war in eine Art idealer antiker Rüstung gesteckt, goldene Panzer mit goldenen Helmen, die anderen trugen Kränze, alle in weißen Gewändern der Eurydice bis auf einen gewissen Grad ähnlich. Diese nun tanzten oder gingen auch nur durcheinander, Eurydice unter ihnen allein unglücklich. Dann fällt der Wolkenvorhang, und Orpheus erscheint, entzückt, das Land der Seligen zu betreten, und dann, ohne daß er es merkt, ihm im Rücken hebt sich der Vorhang wieder, und er fühlt, daß er Eurydice hier finden werde. Jetzt beginnt sein wunderbares Suchen nach ihr. In jeder Gestalt glaubt er, sie zu ergreifen, keine aber ist Eurydice. Ohne Gesang, nur im Takte der Chorgesänge durchschreitet er die Gestalten in weißen Gewändern, um die zu finden, die Eurydice ist. Weil er sie nicht anblicken darf, muß er durch Tasten herauszufinden suchen, welche es sei. Es ist ein reizendes, abgeschrittenes Ballett gleichsam, wie er, immer von neuem durch die Mädchen hindurchdringend, immer ängstlicher wird. Endlich glaubt er Eurydice gefunden zu haben, es ist entzückend, wie er sie, ohne sie anzusehen, am Arm aus den anderen herauszieht, wobei sie ihm mit einer eigentümlichen, duldenden Grazie nachgibt. Indem er sie umarmt, beginnt er nun, da er die Augen doch abwenden muß, ihr Antlitz zu betasten. Mit reizender Fingerbewegung tut er das, immer unruhiger wird er, man sieht in seinen Zügen, daß er den Irrtum entdeckt, und das immer nur stumme Spiel, mit dem er sie, enttäuscht, endlich losläßt, ja zurückstößt, ist so schön und das Herz bewegend, daß das Theater in lauten Beifall ausbricht. Endlich kommt dann die richtige Eurydice, das gleiche, stumme Spiel wiederholt sich, nun aber mit anderem Ausgang.

Ich möchte diese Hastreiter ein Stück Shakespeare spielen sehen. Sie würde als Schauspielerin vielleicht noch Größeres leisten. Ich habe noch nie gesehen, daß eine Sängerin nur ihrer Bewegungen wegen mit Beifall, der hier ganz überraschend vorbrach und das Publikum selber vielleicht überraschte, überschüttet wurde. Dieselbe oder vielmehr noch größere schauspielerische Kraft offenbarte sich im letzten Akte. Zuletzt habe ich vor einigen Jahren in Wien das vergebliche Bemühen erlebt, die große Szene zwischen Orpheus und Eurydice, in der er endlich gezwungen wird, sie anzublicken, auch nur verständlich zu machen. Hier gelang sie im höchsten Grade. Es wäre nicht möglich, lebendiger zu spielen. Wie Orpheus endlich, übermannt von der eigenen Sehnsucht, Eurydice anzublicken, mit leidenschaftlich ausgebreiteten Armen auf sie zustürzt, sie an sein Herz drückt und sie zugleich nun als eine Sterbende ihm aus den Armen sinkt, ist es, als ob seine Empfindung in alle übergehe, die es vor Augen haben.

Der Ausbruch des Schmerzes ist dann das Höchste, was die Hastreiter gibt. Sie hat ihr Obergewand abgeworfen, um die entseelt daliegende Eurydice damit zuzudecken, eine schöne und verständliche Bewegung, und steht nun schlank und kraftvoll da. Sie hat beide Arme, die früher durch das Faltenwerk etwas gehemmt waren, frei — es ist, als ob die Verzweiflung ihre Stimme jetzt erst voll entfesselte. Und was bei alledem wieder zugleich beruhigend wirkte, sie spielte den Orpheus nicht als Mann, sondern nur als junges Mädchen, das einen Mann darzustellen hat. Die Rolle empfängt dadurch einen nicht zu beschreibenden idealen Zusatz. Das Publikum war so ergriffen, daß es kaum applaudierte. Es war, als ob das nicht nötig sei. — Welch ein Triumph ist der Erfolg dieser Oper, von der man in Italien gar nichts mehr gewußt hatte. Das ist die wahre Kunst, die die furchtbarsten Seelenkämpfe in einer sanft verklärten, erhebenden Schönheit zeigt. Wie unentbehrlich ist sie den Menschen. Während ein finstrer Geist der Krankheit und des Mordes umgeht und die Welt zu beherrschen scheint, sprießen doch immer wieder die unschuldigen Blumen hervor, die er nicht niederzutreten vermag und die an die Güte der Natur und ihres Schöpfers erinnern.

Orpheus wurde 1762 zum erstenmal in Wien aufgeführt. Gluck dirigierte. Dem Publikum war alles so neu, daß bei der 5. Wiederholung der Oper erst der wahre Erfolg eintrat. 1774 kam sie, ganz umgearbeitet, in Paris auf die Bühne, jetzt als neuer Zusatz erst die Schlußarie des 1. Aktes „Addio". Gluck war 1762 48 Jahre alt. Das erste Auftreten der Hastreiter erfolgte im Januar 1886 in Neuyork. Es scheint, als sänge sie nur den Orpheus. Hier wenigstens tritt sie in anderen Opern nicht auf. Ich könnte mir der heutigen Weltlage nach ein großes Talent denken, das nur in einer einzigen Blüte sich zeigte und daran genug hätte. Würde Gluck seinerzeit ein so freies Verhältnis zur Kunst für möglich gehalten haben? Wie beschränkt war der Beifall, den er seinerzeit geerntet hat. Nicht gering, aber beschränkt, denn ein kleiner Teil des Volkes hatte vor 100 Jahren etwas von solchen Genüssen. Wie anders beschaffen sind die großen, unabhängigen Massen, die die Theater füllen und deren Beifall ganz anders donnert als damals! Ob er von dergleichen geträumt hat? Vielleicht von viel mehr noch! Denn wie wird es in 100, 200 Jahren sein? Homers Gedichte werden heute über die ganze Erde gelesen und immer neu gedruckt. Und es sind an 3000 Jahre, daß sie gedichtet wurden.

Doch ich gerate ins Literarhistorische. Meine Rezension soll ein Ende haben. Gisela hat sie gelesen und gut befunden. Möge sie Ihnen nun auch gefallen, verehrte Freundin,

und ihren Weg nach Norden nehmen. Nicht ohne unsere herzlichen Grüße. In Verehrung der Ihrige Herman Grimm.

Albergo Quirinale.

Sonnabend, den 9. Februar 1889.

Der Brief ist einige Tage liegen geblieben. Gisela war recht krank. Wir müssen so bald als möglich von hier fort, wo immer eine drohende Fieberwolke über dem Fremden schwebt. Wir warten ein besseres Wetter ab, um nach Florenz zu gehen. — Unser Doktor kennt die Hastreiter von Jugend auf, da sie früher einmal als Kind mit ihren Eltern hier war. Sie lebt, da ihre Mutter gestorben ist, mit einer Gesellschafterin allein, und zwar in sehr guten Verhältnissen. Sie hat den Orpheus selbständig eingerichtet, die mise en scène selbst besorgt, den Kapellmeister gewählt und instruiert, kurz sie ist bis in jedes Detail die Schöpferin der Oper in dieser Gestalt. Sie singt unter der Bedingung, daß sie völlige Herrin sei, nur gegen Erstattung der Kosten, ohne jeden eigenen Vorteil. Die Oper wird immer wiederholt und nun in Florenz aufgeführt werden. — Ich hoffe, Sie haben, verehrte Freundin, Geduld genug gehabt, diese acht Seiten zu Ende zu lesen.

Den 1. März 1889. Florenz. Albergo d'Italia.

Verehrte Freundin, Ihr Brief war ein rechter Lichtschein in unserer Florentiner Krankenstube, wo die arme liebe Gisel die Rückkehr von Mut und Kräften erwartet, die ihr, Gott weiß wie, in Rom abhanden gekommen waren. Sie ist ja nicht eigentlich krank, sondern nur unbeschreiblich matt. — Und so sehen wir denn tagtäglich die Wolken von Belriguardo nach San Miniato ziehen und fragen immer wieder, ob sie nicht gutes Wetter bringen, damit wir die Fahrt nach den Bergen und Bozen antreten können, wo wir wenigstens deutsche Luft einatmen. Ihr Unwohlsein wird ja nun auch vorübergegangen sein, denn anders tun wir es nicht, als daß wir Sie als eine freie Beherrscherin der Jahre ansehen, die Ihnen gegenüber nicht etwa konstitutionell mitzusprechen haben, sondern sich mit der Grazie alter, an absolutes Regiment gewöhnter Untertanen ehrfurchtsvoll unterzuordnen haben.

Was meine Rezension anlangt, so hatte sie den einzigen Zweck, Ihnen Freude zu machen. Ich bin kein Schwätzer, der anders denkt als er schreibt. — Mir ist die Welt nicht mehr gut genug, als daß ich für sie Opern bespräche. Ich suchte in meiner Seele nach irgend jemand, dem damit wirklich eine Freude gemacht werden könne, und so kam dieser Brief zustande . . .

Übrigens kam Schlözer an meinem vorletzten römischen Tage noch zum Frühstück in meine Höhe und beredete mich, mit einer Karte von ihm die Hastreiter aufzusuchen. Ein urgemütliches Frauenzimmer, mit der es sich sehr angenehm sprechen ließ. Sie sagte mir, nur in Neuyork käme der Orpheus recht zur Geltung, wo man sich absolut an ihre Anordnungen halte. Sie habe nämlich in Rom alles besorgt — Inszenierung und Einstudierung des Orchesters —, aber man tue doch nur zur Hälfte, was sie wolle.

Ich will Ihnen nun, da Sie mich, verehrte Freundin, als Hofrezensenten akzeptiert haben, von einer neuen Entdeckung berichten, die ich mittels einer ganzen Reihe frisch angekaufter Bücher gemacht habe. — Italien besitzt einen großen, wirklichen Dichter. Nicht bloß einen, der Wein in Bouteillen verkauft, sondern einen, an dem Trauben wachsen. Er heißt Carducci und wohnt in Bologna. Er hat das, was Goethe dem Homer nachrühmt, daß Homer die Dinge wirklich gebe, die anderen Dichter nur den Eindruck, den die Dinge machten. Ich habe, an Gisels Bett sitzend, 5 Bände Gedichte von ihm durchgelesen, wo in jedem einzelnen freilich nur ein paar Dutzend drinstehen. Er dichtet über alles, ein echter Gelegenheitspoet, aber die Art, wie er die Dinge anfaßt, drückt allem seinen Stempel auf. Solche Gedichte würde kein Mensch nachmachen können. Gestern morgen war es sehr trübselig bei uns. Der Wind war sturmartig geworden und pfiff mit Hagelschauern an unseren Fenstern. Ich fing an, um Gisel ein Vergnügen zu machen, eins der Gedichte Carduccis zu übersetzen, und schließlich brachte ich es unter ihrem Beirat zustande. Und letztschließlich fragten wir uns: wohin damit? Und wiederum hieß es: an Frau von Olfers, der macht es Vergnügen. Dies nun wollen wir freilich abwarten. Und so schicke ich umgehend, mit den Erwartungen eines jungen Schriftstellers, der die Besprechung seines ersten Buches erwartet, auch dieses Werk zu Ihnen, und zwar zu Ihnen allein. Wir küssen Ihnen beide die Hand als Ihr getreuestes Grimmsches Ehepaar.

Der Ochse

Dich lieb' ich, frommer Ochse, den so milde
Gewalt'ge Kraft umhaucht. Wie friedensreich,
Erhaben ruhig, einem Denkmal gleich,
Siehst du den Acker an und die Gefilde.

Wie du, dich deinem Joche gerne beugend,
Im Dienst des Menschen ernst gehorsam gehst:
Der stachelt dich und stößt: du aber drehst
Das Haupt, blickst ihn geduldig an und schweigend.

Aus deinen dunkeln Nüstern strömt beflügelt
Wie Dampf dein Geist, dein muhendes Gebrüll
Dringt als ein Hymnus zu den reinen Lüften.

In deinem klaren Auge aber spiegelt
Das grüne Land sich, in ihm ruhen still
Der Himmel, schweigend, und die weiten Triften.

Adelt dieses Sonett nicht das ganze Ochsengeschlecht? und den Dichter mit?

Florenz, d. 12. März 1889. Albergo d'Italia.

Verehrte Freundin, Ihr Brief kam zu einer Zeit an, in der er das einzig Freudige war, das mir hätte zuteil werden können. Gisel war die letzten Tage sehr krank — heute ist der erste Tag, wo man wieder Vertrauen fassen darf. — Es scheint, als ob die Natur selber sich zuletzt erbarmt hätte. Die kalte, scharfe Luft, die an unseren Fenstern vorüberschnitt, ist einem durchdringend warmen Frühlingshauch gewichen. — Die schweren Wolken, die die Sonne aber umrändert und durchbricht, kommen vom Süden, und der Arno, der sonst in so vornehmer, seichter Breite vorbeifließt, strömt in starken Wogen vorüber, in die aller Schnee der Apenninen mit hineinfließt. — Wie gern käme ich einmal auf eine Abendstunde hinüber. Überall gut, bei Muttern am besten: dahinter sind wir diesmal recht gekommen. Es geht nichts über den Atem der Heimat, mag er auch noch so rauh sein. Hier sehe ich niemand als meinen kleinen Gorski, der mit der größten Treue Tag für Tag erscheint. — Ein liebenswürdiger und sehr feinfühlender Mensch, der Italien körnerweise aufpickt. Es ist eine Freude zu sehen, wie junge Leute in gewissen Lebensperioden von Tag zu Tag geistig wachsen. -

Florenz, 21. März 1889.

Verehrte Freundin, Ihr Brief ist heute angekommen, nebst Mariens Anhang. Es liegt etwas allgemein menschlich Tröstendes in Ihren Briefen. Als ob man einen armen Gefangenen plötzlich in einen Garten versetzte, wo Astern und Balsaminenbeete sich an der Sonne so recht vollgetrunken haben und, ohne einen besonderen Parfüm zu besitzen, der sich auf Flakons ziehen und etikettieren ließe, doch den Sommer und die mütterliche Erde repräsentieren. Mag das Alter auch den einzelnen entfremden, so verbindet es ihn um so fester mit dem Allgemeinen, und das Wohlgefühl fortzuexistieren, das auch dem höchsten Alter nicht verloren gehen kann, teilt sich mit. Sie, verehrte Freundin, sind ein Element, das unentbehrlich ist und dessen Fortbestand als ein Segen empfunden wird. Ich möchte Ihnen schreiben, daß es hier besser geht, aber das ist nicht der Fall. Es scheint, daß Gisels Herzleiden nicht wie plötzlich einbrechende Krankheiten plötzlich auch wieder verschwinden wolle. — Wir haben hier unseren Felsen gefunden, an den wir angekettet sind und wo uns täglich die Leber neu aus der Seite gefressen wird. — Wie gern sagte ich alle dem, was ich beim ersten Morgengrauen, wenn der Mond noch zweifelnd am Himmel steht, bis zum letzten Wolkenlichte vor Augen habe, täglich und tagtäglich, für immer Lebewohl, wenn es mich nur loslassen wollte. — Heute ist der Fluß, vom Gebirgsregen geschwollen, ungewöhnlich geräuschvoll, dann wieder hört man ihn kaum, und der Himmel sieht so unschuldig heiter herab, als ob der Sommer um die nächste Ecke zu finden sei. —

Berlin, 9. August 1890. Matthäikirchplatz.

. . . Aber das Leben ist nun einmal erfüllt von dem, was nicht zu ändern ist. Nach einem kurzen Traum von Freiheit beginnt das erste Klirren der unendlichen Kette hörbar zu werden, an die jeder Mensch festgeschmiedet ist. Das erlebt man nun an sich und anderen, und von Tag zu Tag wird es sichtbarer, und immer weniger weiß man, wie das „Etwas“ eigentlich aussehen könne und beschaffen sei, das als „Fausts Unsterbliches“ endlich von dieser Kette losgebrochen und fortgetragen wird. Mit diesen Gedanken schlägt man sich herum, oder vielmehr, sie schlagen auf uns, und wir halten stille. Ich sitze jetzt hier ganz allein. Gestern ging ich mit den beiden unverwüstlichen Greisen Hertz und Curtius im Tiergarten. Beide bis an die Ohren in der Arbeit. Ja, die, die übrig bleiben, müssen die Arbeit eben leisten. Auch ich sitze, mit den Augen zu meinem Balkon heraus, an der alten Stelle und arbeite am Homer weiter, der ja, wie es scheint, sich Freunde zu erwerben beginnt. Dabei lese und zerstöre ich unendliche Massen von alten Skripturen und beginne den Briefwechsel zwischen Arnim und den Brüdern Grimm endlich ernster anzufassen. Ich will im Laufe des August dann nach München, wo ich meinen drei Freundinnen Ringseis mein Erscheinen fest zugesagt, von da nach Tirol, wo ich allerlei Leute hier und da sitzen habe. Das sind so meine Pläne. Für Sie, liebe Freundin, in R. bin ich nicht gemacht. Ich bin für den Hausgebrauch ein Brot, das zuviel Kruste und zu wenig Krume hat . . .

Berlin, den 11. Mai 1891.

Verehrte liebe Freundin, für den Fall, daß ich heute nicht in Person kommen könnte, einige Worte schriftlichen Glückwunsches [anläßlich des 92. Geburtstages von Hedwig von Olfers]. Wie schön ist es, daß Sie dem Jahrhundert, das, wenn von Liebe, Liebenswürdigkeit und Geist auf Erden allein die Rede sein dürfte, nach Ihnen genannt werden müßte, solange als möglich angehören wollen. An allem, was Gutes, Schönes und Großes geschieht, nehmen Sie Anteil, als ständen Sie in den jüngsten Jahren, wo wir die Dinge zum erstenmal erleben und sie uns überraschen. Über alles haben Sie Ihr eigenstes richtiges Urteil. Von allen werden Sie verehrt. Es ist schon der Mühe wert, gegen so gute Bezahlung in diesem Erdentale weiterzudienen. Jedes Jahr mehr, das Sie uns angehören, ist ein neuer Ruhmestitel für Sie. Mögen Ihnen solche Ruhmestitel noch eine gute Anzahl vorbehalten bleiben. Ich glaube vor Ihnen zu stehen, und Ihnen die Hand zu küssen:

Herman Grimm.

Ulrich Schmidl, der Tacitus der La Plata Länder

Von Dr. Heinrich Uth

Als der alte Kriegsmann Utz Schmidl sich am Ende seines abenteuerreichen Lebens in Straubing hinsetzte, um in etwas ungefügem Stil, aber aufrichtig und ehrlich seine „wahrhafftige und liebliche Beschreibung etlicher fürnemmen Indianischen Landschafften und Insulen, die vormals in keiner Chroniken gedacht" abzufassen, da hat er nicht geahnt, daß seine Schreiberei für die künftigen Geschichtsforscher der Länder, die sich um das gewaltige Stromgebiet des Paraná lagern, die erste und wichtigste Quelle ihres Wissens von den Zuständen sein würde, in denen sich beim ersten Landen der spanischen Eroberer diese gewaltigen Länderstrecken befanden. Tatsächlich hat er ein Dokument geschaffen, das die fernsten Geschlechter in den Staaten Argentinien, Uruguay, Paraguay, Bolivien, Brasilien mit dem gleichen Interesse in die Hand nehmen werden, wie wir Nachfahren der alten Germanen das kunstvollere, aber weniger wahrhaftige Büchlein des Tacitus über die Germania.

Kein Geringerer als der ehemalige Präsident Bartolomé Mitre, einer der bedeutendsten argentinischen Staatsmänner und Geschichtsschreiber nennt das Buch unseres Landsmannes „das Werk eines Autors von phlegmatischem Temperament, eines aufmerksamen und ruhigen Beobachters der Natur, ohne Einbildungskraft und unvoreingenommen, wenn auch nicht frei von den Vorurteilen der Menge und von persönlichen Befangenheiten, der trocken und klar die Tatsachen erzählt, die Daten festlegt, die Entfernungen bestimmt, das, was er sieht, so beschreibt, wie er es versteht, ohne Ausschmückungen des Stils oder Abschweifungen, der dabei nur dann und wann ein Urteil bildet, eine Betrachtung anstellt, oder ethnographische, geographische, statistische, astronomische oder naturwissenschaftliche Feststellungen macht, die uns in kurzen Strichen ein Porträt zeigen, eine Landschaft zeichnen, ein Tier oder eine Pflanze beschreiben, einen Punkt im Raum bestimmen oder einen Begriff geben von untergegangenen Rassen oder Sitten, wobei er gleichzeitig wertvolle Elemente herbeischafft für die Chronologie und für die Geschichte der ursprünglichen Besiedelung des Rio de la Plata durch die europäische Rasse." Die erstaunlich wenigen Berichte und sonstigen Dokumente aus jener Zeit, welche die spanischen Archive besitzen, lassen in ihrer Verworrenheit und vielfach parteiischen Darstellung der Ereignisse um so heller die Vorzüge der Schmidlschen Erzählung als Geschichtsquelle hervortreten.

Ulrich Schmidl entstammt einer alten Straubinger Ratsfamilie, aus der mancher ehrenfeste Bürgermeister des Donaustädtchens entsprossen ist; sein Vater und zwei seiner Brüder haben diese Würde bekleidet. Ihn selbst ergriff in jungen Jahren urdeutsche Wander- und Abenteuerlust, die ihn nach Cadiz führte, wo Don Pedro de Mendoza, ein in den italienischen Feldzügen zu Ruhm und Reichtum gelangter Feldherr Karls V., im Jahre 1535 eine für die damaligen Zeiten gewaltige Expedition ausrüstete, um die achtzehn Jahre früher von Solis entdeckten Länder um das La Plata-Becken für seinen kaiserlichen Herrn und die katholische Religion zu erobern. Auf 14 großen Schiffen fuhren 2500 Spanier und 150 Hochdeutsche, Niederländer und Sachsen, die 72 andalusische Pferde mitbrachten, den erträumten Silberschätzen entgegen. Eins von den Schiffen, auf dem auch Schmidl fuhr, war von Sebastian Neithart und Jakob Welser zu Nürnberg ausgerüstet, und auf ihm befand sich der Faktor dieser großen Handelsherren mit „kauffmanschaft". Von dem geschäftlichen Ergebnis hören wir später nichts mehr; es scheint ein vollkommener Mißerfolg gewesen zu sein. Schade, daß auch hier wie in Venezuela der Wagemut der Welser bei der günstigen Konstellation der engen deutsch-spanischen Verbindung keine bleibenden Ergebnisse für sich und ihr Vaterland erzielen konnte.

Die Reise verlief ohne größere Unfälle, alle vierzehn Schiffe kamen unversehrt an, und zum Dank für die glückliche Überfahrt wurde die Stadt, die Mendoza im Jahre 1536 auf dem südlichen Ufer des La Plata zu errichten befahl, „Nuestra Señora Santa Maria de Buen Ayre" (Unsere liebe Frau von den guten Winden) genannt, nach einem von den Schiffern hochverehrten Heiligtum der Madonna, das auf Korsika stand. Sehr bald aber verließ die Eroberer das Glück. Das weite, so außerordentlich fruchtbare Land um Buenos Aires war damals vollkommen unkultiviert und nur sehr dünn bevölkert von schwachen indianischen Nomadenstämmen, die anfangs ihr bißchen Elend bereitwillig mit den Eindringlingen teilten, bald aber störrisch wurden und in einem blutigen, verlustreichen Gefecht niedergeworfen werden mußten. Da niemand jetzt mehr Lebensmittel brachte und die gute Zeit für Fischfang vorbeiging, brach eine schreckliche Hungersnot aus. Die Indianer hatten sich inzwischen zusammengerottet und griffen mit gewaltiger Übermacht — Schmidl spricht von 23 000 Mann — die Stadt an, schossen sie in Brand und



Bei der Suppe. Gemälde von Georg Siebert
(Dresden, Akademie-Ausstellung)

zerstörten mehrere Schiffe; mit Mühe gelang es, sich ihrer zu erwehren. Mendoza mußte kurz nach diesem schweren Sieg feststellen, daß von 2500 Leuten ihm nur noch 560 verblieben waren; die andern hatten die Waffen der Feinde, Hunger und Krankheit vertilgt. Da entschloß er sich, damit nicht alle Hungers stürben, mit 400 Leuten auf kleinen, an Ort und Stelle gebauten „Bergantinen“ stromaufwärts zu fahren, um Lebensmittel zu suchen. Er gründet „Buena Esperanza“ in der Nähe des heutigen Santa Fé, muß aber wegen Krankheit nach wenigen Jahren heimkehren und stirbt auf der Reise nach Europa. Das Kommando fällt an Ayola, der sich nach Eintreffen einiger Verstärkungen entschließt, weiter landeinwärts zu dringen. Sie kommen den Paraguay hinauf unter mannigfachen Kämpfen mit den kräftigen, kriegerischen Stämmen, die am Flusse wohnen, und gründen das heutige Asunción in einer Gegend, wo die Guarani damals schon einen recht entwickelten Ackerbau treiben, bei dem sie Mais, Mandioka und Bataten erzeugen und allerlei Haustiere halten. Alles in allem, ein Land des Überflusses, für die halb verhungerten Spanier ein wahres Paradies. Ruhe finden sie aber nicht dort, denn immer weiter treibt es den Führer auf der Suche nach dem Lande, woher die silbernen Schmucksachen stammen sollen, die man bereits bei den weiter unten wohnenden Indianern gefunden hatte.

Mit der Hauptmacht tritt Ayola den Marsch nach Perú an und wird nach vielen harten Kämpfen von den Indianern umzingelt und mit allen seinen Leuten erschlagen. Das Kommando übernimmt Irala, der in Asunción zurückgelassen worden war, und zu dessen Truppe Schmidl zu seinem Glück gehörte. Der faßt den richtigen Entschluß, die zusammengeschmolzenen Truppen an einem Orte zu vereinigen, wo die Verpflegung am leichtesten ist, und fährt deshalb nach Buenos Aires, um die dortige Garnison heraufzuholen. Neue Verluste treten dadurch ein, daß die Indianer die Feste Corpus Christi, die Irala als Zwischenposten bei dem obenerwähnten Bona Esperanza angelegt hatte, verräterisch einnahmen. Dafür kommt aber neuer Zuzug aus Spanien, 300 Mann, unter der Führung des neuernannten Gouverneurs Alvaro Nuñez, der durch einen neuen Kriegszug den Paraguay hinauf bis in das heutige Brasilien hinein neue Länder und Schätze erobern will. Furchtbar sind die Strapazen, welche die Truppe zu überwinden hat, wochenlang muß sie in dem weit und breit überschwemmten Lande bis an die Knie durch das Wasser waten. Rätselhafte Kunde von Amazonen, die weiter im Innern wohnen sollen, lockt zu immer weiterem Vordringen. Schließlich zwingt indessen äußerste Erschöpfung zur Umkehr.

Der Soldat kann aber bei allen Mühen und Kämpfen guten Mutes bleiben, weil er sich reiche Beute an edlen Metallen erobert hat. Die sucht der habgierige Gouverneur für sich zu beschlagnahmen und erregt dadurch einen Aufruhr, der ihn zum Nachgeben zwingt. Seine Stellung ist fortan erschüttert. Eines Tages nehmen ihn die kaiserlichen Fiskale, die ihn schwerer Unterschlagungen zum Nachteil der kaiserlichen Majestät beschuldigen, gefangen, und eine öffentliche Versammlung beschließt, ihn zur Aburteilung nach Hause zu schicken. Irala, der wohl heimlich die Drähte bei dieser Verschwörung gezogen hat, übernimmt auf Beschluß des Volkes wieder den Befehl. Es muß eine gewaltige Natur gewesen sein, von einer unbändigen Energie, aber auch ohne moralische Hemmungen. Schmidl, von seinem Standpunkt als einfacher Soldat aus, hat nur Lob für ihn, weil er gut für seine Leute sorgt und durch seine Kühnheit und Umsicht immer wieder der verzweifeltsten Lage Herr wird. „Utz Schmidl“ steht in klarer, schöner Handschrift mit unter dem Dokument, das den Beschluß der Absetzung und Heimsendung des Alvaro Nuñez und der Bestellung des Irala zum vorläufigen Verweser der Gobernadorwürde enthält. Unser Landsmann muß als einer der wenigen Überlebenden von der ersten Landung, trotzdem er nie mehr als gemeiner Soldat geworden ist, ein besonderes Vertrauen genossen haben. So berichtet er einmal, daß ihm bei Durchziehung eines trockenen Landstrichs die Bewachung eines einzelnen Brunnens, den man fand, und die Austeilung der Wasserrationen übertragen wurde. Auch daß es ihm möglich gewesen ist, so viele Daten über Landschaften und Völker, mit denen man in Berührung kam, zu sammeln und aufzuzeichnen, läßt erkennen, daß er sich ständig in der nächsten Umgebung des obersten Chefs befunden haben muß.

*

Als Irala sein Ziel der Beseitigungg des Nebenbuhlers erreicht hatte, schweifte sein Ehrgeiz weiter. Dunkle Kunde war aus Perú nach Asunción davon gedrungen, daß dort unter den Nachfolgern des ermordeten Francisco Pizarro wilde Parteistreitigkeiten ausgebrochen seien, die unentschieden hin- und herwogten. Der Gedanke drängte sich auf, in diesen Kämpfen mit der eigenen, festgeschlossenen Kriegsmacht als Schiedsmann aufzutreten und mit List und Gewalt sich des von Pizarro, seinen Söhnen und Gefährten eroberten Inkareichs mit allen seinen Gold- und Silberschätzen zu bemächtigen und dadurch Herr des ganzen Kontinents von Ozean zu Ozean zu werden. Wahrlich ein gigantischer Traum, den nur ein Kerl wie Irala zu verwirklichen suchen konnte. Im Jahre 1548 bricht er auf, mit einer auserlesenen Truppe von 350 spanischen Freiwilligen, denen sich auch Schmidl anschließt, und 2000 Indianern vom Stamme der Carios, die sich in den langen und schweren

Kämpfen mit anderen Stämmen als Verbündete bewährt hatten. Glücklicher und geschickter als Ayola erreicht Irala unter schweren Kämpfen mit feindlichen Indianerstämmen nach monatelangen Märschen Cochabamba, die östliche Grenzprovinz des damaligen Perú. Hier aber muß er erfahren, daß die Gunst der Stunde vorüber ist. Der König von Spanien hat inzwischen als neuen Repräsentanten mit den ausgedehntesten Vollmachten La Gazca herübergeschickt, der in kürzester Frist den Greueln des Bürgerkrieges unter den Spaniern in Perú ein Ende gemacht hat. Gonzalo Pizarro, der Sohn des großen Conquistadors, und ein paar Dutzend andere Aufrührer hat er an den Galgen knüpfen lassen und herrscht nun unbestritten mit eiserner Strenge. Als Irala ihm seine Ankunft meldet, wittert er sofort die wirklichen Absichten des Abenteurers, die dieser hinter loyalen Beteuerungen in seinem Briefe versteckt, verbietet ihm weiteres Vorrücken und beschließt seine Absetzung, vermutlich mit dem Plan, ihm wegen des Aufruhrs gegen Alvaro Nuñez dasselbe Schicksal zu bereiten, wie dem Gonzalo Pizarro. Aber La Gazca findet in dem Ankömmling aus Paraguay einen ebenbürtigen Gegenspieler. Der Bote, welcher das Dekret über die Absetzung Iralas der lokalen Behörde überbringen soll, wird auf dem Wege ermordet und seine Briefschaften fallen in die Hände des Bedrohten. Der zaudert nicht, seinen Hals aus der Schlinge zu ziehen, die ihm zugedacht ist, und kehrt schleunigst mit seiner Truppenmacht um, da er nicht vermessen genug ist, einen offenen Kampf mit dem Manne zu beginnen, der rechtlich unbestreitbar mit der höchsten königlichen Autorität bekleidet ist.

Als er sich Asunción nähert, kommen Flüchtlinge in sein Lager, die ihm erzählen, daß nach seinem Abmarsch die Anhänger des abgesetzten Nuñez einen Aufruhr gemacht, den von Irala zurückgelassenen Stellvertreter und viele andere Freunde Iralas, soweit sie sich nicht durch die Flucht hatten retten können, gehängt haben. Der zurückgekehrte Feldherr stellt mit Leichtigkeit sein und seiner Partei Übergewicht wieder her. Sein Gegner Abreu muß mit geringem Anhang aus der Stadt weichen, behauptet aber mit seinen etwa 50 Leuten, marodierend und raubend, draußen das Feld, bis nach zwei Jahren blutiger Kämpfe Friede geschlossen und durch gegenseitige Heiratspakte sichergestellt wird. Unser Freund, Utz Schmidl, genießt nun einige Jahre der Ruhe in Paraguay und erfreut sich seines Wohlstandes, der außer seiner Kriegsbeute von Gold und Silber im Besitz von Eingeborenen besteht. Auf dem Marsche nach und von Perú hatten die Kriegsleute Iralas „vonn mann, weib und kindt überkhumen pihs in die 12 tausennt personn, die muesten unnser schlafe sein; also habe ich zu meinem teil vonn man, weib und kindt pey 50 personn überkhomen". Damals wurde das spanische Kolonialsystem der „encomiendas" („Anvertrauungen") begründet, wobei Soldaten und Beamten außer einem Stück Land, das sie selber zu bewirtschaften nicht imstande waren, eine Anzahl von Indianern zu beliebiger Verwendung übergeben wurde. Ursprünglich handelte es sich nur um Kriegsgefangene, später, als das Land vollständig unterworfen war, ging man aber weiter und verteilte die ganze eingeborene Bevölkerung als „encomiendas" auf die Spanier, wobei man in den meisten Fällen die bestehende Stammes- und Dorfverfassung unberührt ließ. Dabei sind sicher viele Grausamkeiten unterlaufen, bis der mildernde Einfluß der staatlichen Gesetzgebung und der kirchlichen Seelsorge durchdrang. Berühmt ist ja das merkwürdige Experiment der Jesuiten in ihrem eigenen Staatswesen in Paraguay, wo sie jahrhundertelang das begabte und mit Milde leicht lenkbare Volk der Guaranis vor der „Encomienda"-Wirtschaft der übrigen Teile des spanischen Kolonialreiches zu schützen vermochten.

Utz Schmidl wird sicher bei der Übernahme seiner „Personen" keine sittlichen Skrupel empfunden und nur darauf gesehen haben, daß die ihm überlassenen Weiber nicht zu alt waren, wie er an einer anderen Stelle ganz naiv erzählt. Er wird aber auch wohl kein allzu grausamer Herr gewesen sein, denn das kann man einem Manne nicht zutrauen, der in diesen wilden Zeiten und inmitten einer so rauhen Umgebung, wie sie die hierher verschlagenen spanischen Soldaten und Abenteurer bildeten, mit so liebevoller Genauigkeit die Sitten und Gebräuche der wilden indianischen Völkerstämme aufgezeichnet hat, mit denen er doch meistens durch Kämpfe auf Leben und Tod in nicht gerade angenehme Berührung gekommen ist. Die deutsche Gabe der Objektivität auch gegenüber dem Feinde war ihm offenbar in hervorragendem Maße zu eigen.

*

Zwanzig Jahre fast waren verflossen, seitdem Schmidl in dunklem Drang von seiner Vaterstadt aufgebrochen war, da erreichte ihn in seiner amerikanischen Wildnis ein Brief seines Bruders Thomas Schmidl aus Straubing, der ihm durch Vermittelung des Sebastian Neithart und des Christoph Keyßer, „Faktors" der Fugger in Sevilla, schrieb, um ihn in die Heimat zurückzurufen zur Übernahme des väterlichen Erbes, da dieser sein letzter Bruder, der wie die andern kinderlos geblieben war, sein Ende herannahen fühlte. Nun hielt es auch den allmählich seine Jugend schwinden fühlenden Utz nicht länger mehr im Lande Paraguay unter seinen „Personen". Mit Mühe erlangt er von seinem alten, verehrten Chef Irala, der es inzwischen verstanden hat, sich seine Macht

dauernd zu sichern, die Erlaubnis zur Heimkehr und bricht mit 20 treuen Cario-Indianern, die ihm sein Gepäck und seine gesammelten Schätze tragen, zur brasilianischen Küste auf, die er als erfahrener Amerikareisender, trotz der vielen Beschwerden und Gefahren glücklich erreicht. Auch nach Cadiz kommt er ohne Fährde. Da aber trifft ihn ein harter Schlag. Er hat auf einem deutschen Schiff, das ein gewisser Heinrich Schez nach Antwerpen führen soll, die Überfahrt belegt und sein Gepäck schon verladen. In der letzten Nacht vor der Abfahrt bezecht sich sein Kapitän in einer Schenke und vergißt, als er am frühen Morgen zu seinem Schiffe zurückkehrt, in der Trunkenheit seinen Fahrgast. Der Steuermann weiß nichts von Schmidls Ausbleiben, lichtet zur vereinbarten Zeit die Anker und läßt unseren Landsmann zurück, sei es in Morpheus' Armen oder in den Armen irgendeiner heißblütigen Gaditanerin. Doch auch bei diesem Malheur kann unser guter Utz wieder erkennen, wie gnädiglich ihn unser Herrgott führt und bewahrt. Als das Schiff des Heinrich Schez mit der ganzen übrigen Flotte wegen widriger Winde nach Cadiz zurückkehren muß, stößt es bei Nacht auf ein Riff und geht mit seiner Ladung unter. Von der Besatzung retten sich nur Kapitän und Steuermann, alle anderen ertrinken. Und so muß denn unser Freund den Verlust von all seinem Hab und Gut beklagen, hin ist die ganze Beute, die er auf seinen zwanzigjährigen Kriegsfahrten im Lande der wilden Indianer gesammelt hat, und auch seine mitgebrachten Papageien sind ertrunken, die in Paraguay wahrscheinlich die einzigen Wesen waren, mit denen er sich in seinen geliebten bajuvarischen Heimatlauten unterhalten konnte. Wie der Hans im Glück des Grimmschen Märchens kehrt Utz Schmidl nach Straubing zurück, ohne mehr als sein Eigen mit sich zu bringen als seinen Wanderstab, und beschließt dort den Bericht von seiner langen Fahrt mit den frohen Worten: „Ja, Gott sey gelobbt unnd gepreiset in ewigkait, der mir solch glickselige reiß so genediglick hat beschertt! Amen."

Bald nach Utzens Heimkehr starb sein Bruder am 20. September 1554 und hinterließ ihm das offenbar recht stattliche Familienerbe, so daß der Amerikafahrer mit der nötigen Muße und Ruhe des Gemütes an die Sichtung seiner aus dem Schiffbruch geretteten Aufzeichnungen und die Niederschrift seiner Erlebnisse gehen konnte. Dann griff wieder ein hartes, von ihm mannhaft getragenes Schicksal in sein Leben ein. Er hatte sich dem Protestantismus angeschlossen und wurde deshalb im Jahre 1562 mit mehreren seiner Konfessionsverwandten von seinem bayrischen Landesvater aus Straubing vertrieben und zog nach der Reichsstadt Regensburg, wo ihm die Freiheit seines Gewissens gelassen wurde. Wann er gestorben ist und wo sein Grab liegt, ist unbekannt, doch steht noch sein Regensburger Haus, das er sich selbst erbaut hat, und wo sich auf dem Flur des ersten Stockes eine Marmorplatte mit dem Wappen der Familie Schmidl befindet, das den oberen Teil eines gekrönten springenden Stiers darstellt, mit der Unterschrift Ulrich Semidl von Straubing und der Jahreszahl 1563.

Der Rektor Johannes Mondschein, ein Landsmann Utzens, hat im Jahre 1881, in einer Beilage zum Jahresbericht der Königl. Realschule Straubing, eine interessante Darstellung von dem wenigen gegeben, was er von dessen Lebensgange außer der Reisebeschreibung hat erfahren können, und damit eine Dankespflicht seines Vaterlandes gegenüber dem Manne erfüllt, der sich und uns den Ruhm des ersten Geschichtsschreibers der La Plata-Länder erworben hat. Ein wehmütiges Gefühl muß uns Deutsche dabei beschleichen, wenn wir bedenken, daß aus all den Mühen und Gefahren, die von deutschen Landsleuten bei der Erforschung und Erschließung der Neuen Welt im Süden und im Norden ertragen worden sind, für uns, das Volk der Dichter und Denker, nichts herausgekommen ist, als einige Literatur, die zwar für die allgemeine Wissenschaft teilweise von ewigem Werte sein wird, wie Ulrich Schmidls schlichte Erzählung und Alexander von Humboldts glänzende, geniale Reiseberichte, für unsere eigene Nation aber doch eine wesentlich geringere Bedeutung hat, als für die Bewohner der Neuen Welt. Das ist aber freilich kein Grund, um Schmidl einen Platz in der Ehrenhalle deutscher Geographen zu versagen.

Teestunde. Von Frida Schanz

Die Stunde war voll holder Wärme
Und zartem Duft von feinem Tee.
Wie wilde, weiße Vogelschwärme
Trieb vor den Scheiben dichter Schnee.
Da war der alte Zauber wieder
Tiefstill, als sei er nie entflohn.
Summender Kessel; Treibhausflieder;
Geliebter Stimme goldner Ton!

Der Narr an der Wand

Novelle von Wilhelm Schussen

Unser Landtagsabgeordneter, von dem in dieser Erzählung die Rede ist, ist unter seinen Parteileuten so bekannt, daß wir ihm heute den schonenden Decknamen Maier geben wollen, und unser berühmter Mann ist bei seinen stillen Verehrern so berühmt, daß wir ihn heute rücksichtsvoll Müller heißen wollen.

Eines Tages fuhren jener Abgeordnete Maier und dieser berühmte Müller, wie es so geht, zufällig im selben Zug.

Maier saß als Mitglied des Landtages in einem Abteil erster Klasse. Der berühmte Müller fuhr, weil der durchgehende Zug keine vierte Klasse hatte, in einem Nichtraucherwagen dritter Klasse. Der Abgeordnete Maier reiste in die blaue Schweiz, zuvor aber wollte er sich in Konstanz mit der allerschönsten Lucie vereinigen, die von der Landeshauptstadt aus über Immendingen und Singen ihrem Ziel entgegenstrebte. Der berühmte Mann indessen hatte heute abend einen Vortrag im Leseverein einer allerliebsten kleinen Stadt am See.

Der Abgeordnete Maier war während der ganzen Fahrt mutterseelenallein in seiner prunkhaft gepolsterten Welt, und zwischenhinein hatte sogar er selber das wunderliche Gefühl, als sei diese Polsterklasse eigentlich nur dazu da, die etlichen Glücklichen mitzunehmen, die der gutgelaunte Vater Staat mit einer Freikarte versah. Er schlief ein Weilchen, er las ein Weilchen Politik, er träumte in das Land und in die Regenflatterwolken hinein, er warf die Beine übereinander, er gähnte fürchterlich, ohne lang die Hand vor den Mund zu halten, denn er war ja, wie gesagt, mutterseelenallein. Er zog sein Zigarrenetui aus der Tasche und entzündete mit einem Seufzer eine Zigarre, bereits die fünfte während dieser furchtbar langweiligen Fahrt. Er trug gestreifte Beinkleider und schwarzen Schwalbenrock und an einem Haken über ihm hing vielsagend und feierlich sein hoher Zylinderhut; denn er sollte morgen vormittag noch, weil die Sache gerade am Weg lag, auf Veranlassung des Parteisekretariats bei einer Altertumvereinsversammlung der Uferstaaten in Rorschach drüben eine gottlobunddank letzte Rede gehalten. Er paffte eine dicke Wolke in den Raum. Ach ja, man hatte es nicht leicht auf diesem irdischen Stern.

Die Partei hatte ihm in der letzten Zeit wirklich allerlei Bewegung verschafft. Das mußte man ihr lassen. Er begann mit dem Daumen und zählte an den Fingern herunter alle die Vorträge, die er in den letzten Wochen gehalten hatte. Gestern abend noch hatte er bei einer Bahnbauausschußsitzung die Partei vertreten, und heute morgen hatte er der Partei zuliebe in der Hauptstadt einer furchtbar langen und furchtbar ermüdenden Konferenz der Künstlerhilfe beigewohnt, wobei so lang und so viel über Kunst geredet wurde, daß er für all sein Lebtag daran genug hatte. Auch er selbst hatte noch seinen Segen dazugegeben und betont, daß seine Partei bekanntlich zu allen Zeiten die Kunst hochgehalten habe und auch künftighin hochhalten werde, daß aber der gute Vater Staat zurzeit eben leider kein Geld habe. Das war ja nur allzu richtig. Er hatte es auch gestern abend in der Bahnbauversammlung ausgeführt und dabei auch gesagt, daß ohnehin schon soundsoviel Eisenbahnwagen fast so gut wie leer in der Welt herumfahren. (Wozu also neue Bahnen bauen?) Auch in den übrigen an den Fingern heruntergezählten Reden hatte sich diese Wahrheit, daß der Vater Staat leider kein Geld habe, sozusagen regelmäßig wie von selber gegeben.

Aber nun hatte man endlich für eine Weile Urlaub, und gleich morgen nach der Versammlung dieser Herren Altertumsvereinler, die ihm jetzt so unnötig wie ein Kropf erschien, würde man den schwarzen Flügelrock in den bereits vorausgesandten Koffer packen und bunte Wadenstrümpfe und Kniehosen und Wildlederjoppe anziehen und mit der süßen Lucie ins Paradies in die Berge fahren.

Als der Zug in einer Stadt mit einem hohen, dicken, alten Turm noch einmal anhielt, kaufte sich der Abgeordnete, ohne daß die Rechte wußte, was die Linke tat, die Gauzeitung. Er las gelangweilt da und dort einen Brocken und blieb zuletzt an einer kleinen Kostprobe hängen, die das Unterhaltungsblatt zu Ehren des berühmten Mannes an diesem Tage brachte. Es war eine seltsam dunkelsüße Sache, die einem da plötzlich ans Gemüt stieg. Die Sprache dieses Verfassers war voll schweifender Trächtigkeit, es war eine ganz namenlose, unsagbare Welt, in die man sich da plötzlich durch diese verhexten Buchstaben dieses offenkundigen Zauberers hineingetaucht fühlte, es war geradezu etwas von dem Wesen der verhexten Buchstaben darin, die auch die allerschönste Lucie in ihren Briefen hatte. Es war wirk-

lich etwas ganz Unaussprechliches darin. Er ließ das Blatt ermattet auf die Knie sinken, denn sie strengte zu sehr an, diese dunkelschöne und doch wieder merkwürdig klare Sprache dieses berühmten Mannes. Man hätte, ehe man sie las, zuerst die Zigarre wegwerfen müssen, den Schwalbenrock, den Zylinder, den Landtag und die Politik, man hätte in Kniehosen auf einem Rasenfleck in der Sonne sitzen müssen und nicht hier in diesem furchtbar langweiligen, prunkenden Affenkasten. Da hatten es diese Künstler, diese Dichter und Maler und Musikanten eigentlich doch herrlich in der Welt, sie waren wirklich die einzigen wahrhaft Glücklichen, die einzigen wahrhaft Beneidenswerten unter der Sonne, man hätte jetzt fürwahr, wenigstens eine Zeitlang, einmal arm und brotlos und vogelfrei wie diese Künstlerzunft sein mögen. Er paffte aufs neue eine dicke Wolke vor sich hin. Ach ja, man hatte es wirklich nicht leicht auf diesem Erdenstern.

Aber nun dachte er sofort an Lucie, und der berühmte Mann samt Unterhaltungsblatt und Künstlerzunft waren alsbald wieder vollständig verschwunden, vergessen. Er langte einen Taschenspiegel und einen kleinen weißen Kamm aus der Weste und strich sein weißblondes, seidenes, leicht gewelltes Haar und den weißblonden Schnurrbart zurecht. Dann sank er lächelnd in die tiefen Polster zurück und schloß die Augen. Dabei glitt ihm von ungefähr auch das Unterhaltungsblatt zu Boden, aber er lächelte immer noch und setzte unbewußt den Fuß darauf. Er schlief nicht eigentlich, er wachte auch nicht eigentlich, aber er träumte jetzt immerfort nur noch von der süßen Lucie . . .

Unterdessen saß der berühmte Mann auf seiner Holzbank dritter Klasse und blickte in die wohlbekannte und doch wieder so fremde, schmerzlich-selige Welt hinein, die ihn geboren hatte. Und zwischenhinein dachte er auch an seinen Vortrag, den zu halten er die Ehre hatte. Und zwischenhinein dachte er auch an seine leere Börse und an seine Familie daheim. Zwar hatte ihm eine freundliche Stiftung schon wieder hundert Mark geschickt und die heimische Künstlerhilfe sogar dreihundert und später noch einmal fünfzig, aber damit konnte man eben immer noch keine Familie ein Jahr lang durchbringen. Und der berühmte Mann dachte mutlos: Eigentlich wäre es besser, es gäbe weder Stiftung noch Künstlerhilfe, die auch beim besten Willen keine hinreichende Hilfe bringen konnten, eigentlich wäre es besser, wenn man die, denen ja doch nicht zu helfen war, so rasch als möglich ins Nichts hinuntersinken ließe. Seine Bücher liefen nun zum Teil in Ersatzausgaben um fünfundneunzig Pfennig in den Warenhäusern, hin und wieder brachte eine Zeitung einen Beitrag von ihm, hin und wieder wurde er auch zu einem Vortrag gerufen, wobei indessen der Saal immer gefüllt war, denn er hatte trotz allem seine stille, treue Gemeinde aus allen Schichten heraus. Gleichwohl war und blieb es ein gewisser Widerspruch, daß man ein berühmter Mann war und zugleich Löcher in den Unterhosen hatte.

In diesem Augenblick näherte sich der Zug dem See.

Der berühmte Mann stülpte sich sofort den Hut auf den Kopf, ergriff die Aktenmappe, worin er Nachthemd, Waschzeug, Halstuch, ein Paar Socken, drei Taschentücher und zwei selbstverfaßte Bücher hatte, und lief schleunigst dem Ausgang zu. Aber da stand nun bereits ein Geschäftsreisender mit einem großen Musterkoffer. Er lief also über den Steg in den nächsten Wagen hinüber, durch den Gang der zweiten Klasse hindurch in den Gang der ersten Klasse, um dort eine freie Tür zu finden.

Aber gerade in diesem Augenblick entschritt der Abgeordnete Maier seinem Abteil, und es gab einen so unvermuteten und so heftigen Zusammenstoß, daß dabei auch unter anderem der bereits beschriebene Zylinderhut unversehens eine gewaltsame Ortsveränderung erlitt, zu Boden fiel und auch noch einen Fußtritt zu erdulden hatte. Zum Glück war der Zylinderhut aber ein Klapphut.

„Verzeihung," stammelte der berühmte Mann Müller.

„Zum Kuckuck," entlud sich der Abgeordnete Maier verblüfft.

„Ich bitte um . . ."

„Man rennt auch nicht wie ein Affe durch den Gang. Wahrscheinlich haben Sie nicht einmal eine Fahrkarte erster Klasse?" polterte der Abgeordnete Maier, als er seinen Zylinder am Boden sah.

„Nein, sogar driter," versetzte Müller.

„So heben Sie wenigstens gefälligst meinen Zylinder auf, ja?" entrüstete sich der Abgeordnete Maier, der von Natur aus etwas heißblütig war.

„Aber zuerst nehmen Sie gefälligst den Affen zurück."

„Ich denke nicht daran!"

„Dann kann ich auch Ihren Zylinder nicht aufheben, ich habe überdies Eile, ich werde hier am Bahnhof abgeholt."

„Unverschämter Flegel, nun suchen Sie sich aber sofort eine Tür dritter Klasse!" schäumte der Abgeordnete Maier.

Also kehrte der berühmte Mann in Gottes Namen wieder um. Er ließ sich jetzt willenlos im Gedränge fortschieben.

Am liebsten wäre er nun überhaupt sitzen geblieben und hätte den Vortrag Vortrag sein lassen, so sehr ging ihm dieser peinliche Zwischenfall auf die Nerven, obwohl, bei richtigem Lichte besehen, eigentlich weder er noch auch der Herr im Zylinder irgendeine Schuld hatte.

Der Abgeordnete Maier aber hob, weil ihm ja nichts anderes übrigblieb, schließlich den Zylinder eben selber auf, blies und staubte ihn blank, setzte ihn auf den weißblonden Kopf, nahm Stock und Mappe und Mantel an sich und stieg, zwar noch etwas erregt, aber doch schon wieder vollkommen Herr seiner selbst, die Stufen der ersten Wagenklasse hinab.

Aber auf dem Bahnsteig standen auch schon der Vorstand und der Kassierer des Lesevereins, um den berühmten Mann abzuholen und zum Vortragssaal zu geleiten. Vorstand des Vereins war Herr Braunwarth, ein Herr mit rötlichem Vollbart, der Kassierer hieß Hopfensitz und hatte einen kleinen Kotelettbart.

„Er fährt sicher zweiter Klasse," behauptete Vorstand Braunwarth gerade.

„Oder gar erster," bemerkte der Kassierer; denn in diesem Seeplatz stellte man sich einen berühmten Mann in aller Unschuld noch wirklich als etwas Wichtiges vor.

„Dort ist er ja schon!" rief Vorstand Braunwarth aufgeregt aus, als zwar nicht der erwartete berühmte Mann Müller, wohl aber der Abgeordnete Maier nun aus seiner Wagentür trat.

„Ganz richtig," stimmte ihm Hopfensitz sofort lebhaft zu.

Der Abgeordnete Maier aber wandelte völlig ahnungslos daher. Sein hoher Zylinder funkelte, seine schwarzen Rockflügel hingen würdevoll und feierlich über die vornehm gestreiften Beinkleider hinab, der Griff seines Spazierstocks glitzte. Er sah jetzt, ohne daß er es wollte, zum mindesten aus wie ein Großfürst von ehegestern, der hier ausstieg, um Aufenthalt in einem Schloß am See zu nehmen.

Dieser berühmte Mann hatte in der Tat Haltung, Würde, Stolz, das Vollgefühl seiner Bedeutung, alles in allem. Ganz so und nicht anders hatte man ihn sich ja auch vorgestellt . . .

Braunwarth und Hopfensitz schwangen erregt ihre Filzhüte.

„Wir hätten eigentlich ebenfalls den Zylinder aufsetzen sollen, ich hab's ja gleich gesagt," ärgerte sich der Vorstand.

„Nimm dich jetzt lieber zusammen und paß auf, was du sagst," versetzte der Kassierer.

Der Abgeordnete Maier blieb verdutzt stehen. Diese beiden fuchtelnden Herren schienen geradeswegs auf ihn zuzukommen? Er lüftete fremd und gemessen den Zylinder; denn er kannte keinen von beiden. Er hatte auch sonst keine näheren Beziehungen zu diesem Städtlein am See, wo die eigene Partei nur geringen Anhang hatte, den zu betreuen übrigens Aufgabe seines Kollegen und Freundes Oskar Pfleghaar war. Was diese beiden wunderlichen Herren da bloß immerzu für Kratzfüße machten, und warum sie bloß immerzu ihre Filzhüte schwangen?

„Mein Name ist Braunwarth," sagte der Vorstand, auch schon sich vorstellend und verbeugend.

„Mein Name ist Hopfensitz," fügte der Kassierer sogleich hinzu und schwang seinen Filz in einem großen Bogen. „Wir freuen uns außerordentlich, Sie bei uns willkommen heißen zu dürfen."

Der Abgeordnete Maier erwiderte verdutzt die Bücklinge der beiden fremden Herren. War er am Ende sogar hier oben schon derart bekannt? War der Ruf seines politischen Wirkens sogar schon bis in diesen dunklen Erdteil gedrungen? Vorstand Braunwarth aber bemerkte jetzt: „Der Zug hat leider Verspätung, doch es bleiben immerhin noch einige Minuten zu einer kurzen Erfrischung übrig. Wir werden uns erlauben, Ihnen vor dem Vortrag noch einen kleinen Imbiß anzubieten."

„O, das ist gar nicht nötig, ich bin gewohnt, sehr spät zu speisen, ich habe mir überdies unterwegs ein Paar heiße Würstchen gekauft."

Die Gesichter der beiden Seehasen strahlten. Es war schlechthin entzückend, diesen berühmten Mann da so liebenswürdig alltäglich reden zu hören.

„Also dürfen wir Sie gleich zum Vortragssaal begleiten?"

Zum . . .

Der Abgeordnete Maier schluckte einen Ausruf des Erstaunens in die Brust hinab. Hatte dieses umtriebige Parteisekretariat vor lauter Kopflosigkeit und Zerstreutheit ihm am Ende gar für heute abend einen Vortrag hier in diesem Seestädtlein anberaumt, ohne ihm Mitteilung davon zu machen? Oder hatte er zwar eine Mitteilung erhalten, sie aber übersehen und verlegt? Das wäre ja so was!

„Es wird gepfropft voll werden, der Saal ist ausverkauft, wir sind hocherfreut darüber, wir hatten, offen gestanden, zuerst ein wenig

Angst, das Interesse für Kunst möchte am hiesigen Platz doch nicht lebhaft genug sein. Wir sind hocherfreut, daß uns die Sache nun so glänzend gelungen ist."

‚Über Kunst soll ich reden?' dachte Maier verblüfft. Das ging ihm denn doch über die Hutschnur, was dieses fabelhaft zerstreute Parteisekretariat da angerichtet hatte, obwohl er ja bekanntlich nicht so leicht aus der Fassung zu bringen war. Oder war am Ende diese verwünschte Künstlerhilfe, an deren Konferenz er heute vormittag noch teilgenommen, die Ursache irgendeines Mißverständnisses gewesen?

„Es ist, wie der Andrang beweist, offenbar doch großes Interesse für Kunst in hiesigen Kreisen vorhanden. Es wird uns ein hoher Genuß sein, einmal aus berufenem Munde einen Vortrag hierüber zu hören."

Der Abgeordnete Maier richtete sich empor und warf im Weiterschreiten die Beine hinaus. Er hatte im Landtag so hin und wieder ein Wort über Kunstfragen fallen lassen, auch in Zeitungsartikeln diese und jene Andeutung gemacht, die freilich eben immer wieder darauf hinauslief, daß der Staat halt leider kein Geld habe. Es war plötzlich sehr schmeichelhaft, ja förmlich erhebend, nun festzustellen, wie oft kleinste Samenkörner irgendwo im verborgenen zu Bäumen aufwuchsen. Gut, er würde also diesen liebenswürdigen Seehasen den Gefallen tun und einmal ausgiebig über diese brennende Frage sich auslassen. Er hatte noch heute vormittag in der Konferenz der Künstlerhilfe soviel Geistreiches, Nützliches, Schönes, Tiefes und freilich auch Verbohrtes über Kunst gehört, obwohl er ja halb geschlafen hatte, daß es einem geborenen Redner nicht mehr schwer fiel, aus dem Stegreif eine Rede hierüber zu halten. Er nahm den Zylinder vom Kopf; denn man wandelte bereits in der Straße, die unmittelbar zum Vortragssaal führte und konnte unmöglich den Gruß aller dieser Leute, die da heimlich lauernd zu ihm aufblickten, durch Hutlüften erwidern. So warm und feierlich, wie hier in diesem prächtigen Seeplatz, war er eigentlich noch nirgends empfangen worden. Er verzichtete unter dem Eindruck dieser ungewöhnlichen Aufnahme nun auf alles Weitere und ließ sich nur noch ein Auto an die Saalpforte bestellen, das ihn alsbald nach dem Vortrag in die Arme der schönen Lucie bringen sollte... Alsdann aber bestieg er unter dem Händeklatschen der Versammlung sofort das Podium, worauf ein weißer Tisch mit einem Stuhl stand.

Er setzte sich also. Er war schlechthin ergriffen. Denn es atmete förmlich etwas wie Andacht und heimliche Ergriffenheit im Raum, und man empfand es allgemein als Störung, als sich noch in letzter Sekunde ein allerletzter Zuhörer im Joppenanzug durch die Tür zwängte, nämlich der berühmte Mann selber. Den hatte der Verwalter der Kleiderablage, weil er steif und fest behauptete, er wäre der Vortragende dieses Abends, als einen offenkundigen, im übrigen jedoch harmlosen Narren ohne Karte noch eingelassen. Nun lehnte er an der braungetäfelten Wand des schmucken Saales und atmete die allgemeine Spannung und Erwartung dieser köstlich verwunderlichen Stunde mit. Er hatte dem Verwalter der Kleiderablage in die Hand versprechen müssen, daß er sich ruhig verhalten werde. Übrigens stand der Verwalter dicht neben ihm an der Tür, um ihn sofort hinauszuwerfen, falls er etwa aufmucken sollte. Der Abgeordnete Maier aber legte jetzt seine goldene Taschenuhr auf den Tisch, damit er ja rechtzeitig sein Auto bestieg, wiegte noch ein paarmal leise den weißblonden, vollen, geröteten Kopf, schluckte einen bereits aufsteigenden Funken noch einmal in den Hals hinab und begann dann: „Sehr geehrte Damen und Herren!" Und dann sprach er also darüber, was die Kunst im Staat bedeute, was sie dem Volk bedeute und welchen Einfluß sie auf den einzelnen Menschen ausübe. Er ließ seiner gewandten Zunge nun freiesten Lauf und führte noch einmal alles aus, was er im Halbschlaf heute vormittag in der hauptstädtischen Konferenz der Künstlerhilfe gehört hatte. Und er sagte seinen Hörern auch, ein Staatsgebilde ohne Kunst sei überhaupt nicht denkbar, so wenig wie ein Wald ohne Vogelsang, aber der Staat habe eben leider kein Geld und die Künstler müßten wie die Vögel des Himmels eben in Gottes Namen sich selber helfen. Als er endlich auch ganz von selber auf den erzieherischen Einfluß der Kunst zu sprechen kam, da flammte ihm sofort auch das kleine Erlebnis durch den Kopf, das er kurz vor dem Aussteigen im Zuge gehabt hatte, und er griff, weil der Augenblick ihn überaus günstig dünkte, begierig nach diesem neuen Faden. Er fühlte sich um so mehr dazu gedrängt, weil ein jüngerer Mann in der ersten Stuhlreihe sich immer wieder mit dem Zeigefinger hinters Ohr fuhr und zu grinsen anfing. Er erzählte also den peinlichen Zwischenfall und ging so weit und behauptete, wenn jener unziemliche Mensch etwa bloß das heutige Unterhaltungsblatt der hiesigen Gauzeitung gelesen hätte, hätte er sicher ein würdigeres und taktvolleres Benehmen an den Tag gelegt, er habe ihm aber

gehörig heimgeleuchtet und ihn in der ersten und durchaus begreiflichen Entrüstung sogar einen Affen oder Halbaffen geheißen. Bei dieser Stelle entfuhr dem Narren an der getäfelten Saalwand, obwohl er sich ja schon längst die hohle Rechte an den Mund und die Linke vor die Weste hielt, ein kurzes, pfeifendes Lachen, das beinahe einen plötzlichen Wirrwarr zur Folge gehabt hätte. Aber der Abgeordnete Maier schlug als abgebrühter Redner nun sofort scharf auf den Tisch und riß mit ein paar erprobten Trümpfen die Herrschaft alsbald wieder an sich. Als er vollends seinen bekannten Humor spielen ließ und einmal sogar statt „absolut nicht" „absalat nicht" sagte, war er wieder vollkommen obenauf, denn es war ja eigentlich auch wirklich eine überaus lustige und vergnügliche Sache, die er da bot.

Sogar der Narr an der Wand klatschte ein paarmal in heller Lust, bei jenen Stellen nämlich, wo der Abgeordnete Maier den Inhalt des Unterhaltungsblattes heraufbeschwor und frischfröhlich daraus machte, was ihn eben gerade gutdünkte. Daß der Redner trotz allem zwischenhinein immer wieder nach der Uhr sah, daß er auf die Minute mit einem höchst wirkungsvollen Schwung seine feurige Rede schloß, daß sofort draußen vor der Pforte das Auto hupte, das alles steigerte nur das Unbegreifliche dieses unbegreiflichen Abends. Der Abgeordnete strahlte. Das war wirklich noch eine wohlerzogene, liebenswürdige und reizende Menschheit hier in diesem allerliebsten Seeplatz. Er steckte auch den Briefumschlag, den der Kassierer Hopfensitz ihm verschwiegen überreichte, zerstreut in die Tasche, ohne im geringsten daran zu denken, daß hier ein Honorar von hundert Mark enthalten sei, er nahm es vielmehr für irgendeine besonders reizende, vornehm-heimliche Huldigung dieser wirklich unendlich reizenden Menschheit hin. Dann schritt er, nach allen Seiten hin beglückt grüßend, durch die Reihen der Zuhörer hindurch, nahm Hut und Mantel aus den geschäftigen Händen der Herren Braunwarth und Hopfensitz entgegen, bestieg in aller Eile sein Auto und fuhr sofort ab. —

Als aber der Abgeordnete Maier den Raum verlassen hatte, verwandelte sich das Bild sozusagen mit einem Schlag; denn eine Dame mit einem Zwicker im Gesicht rief nun plötzlich offen in den Saal hinein, das sei ja gar nicht der berühmte Mann gewesen, den man da gehört habe, sondern irgendein Spaßmacher, und man habe sich da einen schönen Schwabenstreich geleistet. Andere Stimmen riefen es nach, und immer neue kamen dazu, so daß es eigentlich gar keinen Zweck hatte, daß der Vorstand Braunwarth immerfort die Präsidentenglocke schwang und zur Ruhe mahnte. Schließlich rückte auch noch ein Gipsermeister aus der Umgegend mit der Behauptung heraus, das sei der Landtagsabgeordnete Maier gewesen, er kenne ihn von einem Parteitag her und täusche sich nicht . . .

Braunwarth und Hopfensitz und der übrige Ausschuß rauften sich jetzt geistweise die Haare. Aber Gott sei Dank blieben sie wenigstens nach außen hin, zur Not wenigstens, fest.

Doch da erzählte der Verwalter der Kleiderablage auch noch vollends, er habe einen Mann, der rechtsgescheiteltes Haar und eine gebuckelte Nase hatte, ohne Karte in den Saal hereingelassen. Dieser Mann habe allerdings behauptet, er wäre der Redner des Abends. Er habe ihn aber für einen Narren gehalten und ihm das Versprechen abgenommen zu schweigen. Zum Glück erzählte der Verwalter der Kleiderablage dies dem Kassierer Hopfensitz halb ins Ohr, so daß kein neues Unglück daraus entstand.

Man machte sich also eilends auf den Weg, den berühmten Mann noch in den Gasthöfen der Stadt zu suchen. Doch er war nirgends mehr zu finden, und im Gasthof zum Blauen Rad, wo nur Hausierer und Handwerksburschen zu übernachten pflegten, hatte man ihn doch nicht zu suchen gewagt.

Es war auch besser so; denn nun konnte man im Gaublatt wenigstens einen entsprechenden Bericht über den stattgehabten fröhlichen Abend bringen und mitteilen, der Herr Abgeordnete Maier aus dem Unterland sei in liebenswürdiger Weise für den ausgebliebenen berühmten Mann eingesprungen und habe als geborener Redner einen sehr wirkungsvollen, mit prächtigem Humor durchwürzten Vortrag über die Kunst im Staat, die Kunst im Volk und im Leben des einzelnen Menschen gehalten. Auch beschloß der Ausschuß in einer geheimen Sitzung, die sich bis über Mitternacht hinauszog, aus geheimer Börse dem berühmten Mann das Vortragshonorar von hundert Mark telegraphisch anzuweisen mit der Bitte, das verhängnisvolle Mißverständnis am Bahnhof gütigst zu entschuldigen und nun erst recht, so bald als möglich, einen Vortrag zu halten, dem man jetzt schon mit größtem Interesse entgegensehe.

Stufen des Bühnentanzes

Von Werner Suhr



Sprung von Fred Cooleman. Javanischer Tänzer. Assistent der Wigman-Schule
Photographie Ch. Rudolph, Dresden

Die Teilnahme an der Entwicklung des künstlerischen Bühnentanzes ist in den letzten zwei Jahren wieder etwas geringer geworden. Das nach dem Kriege vorhandene Verlangen nach formvollendeten Lebenswerten wurde von der Bewunderung für die künstlerische Leistung des Tanzes auf das ihm verwandte Gebiet der rhythmischen Gymnastik oder auf das männlichere des Sports geleitet. Jüngere Bestrebungen mehr sachlichen Inhalts, wachsende Sorgen im Kampf ums härtere Dasein nehmen nun den europäischen Menschen in Anspruch.

Es ist kein Zufall, daß der moderne Bühnentanz nach dem Kriege dort wieder anknüpfte, wo er vor dem umwälzenden Ereignis an einem entscheidenden Punkt stehen geblieben war. Es ist oft genug geschildert worden, wie durch wegbereitende Persönlichkeiten, durch amerikanische und schwedische Einflüsse in Deutschland das Ballett mählich abgelöst wurde und der Versuch zu künstlerischeren und individuelleren Schöpfungen entstand. Die fast schon geschichtlichen Namen von Isadora Duncan, Grete Wiesenthal, Jacques Dalcroze u. a. sind jedem bekannt. Wichtig ist, daß der Tanz in der Tat nur formal an den vor 1914 angeknüpft hat, und daß er nach der Revolution eigentlich völlig überraschende, nur von wenigen vorausgeahnte Werte bekam. Diese neuen Inhalte sprengten den engen Rahmen noch übernommener älterer Vorschriften und stellten ihre eigenen Gesetze auf. Vorher unbekannte oder kaum beachtete Erlebniskreise forderten nun eine weitere Perspektive. Der frühere Tanz, das alte Ballett, hatte sich selten an problematischen Themen, an der Gestaltung ganzer Schicksale und dramatischer Konflikte versucht. Damals beschränkte man sich, der Mängel und Grenzen seiner Ausdrucksmöglichkeiten bewußt, auf dekorative Szenen und in den meisten und besten Fällen auf die selbstverständliche Auffassung, die im Tanz lediglich das Symbol freundlich gestimmter Weltanschauung sieht. Es hat ehedem wohl auch kein dringenderes Bedürfnis nach einer grundsätzlichen und metaphysischen Ausgestaltung des Repertoirs bestanden. Bei den alten Hoftheatern ist das Ballett künstlerisch kaum je ganz ernst genommen worden; aber man erinnert sich gewiß, daß es in den europäischen Ländern in politisch und kriegerisch bewegten Zeiten oft in hoher Blüte stand.



Mary Wigman im „Präludium“
Photographie Ch. Rudolph, Dresden

viduelleres Streben, durch eine bewußte Betonung ihrer Persönlichkeitswerte; sie erblickten im Tanz eine allen anderen Künsten gleichberechtigte Kunst, und sie richteten sich programmatisch danach. Ohne Zweifel waren es nicht nur zielbewußte, sondern auch be-



Lisa Kresse. Photographie Hugo Erfurth, Dresden



Ellen Cleve-Petz
Photographie Hugo Erfurth, Dresden

Die Künstler und Künstlerinnen, die nach dem Kriege in Deutschland die so freudig begrüßte und wirkungsreiche Epoche des Tanzes eingeleitet haben, unterschieden sich von denen früherer Zeiten durch ein indi-



Daisy Spieß

sonders talentierte und reife Menschen, die es wagten, aus dem lieblichen Spiel des Neckischen und Graziösen eine kompliziertere Art dramatischer Sendung, eine tief menschliche Mission, zu machen. Wenn es ihre erste und höchste Aufgabe gewesen ist, den hauptsächlich übernommenen, doch teils auch radikal geänderten Formen einen möglichst bedeutsamen Inhalt zu geben, so konnte das nur durch äußerste Hingabe und einen unerbittlichen Kampf gegen alles Platte geschehen. Man darf schon heute rückblickend sagen, daß jene ersten mutigen Versuche, bei denen Mary Wigman eine führende, wenn nicht die führende Rolle spielte, von Erfolg gewesen



Wigman-Gruppe in der „Feier". Photographie Ch. Rudolph, Dresden

sind, obgleich das neue eindrucksvolle Bild durch Stümpertum vielfach getrübt wurde. Im übrigen waren die Betrachter, des Tanzgenusses überhaupt seit langem entwöhnt, wohl kaum in der Lage, genügend kritisch zu urteilen. Verantwortungslose Liebhaber haben dann der guten Sache viel geschadet, und sie sind auch zum Teil mit schuld daran, wenn heute das Interesse an der Entwicklung des modernen Bühnentanzes geringer wurde. Beim alten Ballett kamen gewiß ziemlich belanglose Erscheinungen, im allgemeinen jedoch nur Talente auf das Podium, die wenigstens das Abece der vorgeschriebenen Technik beherrschten. Beim Aufkommen der rhythmischen Gymnastik konnte man hingegen Tanzabende erleben, an denen sich völlig unzulänglich ausgebildete „Dalcroziennen" an der Darstellung schwierigster Aufgaben und gefährlichster Motive versuchten. Gewiß ist die allgemeine Bildung der Tänzer und Tänzerinnen unvergleichlich besser und umfassender als ehedem. Es gab eine Zeit, da in der bürgerlichen Gesellschaft der Beruf einer Tänzerin völlig verpönt war. Leider hat aber die neue Generation im Tanz einen ge-



Wigman-Gruppe in der „Feier"
Photographie Ch. Rudolph, Dresden

wissen geistigen Hochmut mitgebracht, der ihr äußerst schlecht zu Gesicht steht und wirklich künstlerischer Leistung nur hinderlich ist. Es genügt nicht, daß man tänzerisch empfindet, daß man Ideen und Gefühle hat, man muß sie und sich selbst auch überzeugend gestalten können, und dazu wiederum ist die Voraussetzung des rein Handwerklichen, also ständige Arbeit vonnöten.

Man sollte meinen, dem künstlerischen Tanz wäre nach seiner Revolutionierung ein verheißungsvolles, fast unerschöpfliches Gebiet neuer und verschiedenartigster Ausdrucksmöglichkeiten gegeben. Keine verpflichtende Norm, keine vorgeschriebenen Pas und Kommandos zu Pirouetten beschränkten die Freiheit individueller Entfaltung. Und endlich durfte der Körper tanzen, wie es die Intuition ihm befahl. Es hat sich aber erwiesen, daß der Gefühlsreichtum der Tänzer und Tänzerinnen trotz ihrer gegenteiligen propagandistischen Versicherungen gar nicht so groß und voller Abwechslung war, um auf die Dauer auch die Anspruchsvollen befriedigen zu können. Bald zeigten sich Wiederholungen, denen die übertriebene Betonung irgendeines kapriziösen Einfalles neue Werte verleihen wollte. Wie man früher durch die Einfalt allzu süßlicher Gebärden, virtuos aufgemachter Richtigkeiten gelangweilt hat, so enttäuschte man nun durch die unaufhör-



Gret Palucca
Photographie Hugo Erfurth, Dresden

Gret Palucca. Photographie Hugo Erfurth, Dresden



Gret Palucca. Photographie Ch. Rudolph, Dresden

liche Unterstreichung matter und vorgeblich individueller Gesten. Möglich, daß diese aufdringlichen Gebärden tatsächlich persönlich und ganz ursprünglich empfunden wurden, aber sie fesselten nicht, weil sie kein großer intuitiv schöpferischer Charakter, kein wirklicher Künstler formte. Die individuelle und absolute Tanzkunst hatte man schließlich gefunden, aber es fehlten die entscheidenden Persönlichkeiten, um den Weg des Tanzes weiterhin künstlerisch zu sichern.



Lore Geißler und Margot Kirmse im Doppelsprung (Palucca-Schule)
Photographie Ch. Rudolph, Dresden

In der richtigen Erkenntnis, daß zwar die menschliche Seele die Quelle jeder künstlerischen Leistung bleibt, daß aber nur wenige geniale Naturen in der Lage sind, es in ihrer tänzerischen Leistung überzeugend und ständig fesselnd zu beweisen, hat man nunmehr versucht, andere Pfade tänzerischer Formung zu beschreiten und damit vielleicht gar noch eine Bereicherung für den modernen Bühnentanz zu schaffen. Aber es ist verständlicherweise nicht ge-





Grete Wiesenthal und Toni Birkmeyer
Photographie Setzer, Wien



Lo Hesse und Joachim von Seewitz in ihrer Andalusischen Serenade. Photographie Setzer, Wien



Übungen der Tanzschule Rhea Glus. Aufnahme Hanns Holdt, München

lungen, mit Hilfe des Intellekts oder gar unter möglichster Ausschaltung aller Gefühlsmomente wirklich tänzerische Schöpfungen darzustellen. Man erreichte wohl allerlei achtbare Konstruktionen, streng logisch durchdachte und oft kristallklar wirkende Gebilde, doch fehlte diesen errechneten Gebilden eben das Wichtigste: beschwingte Ursprünglichkeit, die dem Tanz allen Reiz und besondere Wirkung verleiht. Der Tanz ist nicht nur die weiblichste Kunst, sondern auch nur rein gefühlsmäßig zu gestalten und zu erfassen. Die seltsamen Aufführungen mancher Bauhausschüler und ihre Bemühungen um den sonst vielleicht sehr dienlichen Stil neuer Sachlichkeit haben im Tanz keinen wesentlichen Eindruck hinterlassen. Architektur und Kunstgewerbe haben selbstverständlich eine wesentlich andere Ästhetik als der Tanz. Wenn trotzdem ein nicht zu unterschätzender Teil des Publikums derart abwegigen Bestrebungen Beifall zollt, so ist das schließlich im Zusammenhang mit den herrschenden großen Zeitströmungen verständlich. Der Tanz ist ganz ein Kind des Augenblicks, aber auch ein charakteristischer Ausdruck seiner Zeit. Und wir leben jetzt in einer Zeit, da wir durch den vordringenden Amerikanismus der Seele, durch die Smartneß von drüben, aller Romantik entfremdet und Sentimentalitäten abgeneigt sind. Die Lyrik steht nicht hoch im Kurs, und mit ihr sind andere metaphysische Werte gefallen. Aber auch hierauf wird es eines Tages die notwendige ausgleichende Gegenbewegung geben, nach der man sich wieder über und an Tänzen voll zartester Empfindung erfreut.



Die 11jährige Tänzerin Helma Pfeiffer. Photographie Hanns Holdt, München

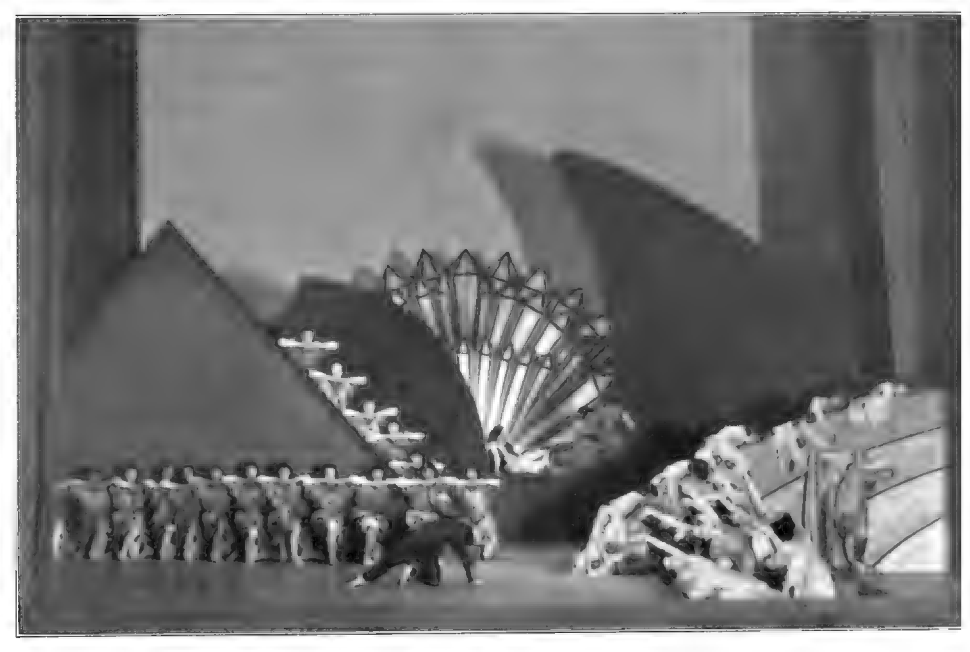
Alle Achtung vor dem Ungewöhnlichen! Aber es muß, besonders auf der Bühne, glaubhaft und gekonnt sein, es darf nicht um den Preis der Echtheit und des guten Geschmacks inszeniert werden. In unseren an Verfallerscheinungen überreichen Tagen erlebt man Tänzerinnen genug, die durch gezierte Gesten und launische Linien, durch den Ausdruck falscher Leidenschaften zu bluffen versuchen.

Es ist immer noch schwerer und größer, ein einfachstes Gefühl tänzerisch überzeugend darzustellen, als mit überspannten Ideen billiges Aufsehen zu erregen.

Weil einzelne Erscheinungen auf der Bühne tänzerisch nur noch selten genügen, ist in der letzten Zeit mehr die Aufgabe des Gruppentanzes zwingend geworden. Regiebegabten Talenten wie Marion Hermann, Max Terpis vor allem und der schon genannten Mary Wigman sind überaus künstlerische und vollendete Kompositionen gelungen. Hingegen waren die oft unternommenen Versuche exotischer Tanzgestaltung durchweg peinliche Versager. Uns überzivilisierten, temposesessenen Europäern mangelt das nötige Einfühlungsvermögen, das intuitive Verständnis für die Märchen- und Zauberwelt des Primitiven. Und es genügt nicht, daß eine Tänzerin sich zu einer seltsam verzierten Maske, zu den dumpfen Tönen eines Gongs, in nachgeahmten Linien bewegt. Sie hat innerlich kaum die erforderliche Beziehung zur wirklich künstlerischen Nach-



Handstudien aus der Schule Mary Wigman
Photographie Ch. Rudolph, Dresden



Der Kristall. Szenenbild aus einer Tanzkomposition von Anne Grünert
Photographie Gertrud Hesse, Duisburg



schöpfung oder gar Urschöpfung kultischer, geistvertreibender Tänze.

Die künstlerische Zukunft des Bühnentanzes dürfte hauptsächlich auf möglichst dramatischen Inszenierungen harmonisch beschwingter Gruppen beruhen. Das Einzeltalent wird sich mit der notwendigen elementaren Leidenschaft, mit der Entfaltung seiner persönlichen Linien und Gesten, der Gesamtidee eines Kunstwerkes in Hingabe und Verständnis einordnen müssen. Dabei



Daisy Spieß. Photographie Baruch, Berlin
Oben links: Sprungübung Maina Claes
Photographie Hugo Erfurth, Dresden
Unten links: Tänzer mit Maske
Photographie S. Genthe, Leipzig

besteht kaum die Gefahr, daß man ein wirklich persönlich ausgeprägtes Talent in der Ausdrucksmöglichkeit seiner besonderen Eigenart unterdrückt. Man wird niemals den ausschlaggebenden Wert und den gewonnenen Reiz des Individuellen unterschätzen. Das Gesicht des Tanzes ist immer das des tief erlebenden und tief gestaltenden Menschen! Die innerliche Reife und die ursprüngliche Kraft zu wirklich unmittelbaren und überzeugenden Gesten sind für den künstlerischen Weg der Tänzerin, für die weitere Entwicklung des Tanzes überhaupt entscheidend. Auch hier wird sich wieder zeigen: das Einfache ist das Schöne, das Große.



Tänzerin. Bildwerk von Prof. Alexis Lux

Männer in Ketten
Novelle von Ewald Swars

Er hieß Heinz Arius. Auf dem Bahnhof in Taiga in Westsibirien sah ich ihn zum erstenmal. Ich kam aus Tomsk, wo die Reichsdeutschen, Deutschösterreicher und Ungarn aus der Menge der Kriegsgefangenen ausgesondert worden waren, so daß dort nur die Slawen zurückblieben, die als Stammverwandte der Russen eine bessere Behandlung als wir erfahren sollten. In Taiga wurden wir einem großen Transport, der mit reichsdeutschen Gefangenen von der Front kam, angeschlossen, um weiter nach Osten gebracht zu werden. Es hieß, daß wir für das große Lager Aga an der mandschurischen Grenze bestimmt waren. Es war im November 1915.

Aus irgendeinem Grunde verzögerte sich die Abfahrt von Taiga um mehrere Stunden. Ich ging zwischen den neu angekommenen Gefangenen hin und her. Aufmerksam und gespannt betrachtete ich die Reichsdeutschen, die, wie Gerüchte lauteten, in den Sümpfen am Pripet heldenhaft gekämpft hatten. Es wurde erzählt, daß dort eine deutsche Infanterie-Division einer vielfachen Übermacht der Russen wochenlang standgehalten hatte. Ich schaute nach den Neuangekommenen aus, um einen von ihnen anzusprechen und in eine Unterredung zu ziehn. Vielleicht würde ich etwas Neues und Bedeutsames erfahren, das, wie ich wähnte, auch für mich wichtig sein würde. Aber eine seltsame Scheu hielt mich zurück. All diese Jünglinge und Männer erschienen mir unzugänglich und unnahbar, etwas Wildes und Verwegenes umgab sie, aus ihren Augen strömte Bitterkeit und Hohn. Und das Leiden, das aus ihren erdgrauen, abgemagerten, von verwilderten Barthaaren umrahmten Gesichtern sprach, gab ihnen das Recht dazu. Mir schien es, als trügen sie an den graugrünen zerfetzten Uniformen und den schweren braunen Stiefeln noch den Schmutz der Rokitnosümpfe, wo sie zuletzt gekämpft hatten; als läge in ihren Ohren noch das wahnsinnige Heulen der Granaten, das Knattern der Maschinengewehre und das teuflisch-boshafte Singen der kleinen Geschosse; als hörten sie noch immer das Brüllen der Verwundeten und das Wimmern der Sterbenden; als sähen sie noch immer die grauenhaften Bilder der Zerstörung und wären noch genau so wie dort tausendfach vom Tode umstellt.

Es war nicht nur Neugierde und Mitleid, was mich zu ihnen trieb; es war noch anderes, und mehr als das: ich nährte damals eine seltsame Liebe zu den reichsdeutschen Stammesgenossen. Ich betrachtete uns Deutschösterreicher als ein altes und müdes Volk, das seine weltgeschichtliche Rolle ausgespielt hatte und nur noch in einer skeptischen und ironischen Lebensauffassung, in verfeinertem Lebensgenuß und dekorativen Künsten süßliche und spielerische Früchte einer überreifen Kultur zeitigte. Ich war fest überzeugt, daß nach dem Kriege eine vollkommen neue Zeit beginnen würde. Ich sah in Deutschland das neue Land, das unsere geschichtliche Aufgabe im Zentrum Europas, die Verbindung zwischen Abend- und Morgenland zu sein, übernehmen und weiterführen sollte. Der Krieg war ein Ende, ein Ausklang, ein furchtbarer, donnernder Grabgesang. Aber ich glaubte an das neue Geschlecht, das aus allen Ängsten und Schrecken, aus allem Wahnsinn, aus allen Trümmern des Krieges herauswachsen und, nachdem es durch alle Schauer des Todes gegangen, mit einer neuen und großen Liebe zum Leben zurückkehren würde, ein hartes, stählernes und kühnes Geschlecht, mit offenen und klaren Sinnen, mit gesunden und starken Leibern, mit weitem Geist und frommer Seele. Ich war fest davon überzeugt, daß das deutsche Volk, das plötzlich riesengroß wie ein Rätsel und eine Gefahr inmitten Europas emporgestiegen war und sich gegen die halbe Erde behauptete, erst am Anfang seiner Geschichte stand und die ersten Schritte eines tausendjährigen Weges machte.

*

Es begann zu schneien. Gleichzeitig erhob sich ein starker Wind, der uns den Schneestaub ins Gesicht fegte und eisig durch unsere dünnen Uniformen blies. Ich ging in den Wartesaal hinein, um mich zu wärmen. Gefangene und Russen standen und saßen in Gruppen zusammen und sprachen wie Taubstumme mit vielen Gebärden aufeinander ein. Hinter dem Büfett stand ein sehr schönes, junges Mädchen, das mit einem Ausdruck der Langeweile, der Traurigkeit und des Ekels in die Masse der rauchenden und schwatzenden Männer hineinblickte, anscheinend ein wenig darüber verwundert, daß der Strom von Soldaten, der hier tagaus, tagein vorbeiflutete, nicht versiegen wollte, ein wenig müde dieses ewig gleichen Schauspiels und ein wenig angewidert von der rauhen, verwilderten und brutalen

Männlichkeit, der gegenüber sie sich Tag für Tag behaupten mußte.

In diesem Saal, der durch großblättrige Zimmerpflanzen und einige Zarenbilder und Ikone geschmückt war, sah ich Heinz Arius zum erstenmal. Er stand abseits und allein. Seine Uniform war wie die der anderen zerrissen und schmutzig, sein Gesicht erdgrau und unrasiert. Der Ausdruck dieses schmalen Gesichts, an dem die ungewöhnlich hohe und breite Stirn auffiel, war freilich besonderer Art: ein Ausdruck vollkommener Entrücktheit und Geistesabwesenheit.

Er stand, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt, mit der Miene eines Menschen da, der das Bewußtsein von Zeit und Ort verloren hat. Seine Augen blickten scheinbar in die bewegte und lebhafte Menge hinein, aber man fühlte, daß er an ihr vorbeisah und keines ihrer Worte vernahm. Er war allen unendlich fern. Es lag etwas verletzend Hochmütiges in seiner Ruhe und Unbeweglichkeit; all das Neue, Bunte und Seltsame des fremden Landes, das die andern zu allerlei Fragen, Ausrufen oder Witzen, zu Bewunderung, Hohn oder Gelächter herausforderte, schien ihn in keiner Weise zu berühren, oder er übersah es als etwas Gleichgültiges und Belangloses. Er war fern und unergründlich wie eine Statue; sein Gesicht glich einer versteinerten Maske. Nur die unruhigen, maßlos traurigen Augen erzählten von seinem Innenleben.

Seine Erscheinung hatte meine Teilnahme und meine Neugierde in hohem Maße erregt. Aber ich empfand Scheu, ihn anzusprechen, weil ich die gewaltige Kluft zwischen ihm und uns andern fühlte. Dann geschah es aber, daß ich durch neu Hereinkommende in seine Nähe gedrängt wurde, so daß ich fast Seite an Seite neben ihm stand. Ich fürchtete mich, ihn anzusehen, um nicht den Blick seiner ruhelos irrenden, hilflosen Augen auf mich zu lenken. ‚Was begänne ich mit solchen Blicken solcher Augen?‘ dachte ich erschrocken. ‚Man müßte tief wie das Meer sein, um sie in sich aufnehmen und ertragen zu können!‘ Mit bange klopfendem Herzen, wie ein Verliebter, sah ich vor mich hin. Drei oder vier der uns zunächst Stehenden berechneten mit großem Eifer, wieviel Kilometer sie bereits von der Heimat entfernt wären, um wieviel Stunden früher hier die Sonne aufginge und was wohl ihre Angehörigen zu Hause um dieselbe Zeit täten; sie staunten kindlich naiv, als es ihnen klar wurde, daß man jetzt in Berlin am Mittagstisch säße, während hier schon dunkler Abend war. Aus ihren Worten klang beinahe etwas wie Freude darüber, daß sie eine solch interessante Reise machen und ihre Schulkenntnisse praktisch verwerten konnten.

Unvermittelt und ohne Einleitung wandte sich da der Einsame mir zu und sagte: „Merkwürdige Menschen! Mit welch einem beneidenswerten Interesse sie immer von neuem feststellen, daß die Russen Schafpelze und Filzstiefel tragen, daß Chinesen am Bahndamm arbeiten, daß in den Wartesälen Heiligenbilder hängen, daß die Kirchen Zwiebeltürme haben und dergleichen Dinge mehr. Sie erleben das erhebende Bewußtsein, durch ein fremdes Land zu reisen. Daß sie selbst aber aus jeder tätigen und sinnvollen Gemeinschaft ausgeschlossen, daß sie Statisten und willenlose Nummern geworden sind, ist ihnen noch nicht zum Bewußtsein gekommen.“

Er hatte langsam und eintönig gesprochen, gleichsam für sich selbst. Seine tiefe, etwas belegte Stimme klang müde und halblaut; es hatte in seinen Worten weder Hochmut noch Vorwurf gelegen, sondern nur verwunderte Traurigkeit.

„Daß wir der Sonne entgegenfahren, — welch eine bittere Ironie!“ versuchte ich zu scherzen. Auch über sein Gesicht glitt ein flüchtiges Lächeln, rührend anzusehen, so, als wenn er das Lachen seit langem nicht mehr geübt und fast vergessen hätte. Ich setzte das Gespräch fort und bemühte mich, es so zu lenken, daß ich etwas aus seinem Leben erführe. Aber ich erreichte nichts weiter, als die Mitteilung, daß er aus Stettin zu Hause wäre und bis zum Ausbruch des Krieges Mathematik und Philosophie studiert hätte. Seine Erwiderungen waren kurz, sehr höflich und allgemein. Meinen Meinungen und Ansichten stimmte er eilig und rückhaltlos zu, als ob er fürchte, durch Widerspruch zur Enthüllung seiner eigenen Anschauung und seines innersten Lebens verführt zu werden.

Unser Gespräch wurde plötzlich durch den Befehl des Transportführers, daß alle Gefangenen sich am Zug zur Zählung aufstellen sollten, abgebrochen. Wir trennten uns und sahen uns an diesem Tage nicht mehr.

Nach der Zählung stieg ich in meinen Wagen, der kümmerlich von einer einzigen Kerze erleuchtet wurde. An den beiden Enden des Waggons waren je drei Pritschen übereinander eingerichtet. Diese sechs Pritschen bildeten die Wohn-, Sitz- und Schlafplätze für dreißig Mann. Der Abstand zwischen den „Etagen“ war so gering, daß die Bewohner der beiden unteren sich auf ihren Plätzen nicht aufrichten konnten, sondern ge-

zwungen waren, den größten Teil der Reise in wagerechter Stellung zu verbringen. In dem freien Raum zwischen den Pritschen glühte ein kleiner, eiserner Ofen, an dem der begleitende russische Soldat, ein alter Tatar, saß.

Ich kroch auf meinen Platz auf einer der untersten Pritschen und lag rücklings in völliger Dunkelheit. Auf mir lastete die traurige und schwere Stimmung des Wagens. Da waren dreißig verbitterte, trotzig und höhnisch lachende, redende und fluchende Männer, auf kahlen Planken sitzend oder liegend. Ihre Schatten schwankten grotesk und phantastisch an den Wänden hin und her. Dicke Wolken von Tabakrauch, Geruch von nassem Leder und alten Kleidern und Ausdünstungen menschlicher Leiber machten die Luft schlecht und schwer.

Ich dachte an meine eigenartige Begegnung mit Heinz Arius. Weshalb hatte ich mich ihm genähert? Und was hatte ich in ihm gesucht? Hatte ich in ihm das neue Geschlecht gesucht, an das ich glaubte, und dem die Zukunft gehören sollte? Ach, es wurde mir mit schmerzlicher Klarheit bewußt, daß ich einen Vertreter des alten Geschlechts, der müden Vorkriegsjugend gefunden hatte. Es war das Schicksal dieser Generation, im Sturm des Krieges wie Spreu verweht zu werden.

Während der zehntägigen Fahrt bis Aga gelang es mir nicht, ein zweites Gespräch mit Arius herbeizuführen. Wenn der Zug hielt und die Gefangenen aus den Wagen strömten, ging ich auf dem Bahnsteig auf und ab, verfolgte Heinz Arius mit den Blicken, ging ihm nach, grüßte ihn, beobachtete, in welchen Wagen er stieg, und faßte den Vorsatz, ihn dort an seinem Platze aufzusuchen. Aber bald hatte ich den Eindruck, daß er mich mit Absicht mied und mich verwundert, wie einen gänzlich Unbekannten anstarrte, wenn ich ihn grüßte; er bereute es wohl bereits, daß er einem Menschen mehr als alltägliche Worte gesagt hatte. Ich gab meinen Vorsatz auf. Ich war der Meinung, daß man sich nichts erzwingen solle, sondern warten müsse, bis Menschen und Dinge von selber kommen.

*

Wir kamen in Aga Ende November an. Der Zug hielt an einer kleinen Station. Auf der einen Seite des breiten und hohen Bahndammes sahen wir ein Häuflein kleiner Blockhäuser, auf der andern mehrere Reihen von neuen, aus roten Ziegelsteinen erbauten Kasernen. Man sagte uns, daß dieses Lager vor dem Kriege zwei Kosaken-Divisionen und eine Artillerie-Brigade beherbergt habe, und daß jetzt in ihm zwölftausend Kriegsgefangene untergebracht seien.

Es war um die Mittagszeit, vom wolkenlosen Himmel stürzte ein Meer gleißenden Lichtes herab. Eingeweihte belehrten uns, daß Aga eintausendsechshundert Meter über dem Meeresspiegel liege, daher diese dünne, durchsichtige Luft und dieses grelle Licht. Das kleine hölzerne Dorf, das kleine hölzerne Bahnhofsgebäude und die roten, steinernen Kasernen standen mit scharfen Umrissen und deutlichen Farben vollkommen kahl und unverhüllt in ihrer Sachlichkeit und Armseligkeit, ringsum eingeschlossen von der unabsehbaren, kahlen und toten Steppe, deren Berge, von einer dünnen Schneeschicht bedeckt, sich mit sanftgeschwungenen Linien vom grünlich-blauen Himmel abzeichneten.

Im Orte selbst und meilenweit im Umkreise gab es keinen Baum, keinen Busch, keinen Strauch. Dürres Gras lugte hier und da durch die Schneehülle, die im Sonnenlicht funkelte. Es war ein ideales Gefangenenlager: die meilenweite, unbewohnte, baumlose, tote Steppe schloß uns gründlicher ein als alle Postenketten. Die Einsamkeit, die Menschenferne, das Schweigen bauten sich wie undurchdringliche, unübersteigbare Mauern rings um uns auf.

Wir erhielten unsere Plätze zugewiesen und richteten uns ein. Jeder hatte ein eisernes Bettgestell und einen Strohsack. Wir schliefen in den Kleidern, legten den zusammengefalteten Rock unter den Kopf und bedeckten uns mit dem Mantel. Später bekamen wir von irgendeinem ausländischen Roten Kreuz chinesische wattierte Decken. Die Heimat schickte uns Geld, Kleider, Wäsche und Bücher, so daß wir unsere Wohnung behaglicher ausbauen konnten. Wir zimmerten uns Tische und Stühle, schlugen Zeitschriftenbilder an die Wände. Über unseren Tischen hingen kleine Petroleumlampen, um die wir aus Draht und farbigem Papier oder Stoff kunstvolle Schirme machten, die abends gleich Wunderblumen aufblühten. Wir wohnten in großen Sälen, zweihundert Mann in jedem Saal. Sechs vierkantige, gewaltige Pfeiler trugen die Decke, bezeichneten gleichzeitig den Mittelgang und teilten den ganzen Raum in acht Quadrate, die wir Boxen nannten. Vier hohe, walzenförmige, mit schwarzem Eisenblech beschlagene Öfen erwärmten den Saal.

Wenn wir hinausgingen, schlug uns eine eiskalte Luft entgegen; die Flüssigkeit im Thermometer schwankte während des Winters zwischen vierzig bis fünfzig Grad unter Null. Der Himmel war kristallklar und unendlich hoch und weit. Grenzenlose Stille

umhüllte ringsum das Lager. Von Zeit zu Zeit donnerte ein Zug heran: die langen, schweren Truppentransporte und Munitionszüge, die langsamen Personenzüge und der vornehme, elegante Expreßzug Petersburg—Wladiwostok. Das Brausen der Züge, durch den Widerhall von den Steppenbergen gewaltig verstärkt, zertrümmerte die Stille, riß große Löcher in die Mauern, die unsichtbar uns umstanden. Wir horchten auf: Das Rollen der Räder, der Pfiff und das Pfauchen der Lokomotive, das Klirren von Eisen gegen Eisen waren wie ein Gesang, wie eine Kunde aus der verlorenen, fernen, einst gekannten und geliebten Welt! Unsere Seelen jauchzten auf, banden Flügel an ihre Schultern, stürmten empor, flatterten im haltlosen Raum und fielen ermattet und trostlos auf die Erde zurück. Der Zug entschwand in der Ferne und hinter ihm schloß sich die Stille wie eine lautlose Flut. Manchmal schleppte sich aus der unbekannten Ferne über die weißen schneeglitzernden Hügel eine Karawane daher: mit Heu hochbeladene Schlitten, von Kamelen gezogen, von mongolischen Hirten geleitet, ein seltsames Schauspiel, das in uns das Gefühl der Heimatferne und Verlorenheit schmerzlich vertiefte.

Gegen Abend heizten wir die Öfen mit Birkenholz und Steinkohlen. Dann stieg aus allen Schornsteinen der Rauch empor, wuchs gleich rosafarbenen Säulen, von der Abendsonne durchleuchtet, hoch und steil in den grünen Himmel hinein. Nachts wurde das Firmament von einem silbernen Sternenfeuerwerk überschüttet und strahlte mit einer unerträglich feierlichen und funkelnden Pracht auf unser armseliges Dasein herab. Durch die nächtliche Stille knirschte der Schnee unter den Filzstiefeln der auf- und abschreitenden, in langen Schafpelzen vermummten Posten.

Manchmal fegte ein Schneesturm über die Steppe daher, verdunkelte die Luft, verhüllte Himmel und Erde, so daß nichts da war als ein weißes, heulendes und wirbelndes Chaos. Diese Stürme tobten achtundvierzig Stunden lang. Dann folgte wieder wochenlang strahlender Sonnenschein, saphirblauer, unendlicher Himmel, Stille und blendende Lichtflut über den Schneefeldern.

So verging der Winter.

*

Während des Winters waren neue Gefangenentransporte angekommen, so daß das Lager bald überfüllt war. Aus einigen Kasernen wurden die eisernen Bettstellen herausgenommen und an ihre Stelle doppelte Pritschen hineingebaut, so daß jeder Saal zwei- bis dreimal soviel Insassen fassen konnte als vorher. Sogar in einige Pferdeställe wurden Pritschen hineingebaut. Es war fast unmöglich, in den überfüllten Räumen auf Reinlichkeit zu achten. Das Ungeziefer nahm überhand. In den Pferdeställen erkrankten einige Ungarn an Flecktyphus. Läuse trugen diese Krankheit von Mann zu Mann. Es starben in diesem Winter in Aga eintausend Gefangene. Außerhalb des Dorfes wurde auf einem Hügel der Steppe ein Kirchhof angelegt. Täglich sah man starke Arbeiterkommandos, versehen mit Äxten, Beilen, Hacken und Spaten, hinausgehen, um in dem tiefgefrorenen Boden der Steppe Gruben für die Toten zu graben. Auf dem Kirchhof erhob sich bald ein Wald von Kreuzen. Das waren einfache Holzkreuze, ohne Anstrich, ohne Schnörkel und Schmuck; tagsüber leuchteten sie in dem grellen Sonnenschein.

Heinz Arius hatte ich seit unserer Fahrt nach Aga nicht mehr gesehen. Ich erfuhr, daß er drei Monate lang an Typhus krank gelegen habe, er sei gesund geworden, sähe aber jetzt noch wie ein lebender Leichnam aus.

In den Monaten März und April wurde der größte Teil der Gefangenen aus Aga nach dem europäischen Rußland geschafft, wo sie auf der Murman-Halbinsel beim Bau einer neuen Bahnlinie arbeiten sollten. Später sickerten seltsame und furchtbare Gerüchte über diese Murman-Expedition zu uns durch; es kamen auch Briefe ins Lager von einigen Deutschen, denen die Flucht von Murman nach Norwegen geglückt war; sie berichteten von der schlechten Verpflegung und Unterbringung, von der grauenhaften Mückenplage und von dem feuchten, todbringenden Fieberklima auf der sumpfigen Murman-Halbinsel.

In Aga waren nur die Offiziere, die Kranken und Invaliden, die Handwerker und „Spezialisten“ und die sogenannte Intelligenz — Kaufleute, Studenten, Schüler, Einjährig-Freiwillige, Offiziersaspiranten — zurückgeblieben. Sie wurden in wenigen Kasernen zusammengelegt.

Bei diesen „Umzügen“ geschah es, daß ich Heinz Arius wiedersah; der Zufall fügte es, daß wir in die gleiche Kaserne kamen. Wie damals im Wartesaal in Taiga fiel er mir auch jetzt durch sein Fern- und Fremdsein mitten in einer lauten und bewegten Menge auf. In einem Saal, in dem hundert Menschen sprachen, lachten, Nägel in die Wände hämmerten, mit Bettstellen, Kisten und Stühlen rückten und sich um die

besten Plätze stritten, stand er gegen einen Ofen gelehnt und las.

Sein Gesicht war gelbgrau, mager und vergrämt; es war in dem halben Jahr, da ich es nicht gesehen, älter, schärfer und trauriger geworden. Ich beobachtete ihn lange, und mehr und mehr wurde ich von einem gewaltigen Schrecken ergriffen: es war mir, als wenn ich einen Toten sähe, der aus Scherz, oder von einem unheilvollen Zwange getrieben, sich zwischen lebendige und warme Menschen gestellt habe. ‚Es ist nur das graugrüne Tageslicht, das sein Gesicht so leichenblaß färbt,‘ sagte ich mir, um mich zu trösten.

Draußen wütete ein regnerisches Aprilwetter. Der Sturm raste ungehemmt über die Steppe daher, heulte um die Kasernen, flötete teuflisch in den Kaminen und verdunkelte die Luft durch Wolken von Staub. Der Himmel war grauschwarz, zerklüftet, gehetzt und atemlos; mit einem Ausdruck unendlicher Trostlosigkeit umspannte er die graue, leere Steppe, auf die ein kraftloses Licht herabfloß, das den Tag zu einer Lüge machte.

Es fiel mir auf, daß Arius nicht ein einziges Mal umblätterte. Über den Rand des Buches hinweg starrte er in die Bewegung hinein. Ich war überzeugt, daß er nichts sah, obwohl seine Augen weit geöffnet waren.

Sei es, daß er meinen hartnäckigen Blick fühlte, sei es, daß seine Gedanken ermüdeten und seine Seele wieder Halt an der Wirklichkeit suchte: er begann um sich zu schauen. Dabei streiften seine hilflos irrenden Augen auch mich, freilich so flüchtig, daß ich nimmer mit Bestimmtheit hätte sagen können, er habe mich angesehen, um so weniger, als ich selbst meinen Blick sofort wegwandte, als wäre ich bei einer bösen Tat ertappt. Das wiederholte sich einigemal. Um diesem unheimlichen und stummen Spiel ein Ende zu machen, raffte ich mich auf und ging zu Arius hin. Ich begrüßte ihn, ich sagte ihm, daß wir uns auf dem Bahnhof in Taiga kennengelernt hätten, ich wiederholte ihm meinen Namen.

Er erinnere sich, sagte er, aber der Ausdruck seines Gesichts bewies es mir zu deutlich, daß ihm sowohl der Name der Station als auch der meine gänzlich fremd waren. Wie damals bei unserer ersten Unterredung fiel mir auch jetzt seine äußerst gewandte und nachgiebige Höflichkeit auf, in die er sich wie in eine glatte und geschmeidige Rüstung kleidete.

Ich fragte nach dem Titel des Buches, das er in der Hand hielt.

Es sei die Geschichte der Philosophie von Schwegler.

Ob er nicht meine, daß das Buch veraltet sei.

Ja, es sei veraltet. Aber man müsse mit den wenigen Büchern, die in der Lagerbibliothek seien, vorliebnehmen.

Es sei doch gewiß störend, mitten in diesem Lärm ein philosophisches Buch zu lesen?

Nein, es störe ihn nicht. —

Ich brachte dann das Gespräch auf die überstandene Krankheit und beglückwünschte ihn zur Genesung.

O, die Krankheit sei nicht schlimm gewesen, man habe dabei gar keine Schmerzen. „Man schwebt beständig in einem Halbschlaf,“ fuhr er ein wenig lebhafter und angeregter fort, „in einem Zustand grenzenloser Müdigkeit und Gleichgültigkeit. Dieser Zustand ist sogar sehr angenehm. Ich erinnere mich eines schönen, stillen Traumes, der immer wiederkehrte: ich träumte, daß ich gestorben und begraben war; ich lag unter dem Grabhügel, die Erde war durchsichtig wie Glas, und ich sah alles, was auf der Erde geschah, sah dem Schauspiel des Lebens in einem Zustand wunderbarer Stille, Vollendung und Seligkeit zu, und das nicht bloß eine Stunde oder einen Tag lang, sondern jahrelang, jahrhundertelang . . . Das war ein schöner Traum.“

„Ein merkwürdiger Traum,“ sagte ich.

Nun denke er oft darüber nach, erzählte er weiter, ob das wirkliche Sterben auch so leicht und angenehm sei wie in seinem Traum. Es könnte aber auch sein, daß es ein qualvolles Erwürgen durch einen Unsichtbaren sei.

Wir schwiegen einige Minuten lang, als wenn wir plötzlich in einen dunklen, kalten und unheimlich stummen Raum getreten wären.

„Ich weiß es, in der Gesellschaft gilt es als unschicklich und rücksichtslos, über den Tod zu sprechen. Aber wir, die wir aus dem Krieg kommen, standen manchmal Auge in Auge mit ihm, wie man zu sagen pflegt, und das hat uns ein anderes Verhältnis zu ihm gewinnen lassen, nicht wahr?“ — Ich nickte bejahend, ohne daß ich ihn recht verstanden hatte. Er fuhr fort: „Man sagt sogar, daß jetzt im Kriege der Tod eine alltägliche, eine geradezu langweilige und uninteressante Sache geworden sei, an der man sich nicht stoße, über die gar kein Wort zu verlieren sei. Für mich aber ist der Tod noch immer eine Angelegenheit, über die man Tag für Tag nachdenken

muß, — eine müßige Beschäftigung übrigens, denn man gelangt zu keinen Ergebnissen, man denkt und denkt, und es ist wie ein Fallen in einen Abgrund."

„Eine gefährliche Beschäftigung überdies," bemerkte ich.

Der Ruf „Essen holen!", der in den Saal geschmettert wurde, brach unser Gespräch ab.

*

Im Mai wurde die Steppe grün. Der April hatte viel Unwetter, Sturm, Wolken und Regen gebracht, der Boden hatte genug Feuchtigkeit aufgesogen, um jetzt, da die Frühlings- und Sommerwärme hereinbrach, einen grünen Grasteppich hervorzuzaubern. Auch der große Platz zwischen den Offizierswohnungen und unsern Kasernen, der uns zu Spiel und Sport freigegeben war, hatte sich mit einem Rasen bedeckt, in dem wir sogar einige kleine, zarte Blumen fanden, rührend anzusehen in ihrer Lieblichkeit und Süße. Da war eine Glockenblume unter ihnen, deren Blüten ein so tiefes, wunderbares Blau hatten, daß man sich daran nicht sattsehen konnte.

Als die Übergangszeit vom Winter zum Sommer überwunden war, strahlte wiederum Tag um Tag die Sonne vom wolkenlosen Himmel herab. Durch die trockene und heiße Luft fluteten Meere blendenden Lichts. Die Steppe wurde welk, die Abhänge ihrer Berge dehnten sich als graue, fahle, gelblich-braune Flächen aus, lechzend unter der heißen, flimmernden und zitternden Luft. Wie im Winter die heiteren und sonnigen Tage von Schneestürmen unterbrochen wurden, so rasten jetzt von Zeit zu Zeit Wirbel- und Sandstürme über die Steppe daher. Diesem wilden, entfesselten Schauspiel bot eine Szenerie aus unheimlich phantastischen, graugrünen und grauschwarzen Wolken Umrahmung und Hintergrund; diese düsteren Wolken wuchsen, am Horizont beginnend, schnell in die Höhe, türmten sich wie lebendig wuchernde Mauern bis zum Zenit empor, standen drohend und unschlüssig, taumelten, griffen ineinander, — bis dann Himmel und Erde vom Sandsturm verschlungen wurden und nichts zu sehen war, als ein graues, wirbelndes Chaos; Beruhigung und Ausklang fanden die empörten, mit Kraft und Ungestüm geladenen Naturgewalten in Regengüssen und Wolkenbrüchen, die mit einem unendlichen Rauschen und Sieden auf die Erde herabstürzten und die flache Talmulde, in der unsere Kasernen standen, in einen See verwandelten.

Dann folgten wieder heitere, stille Tage: die trockene Erde glühte, von den roten Kasernen prallte das grelle Licht zurück, über der fahlen Steppe zitterte die heiße Luft. Um die Mittagszeit zeigte das Thermometer vierzig Grad Wärme im Schatten. Wir standen jeden Morgen früh auf, gossen kaltes Wasser über Kopf und Oberkörper und gingen auf den Sportplatz hinaus. Wir spielten Schlagball, Faustball, Fußball und Tennis. Wir waren mit nichts weiter als mit einer Turnhose und Turnschuhen bekleidet. Die Sonne verbrannte unsere Haut, wir wurden indianerrot, chinesengelb, mulattenbraun. Wir lagen stundenlang im Schatten der Kasernen, blinzelten in das gleißende Licht und hatten quälende Visionen vom Schatten unter grünen, leise rauschenden Bäumen, von Flußufer und Meeresstrand und kühlen, schäumenden Getränken. Wir wurden von der Hitze müde und träge, wir lagen schlaff und gedankenlos. Manchmal sahen wir in der Entfernung von einigen hundert Metern, jenseits der Postenkette, junge Mädchen und Frauen vorübergehen. Das waren die Töchter und Frauen der russischen Offiziere, die zum Lagerkommando gehörten. Helle Seide wehte wie Duft und Schaum um die jungen, kraftvollen, blutdurchpulsten Leiber, deren süße, verlockende Linien im wiegenden Rhythmus des Ganges in verwirrendem Wechsel verhüllt und entblößt wurden. Wir richteten uns auf und starrten hinüber. Unser Blut schrie auf. Wir fühlten uns jetzt erst wahrhaft verbannt und ausgestoßen.

*

Tage, Wochen und Monate vergingen gleichmäßig und ereignislos in der Eintönigkeit des Lagerlebens. Die Gefangenen gewöhnten sich an dieses Leben, wurden gleichgültig gegen ihr Schicksal, nahmen das Gegebene als unabänderlich an.

Zuweilen vergaßen sie es, daß außerhalb der Postenlinie tausend wunderbare Möglichkeiten blutvollen und heißen Daseins lagen, daß es dort Rosen, Frauen und Kinder, Arbeit und Erfolg, Ruhm und Untergang gab, daß dort Armeen verbluteten, Schiffe sanken, Flugzeuge wie tote Vögel herabfielen, Staaten zersplitterten und ganz Europa in den Erschütterungen eines Unterganges bebte, damit ein Neues werde. Die Postenkette, diese dünne Linie, die das Lager einschloß, wurde für sie zu einer undurchdringlichen, unübersteigbaren Mauer, an der sie ihre Stirnen blutig geschlagen, die Flügel ihrer Sehnsucht zerbrochen hatten, so daß sie es nach kurzer Zeit aufgaben, gegen diese Mauer anzurennen. Sie begannen, sich auf dem kleinen Raum, der ihnen gegeben war, einzurichten.

Es waren ihrer viele auf diesem beschränkten Raum, darum stießen sie oft aneinander, wichen aus, verfeindeten und versöhnten sich, bis sie in Paaren, Gruppen und Vereinen kristallisierten und erstarrten. Es gab unter ihnen Führer und Geführte, Arme und Reiche, Träge und Gewissenhafte, Lehrer und Schüler, Philister und Scharlatane, Kalte und Warme, Könige und Knechte. Sie bemühten sich, ihrem ererbten und erlernten Kulturbedürfnis Rechnung zu tragen, spielten Theater, veranstalteten Konzerte und Feste, richteten ein Café ein, gaben eine Zeitung heraus, schrieben Verse und Anekdoten, lasen viele Bücher, debattierten, urteilten, verurteilten, herrschten und ordneten sich unter, kurz, sie bildeten einen Staat im kleinen. Sie ahmten jene große Welt nach, die bruchstückhaft in ihrer Erinnerung lebte, ohne daß es ihnen zum Bewußtsein kam, wie verzerrt und armselig ihre Kopie war. Aber durch diese betriebsame Lebensweise täuschten sie sich über ihre jämmerliche Lage hinweg und schufen sich die Illusion des Lebendig- und Nützlichseins.

Es gab vielleicht im ganzen Lager nur einen, der sich nicht täuschte und nicht täuschen ließ, nur einen, der nichts vergessen konnte: das war Heinz Arius. Er war ganz allein. Niemand von uns lebte so einsam wie er. Er wollte sich nicht betäuben, er war immer wach und bewußt bis zur Selbstquälerei. Ich beobachtete manchmal, wie er selbstverloren einem frohen Gespräch zuhörte oder einem Spiele zusah und dann plötzlich sich verdüsterte und abwandte, als habe er sich auf Abwegen ertappt. Es schien sein grausamer Vorsatz zu sein, sich in jedem Augenblick seiner unwürdigen und traurigen Lage bewußt zu werden. Es war furchtbar, zu sehen und zu ahnen, wie er sich in Grübeleien und irgendwelchen Selbstvorwürfen verzehrte und einem Abgrund entgegenging. Es wurde mir klar, daß dieser Einsamste von allen am notwendigsten Geselligkeit und Freundschaft brauchte, wenn er wieder ins Gleichgewicht kommen sollte. Aber ich tat nichts, um sein Freund zu werden, ich sah seinem Leben zu.

Er war ganz allein.

Wenn er angesprochen wurde, zuckte er wie ein Schlafwandler zusammen, faßte sich aber schnell und bemühte sich, höflich und freundlich zu sein. Es war ergreifend anzusehen, wie er sich Mühe gab, sich im Gespräch den andern anzupassen, als wenn er sich seines Andersseins schämte, als wenn er es als Schuld empfände. Aber während er zustimmte, blieb er innerlich unbeteiligt.

Von Zeit zu Zeit — es geschah sehr selten — suchte ich ihn auf, tat es unauffällig, gleichsam im Vorbeigehen, um den Einsamen nicht stutzig zu machen. Unsere Gespräche waren anfangs so leer, glatt, wortreich und zugleich nichtssagend wie Salongespräche, aber nach und nach schien er Vertrauen zu mir zu gewinnen und durchbrach ein wenig die Mauer, die uns trennte. Er besuchte mich sogar einige Male auf meinem Platz; ich konnte mich rühmen, der einzige im Lager zu sein, den er in dieser Weise auszeichnete.

Aus den Gesprächen mit ihm wurde mir immer mehr deutlich, daß er gegen sein Wesen ankämpfte, daß er sich so, wie er war, nicht leiden mochte, daß er sein Andersfühlen und -denken, seine ganze Ausnahmestellung als Makel und Schuld empfand, und gern den andern, den Durchschnittsmenschen, Frohen, Einfachen und rotbäckig Gesunden, den Bodenständigen, Unbeschwerten und Verwurzelten geglichen hätte. Er fühlte sich als einen krankhaften, dekadenten Menschen, der mit seiner Empfindsamkeit und Skepsis, seinen überfeinen Nerven und seiner träumerischen Seele nicht in seine Zeit hineinpasse, in eine Zeit, die starke und brutale Tatsachenmenschen brauche. Ein Gedanke kehrte bei ihm immer wieder: der Krieg habe jeden auf die Wagschale gelegt und was ihn selbst anbetreffe, so sei er zu leicht befunden worden.

„Wie meinen Sie das, ‚zu leicht befunden?“ fragte ich.

„Was werden Sie von einem Menschen halten, der angesichts einer Kanone, eines Flugzeugs, eines Panzerautos oder Panzerzuges zu träumen beginnt, dem sich alle diese nüchternen, mathematischen, sachlichen und toten Dinge in phantastische Fabelwesen verwandeln, vor denen er Angst und Grauen empfindet?“

Um ihn von einem Wahn zu befreien, um ihm zu zeigen, daß er nicht allein stünde, sagte ich: „Ich verneine auch den Krieg. Ich lehne ihn ab, weil er die Kultur zerstört.“

„Ich aber lehne ihn nicht ab,“ erwiderte er mit seinem feinen, flüchtigen Lächeln. „Ich bejahe ihn. Das ist ja meine Qual, daß ich ihn bejahe, persönlich aber zu schwach organisiert bin, um ihn zu ertragen. Denn er ist furchtbar, wie unsere ganze Zeit furchtbar ist, die Zeit der Maschinen und Börsen, der Generalstäbe und Armeen. Es ist schwer, dieser Zeit standzuhalten. Alle, die wir hier sind, waren ihr nicht gewachsen, deshalb wurden wir ausgeschaltet und beiseite geworfen. Wenn wir nach Hause kom-

men werden, werden wir uns gewiß für Sozialismus, Pazifismus, Verbrüderung, Menschenrechte und ähnliche Sentimentalitäten begeistern und dadurch erneut beweisen, daß wir den Geist des zwanzigsten Jahrhunderts nicht begriffen haben."

„Den Geist des zwanzigsten Jahrhunderts?" zweifelte ich. „Wir stehen erst am Anfang —"

„Aber er ist schon fühlbar, dieser grausame und brutale Geist der Maschine, des Geldes, der Macht. Der nüchterne Sinn, der sogenannte gesunde Menschenverstand wird herrschen, die nackte Tatsache wird angebetet werden! Die Männer der Technik und der Büros, der Börsen und der Politik, des Sports und des Kriegsdienstes werden die Herren sein und die Massen erbarmungslos tyrannisieren und nach ihrem Willen kneten. Daneben wird es immer noch Narren und Phantasten geben, die Bücher lesen und schreiben, es wird Menschen geben, die in Konventikeln inbrünstig beten und in okkulten Sitzungen Geister beschwören, aber alle diese gefühlsreichen Sonderlinge werden keine Rolle spielen und von jenen Herrenmenschen nicht beachtet werden."

Ich versuchte, ihn auf die große Bedeutung hinzuweisen, die Ideen je und je in der Geschichte der Menschheit gehabt haben, — und auch im zwanzigsten Jahrhundert würde sich wohl irgendein Gefühlsstrom stärker erweisen als alle Maschinen der Erde, und irgendein Gefühlsnarr, Prophet und Phantast stärker als alle Fabrik- und Bankdirektoren. Er widersprach nicht. Er widersprach niemals. Es war seine Art, geistesabwesend zu nicken und zu lächeln, während der andere sprach.

Zum Schluß, als wir auseinandergingen, sagte er: „Als ich ins Feld ging, nahm ich im Tornister Nietzsches ‚Zarathustra' und Rilkes ‚Stundenbuch' mit. Das heißt, ich klammerte mich an das alte, gewohnte Leben der Träumerei und des ästhetischen Genusses, anstatt mich in das neue Leben, das Leben der Entbehrungen, Qualen und Wunden, der Angst und des Todesgrauens zu werfen, ich legte mir die Verse wie eine rosenrote Brille vor die Augen, um das nackte, zuckende und blutende Leben nicht zu sehen. Das war erbärmlich. Verse sind Gift, sind ein Narkotikum wie Wein oder Opium; je mehr man davon genießt, desto mehr verschleiert man seine Sinne, hüllt sich in Nebel und Rausch, verliert jeden Maßstab für die Tatsachen und wird allmählich für das reale Leben untauglich."

Er zögerte immer noch zu gehen, als wenn er noch nicht alles gesagt hätte. Wir standen draußen in der Nähe unserer Kaserne. Er sah an mir vorbei und blickte unentwegt nach dem Sportplatz hinüber, als wenn er aufmerksam das Fußballspiel verfolge, das unter lebhafter Teilnahme vieler Zuschauer zwischen einer deutschen und einer ungarischen Mannschaft ausgetragen wurde.

Nach langer Pause begann er wieder zu sprechen: „Als ich zur Schule ging, bildeten fünf oder sechs von uns Primanern einen literarisch-musikalischen Zirkel, der nach der blauen Tapete des Zimmers, in dem wir uns wöchentlich einmal versammelten, den Namen ‚Die blaue Grotte' trug. Wir lasen lyrische Gedichte, Novellen und Dramen neuester Art und Form: französische Symbolisten, skandinavische Problemdichter, russische Décadents und viel Nietzsche natürlich. Wir stritten uns, berauschten uns an klingenden Worten, widersprachen uns und leugneten es, daß wir uns widersprochen hatten, wir verwirrten uns in den Labyrinthen der Gedanken und Gefühle und bekamen von alledem erhitzte und verwirrte Köpfe. Zigarettenrauch und das Licht einer violett verhängten Lampe hüllten uns in einen romantischen Nebel, zwei Musikbegabte füllten die Pausen unserer Vorträge und Debatten mit gedämpftem Klavier- und Geigenspiel aus, bis wir endlich in eine dumpfe Traurigkeit versanken und nichts mehr sagen und hören mochten. Warum wurden wir traurig? Weil wir fühlten, daß wir durch diese ‚ästhetischen Abende' unsere Jugendfrische, Arbeitsfreude und Lebenslust einbüßten, weil wir erkannten, daß es sich mit Worten trefflich streiten ließe, daß man aber dabei zu keinem Ziele gelangt; weil wir ahnten, daß der Weg zu einer Weltanschauung nicht durch violette Zimmer und dekadente Verse führt, und endlich, weil wir vom Ekel gepackt wurden, — vom Ekel der Übersättigung. Die ‚Blaue Grotte' löste sich auf, weil die Luft in ihr schwül und stickig geworden war und wir uns selbst mit unseren hochtönenden Worten lächerlich und widerlich vorkamen. In diese Atmosphäre fiel der Krieg wie Blitz und Donnerschlag hinein. Wir wachten auf. Aber wir waren in keiner Weise vorbereitet. Weder seelisch noch körperlich. Und wir versagten. Wir, das heißt ein kleiner Teil der Jugend, — Gott sei Dank nur ein kleiner Teil!"

*

Es kam unser zweiter Winter in Aga. Auch er entfaltete eine unbeschreibliche Pracht. Wieder wölbte sich über der mit einer dünnen Schneehülle überzogenen Steppe ein unendlicher Himmel von wun-

derbarer Bläue und Reinheit. In der dünnen und dunstfreien Luft entwickelten sich täglich beseligende Farbenschauspiele in mannigfaltigsten und zartesten Tönungen. Tags wogte goldene Lichtflut durch die weiße, feierliche Landschaft. Abends, während die Sonne unterging, wuchsen auf allen Dächern Rauchsäulen gleich leuchtenden Bäumen in den blaßgrünen Himmel hinein. Und nachts donnerte das Meer der Sterne in funkelnder Majestät durch das schwarzblaue Firmament. Die Flüssigkeit im Thermometer sank bis fünfzig Grad unter Null.

Wir blieben den größten Teil des Tages in den Sälen. Unsere Gespräche arteten in Zank und Streit aus, weil wir uns gegenseitig haßten, weil wir einander überdrüssig waren. Dieser Überdruß steigerte sich bis zum Ekel vor der körperlichen Nähe des andern. Wir lagen auf den Betten und rauchten. Wir liefen draußen in eisiger Kälte mehrere Male um das Lager herum. Wir spielten Karten, wir lasen viele Bücher, lernten fremde Sprachen, spielten Theater, turnten, veranstalteten Konzerte.

Während des ganzen Winters sah ich Heinz Arius nur einigemal. Er kam nie mehr zu mir, und wenn ich ihn aufsuchte, war er zerstreut und wortkarg. Er ließ mich allein reden, schwieg hartnäckig, lächelte, nickte zustimmend, sagte ja oder nein. Er bereute wohl seine Bekenntnisse, schämte sich, daß er vor einem Menschen seine Brust geöffnet und seine Wunden gezeigt hatte.

In der zweiten Hälfte des Winters, im Anfang des Jahres 1917, kamen die Nachrichten vom Matrosenaufstand in Kronstadt, von der Revolution in Petersburg und Moskau, von der Entthronung und Einkerkerung des Zaren, von der politischen Umwälzung im ganzen Riesenreiche Rußland. Wie ein stiller See, in den ein Felsblock hineinfällt, plötzlich aufbraust, schäumt, die Wellen ans Ufer schlägt, wogt, raunt und flüstert, so geriet auch unser Lager durch die unerwartete Kunde in Bewegung und Aufruhr. Etwas Unglaubliches und Gewaltiges war geschehen: Das demütige und fromme russische Volk, das jahrhundertelang geduldig seine Fesseln getragen hatte, warf sie plötzlich von sich ab und jagte das Herrscherhaus zum Teufel, das sie dreihundert Jahre lang regiert hatte und dessen Mitglieder solange von der Gloriole der Heiligkeit und Unfehlbarkeit umhüllt gewesen waren. Wir jauchzten auf. Wir erwachten aus jahrelangem dumpfen Dahinbrüten: ‚Siehe da, es geschehen noch große Dinge auf der Erde!' Die beseligende Ahnung streifte uns, daß dieses große Ereignis — die russische Revolution — andere große Ereignisse in Europa nach sich ziehen würde, ja, daß es der Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte der Menschheit wäre. Allgemein wurde unter uns die Ansicht laut, daß die Revolution das Ausscheiden Rußlands aus dem Kriege zur Folge haben würde, und daß dann die Verbündeten bald gezwungen sein würden, die Waffen zu strecken. Unsere Heimkehr war also in greifbare Nähe gerückt. Die Augen erhellten sich, die Geister belebten sich, man baute Zukunftsschlösser. Im ganzen Lager schlug die Freude hohe Wellen.

Es gab einen, der sich von diesem Freudentaumel fernhielt: das war Heinz Arius. Die Möglichkeit der nahen Heimkehr schien ihm im Gegenteil Unlust und Qual zu bereiten. Es kam etwas Ruheloses und ziellos Irrendes in sein Wesen. Er, der bisher den politischen Ereignissen in Europa wenig Interesse entgegengebracht hatte, begann zu horchen und zu fragen, was die Zeitungen meldeten; und der bislang Einsame und abseits Stehende suchte andere auf, als wenn er seine Unruhe und Qual nicht zu ertragen vermöchte und in der Gesellschaft anderer Vergessen suchte. Auf diese Weise vollzog sich auch zwischen mir und ihm eine flüchtige Annäherung.

Auf meine Frage gestand er einmal: „Es ist wahr, ich freue mich nicht auf die Heimkehr. Ich fürchte mich vor ihr."

*

Im Laufe des nun folgenden Sommers befestigte sich in uns immer mehr die Hoffnung auf baldigen Frieden mit Rußland und unsere baldige Heimkehr. Wenn auch die Kerenski-Regierung die Parole ausgegeben hatte, den Krieg bis zum Siege fortzusetzen, so bewiesen doch die täglichen Zeitungsmeldungen von den Massenverbrüderungen an der Front, von der Unzufriedenheit mit Kerenski und von dem Erstarken der radikalen Richtung unter den russischen Revolutionären, daß das russische Volk endgültig des Krieges müde und entschlossen war, die Revolution, die auf halbem Wege stecken geblieben war, bis zum unerbittlichen und deutlichen Ende durchzuführen.

In demselben Maße in dem unsere Freude über die nahe Heimkehr stieg, steigerte sich in Heinz Arius würgende Angst. Er begann aufzufallen. Er, der auf sein Äußeres peinlich acht gegeben hatte, begann es zu vernachlässigen; der Anzug und die Stiefel waren nicht immer gereinigt, das Gesicht nicht mehr tadellos rasiert, und die

sonst glatt und sorgfältig gescheitelten schwarzen Haare lagen etwas verworren um den hohen und schmalen Kopf.

In den letzten Monaten kamen wir nie mehr zusammen. Wenn ich ihm draußen begegnete und ihn grüßte, starrte er mich zerstreut an und ging ohne Gruß vorüber. Der Blick seiner Augen erschreckte mich: gläserne Augen, dachte ich, von innen her getrübt und verdunkelt. Kurzsichtige haben manchmal diesen Blick, wenn sie die Brille abnehmen: es scheint dann, als stürze die Welt ringsum für diese Augen zusammen, und der Blick taste hilf- und verständnislos im Leeren. So waren seine Augen geworden: sie sahen die Außenwelt nicht, irrten im uferlos Leeren, stürzten nach innen und erblickten Chaos und Dunkelheit.

Die andern hielten sich an mich: Ich hätte doch eine Art Freundschaft mit ihm unterhalten und könnte gewiß Auskunft geben! Was sei das mit Arius? Was geschehe mit ihm? Sein Verhalten sei besorgniserregend!

Auf alle Fragen zuckte ich bedauernd mit den Schultern und schwieg. Ich hatte ein schlechtes Gewissen.

So muß ich nun dasjenige streifen, um dessentwillen ich diese Geschichte schreibe. Ich wußte, daß Heinz Arius um meine Freundschaft geworben hatte, in der stolzen und herben Art der Einsamen freilich, dennoch mir begreiflich und fühlbar. Ich wußte auch dieses, daß er meine Freundschaft brauchte, daß er sie dringend brauchte, weil er einen Abhang hinunterrollte und dem Abgrund nahe war. Ich wußte, daß ich fähig war, ihn aufzuhalten. Aber ich tat nichts, ich streckte meine Hand nicht aus, um den Stürzenden zu ergreifen. In mir waren der Geiz und die Scheu und die Härte des Einsamen, sowie die Müdigkeit des Fatalisten. Ich sah zu und ‚ließ die Dinge gehen'. Zu meiner Entschuldigung hatte ich seit jeher einige Phrasen bereit: Man solle sich nicht in fremdes Schicksal mischen; man solle den Dingen ‚ihren Lauf' lassen, sie fänden jedes seinen Weg; man solle die Ereignisse reif werden lassen! ‚Bin ich denn zum Priester und Beichtvater berufen!' trotzte ich. Aber mein Gewissen war unruhig.

Entgegen seiner früheren Art war Heinz Arius in der letzten Zeit gesprächig geworden. Ganz wahllos, wie es gerade der Zufall fügte, zog er irgend jemand in ein Gespräch. Seine Saalgenossen teilten mir vielsagend lächelnd einige seiner, nach ihrer Meinung verworrenen und unverständlichen Aussprüche mit. Einer davon, der schönste, ist mir im Gedächtnis geblieben: ‚Die Gefallenen', hatte er gesagt, ‚alle Toten des Krieges sind lebendiger als wir allesamt in den Lagern Internierten; nicht nur darum, weil ihr Blut in die Blumen, Bäume und Gräser geströmt ist und in jedem Frühling von neuem aufblüht; nicht nur darum, weil sie im Gedenken ihrer Mütter, Frauen, Schwestern und Kinder weiterleben, sondern vor allem darum, weil das ganze Volk sie niemals vergessen kann, so sehr es sich auch aus Scham bemühen wird, sie zu vergessen; wie dunkle Steine werden sie in der Seele des Volkes liegen, wie Stacheln und glühende Eisenpfähle in ihrem Fleische bohren, wie Gebirge auf ihrem Schlafe lasten. Ewig werden sie leben, ewig —'

*

Auf irgendeine geheimnisvolle Weise gelangte der streng verbotene Alkohol ins Lager. In Form von Sprit nahm er in kleinen, flachen Kannen aus Weißblech, die unauffällig unter den Kleidern am Körper getragen werden konnten, einen gefahrvollen Weg von der Mandschurei durch die Hände von Chinesen und russischen Soldaten bis zu den Gefangenen. Geschickte und kundige Leute hatten sich gefunden, die den Schnaps durch Zugabe von Zucker, Kakao, Kaffee, Zitronen oder Mandeln schmackhaft zuzubereiten verstanden. Sie entfalteten ein blühendes Geschäft. So sah man denn abends in der gedämpften Beleuchtung einer von einem farbigen Schirm umgebenen Petroleumlampe Gruppen von Gefangenen sitzen, die aus Teegläsern und Tassen ein harmloses Getränk zu genießen schienen, bis sich dann durch immer lautere Reden, immer wildere Gebärden und ein immer ausschweifenderes Gelächter die wahre Art des Getränkes verriet. Gesänge wurden angestimmt, patriotische Begeisterung griff um sich, Heimweh schluchzte auf, man schwamm in Rührseligkeit oder in Zynismus. Die Gefangenen hatten für diese Gelage mancherlei Entschuldigung: man müsse sich von Zeit zu Zeit betäuben, um das graue Einerlei zu vergessen; man werde in einen äußerst angenehmen Zustand hineingehoben, man fühle sich ohne Ketten, frei und fliege wie ein Vogel; jeder Berauschte sei Dichter und König, throne auf goldenen Höhen und höre verborgene Tiefen klingen . . .

In den Erzählungen über die alkoholischen Ausschweifungen wurde neuerdings auch Heinz Arius' Name genannt. Seine Saalgenossen berichteten, daß er jeden Abend bis Mitternacht aufbleibe, ununterbrochen rauche und starken Kaffee und Schnaps trinke; auch vergaß man nicht hinzuzufügen,

daß er sich zu diesen Genüssen noch den kleinen Gomoll einlade. Robert Gomoll war ein junger Kriegsfreiwilliger mit einem zarten, sehr hübschen Mädchengesicht.

Eines Abends suchte ich Heinz Arius auf seinem Platze im Saale auf. Ich fand alles so, wie mir erzählt worden war. Er saß da in Gesellschaft des kleinen Gomoll, rauchte und trank. Auf dem Tisch war eine wüste Unordnung: Da standen Gläser und Tassen und ein Petroleumkocher, lagen Zigaretten, Bücher, Hefte, eine Pfeife, ein Federhalter und ein Bleistift.

„Lupus in fabula," sagte Gomoll, als ich herantrat, „wir haben eben von Ihnen gesprochen."

Er sah mich eindringlich an und lächelte. Er erhob sich und bot mir seinen Platz an. Er sei müde und werde sich hinlegen.

„Bitte, nehmen Sie Platz," sagte Arius. „Ich freue mich, daß Sie gekommen sind."

Er sagte es mit tiefem Ernst und sarkastischem Unterton. Seine Stimme und der Ausdruck seiner Augen zeugten von beginnender Trunkenheit. Er spülte ein Teeglas aus, füllte es mit Schnaps und schob es mir zu. Wir stießen an und tranken. Mir war nicht wohl zumute. Arius' ein wenig verwahrlostes Aussehen war besorgniserregend. Unter der hohen, blassen Stirn flackerten unstet die Augen und schleuderten von Zeit zu Zeit heimlich boshafte Blicke nach mir.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind," wiederholte er nach einer Pause. „Sie kommen ja so selten zu mir. Ich gebe zu, daß ich kein lustiger Gesellschafter bin. Aber heute werde ich etwas gesprächiger sein. Wie Sie sehen, habe ich getrunken und damit einige Hemmungen, einige Scham und Feigheit weggespült."

Er bot mir Zigaretten an, er selbst stopfte sich eine Pfeife. Bei dem Suchen nach Streichhölzern mochte ihm die Unordnung auf dem Tisch aufgefallen sein, er ordnete die Gegenstände, die Bücher nahm er ganz weg und legte sie in einen hölzernen Koffer, der unter dem Bett stand.

„Ich werde heute nicht mehr lesen," sagte er, „was sollen die Bücher da auf dem Tisch! Ich werde vielleicht überhaupt nicht mehr lesen. Bücher sind für mich eine widerliche Sache geworden, wie eine Speise, von der man zuviel gegessen hat. Welch eine maßlose Eitelkeit, welch eine üble Geschwätzigkeit und Selbstbespiegelung steckt doch in all diesen Büchern! Alle wollen über das Leben hinweglügen."

Die Lampen im Saale wurden nach und nach ausgelöscht. Die Gefangenen zogen sich aus, legten sich auf ihre Strohsäcke und lagen unter Decken oder Mänteln in plumpen und grotesken Umrissen. Der Ruf „Ruhe!" wurde mehrmals laut und brachte einige Schwätzer zum Schweigen. Bald war nur das regelmäßige Atmen der Schläfer zu hören, hier und da schnarchte jemand und schrie jemand angstvoll im Traume auf. Der ganze Saal war von dem dumpfen und schweren Schlaf gefangener Männer ausgefüllt wie von einer trüben und traurigen Flut.

Heinz Arius verhüllte seine Lampe mit einer Decke, so daß das Licht nicht mehr in den Saal fallen und die Schläfer stören konnte. Auch wir selbst saßen im Halbdunkel in einer Ecke des Saales, der von dem Atmen der Schlafenden seltsam belebt wurde. Arius begann halblaut weiterzusprechen, geradeaus in die Dunkelheit des Saales starrend. Von Zeit zu Zeit machte er eine Pause, trank mir zu und reichte mir Zigaretten und Streichhölzer.

„Morgen werden wohl wieder Beschwerden über mich einlaufen, daß ich die Nachtruhe gestört hätte, und der Saalälteste wird mich freundschaftlich zur Ordnung ermahnen. Aber wenn ich mich hinlege, kann ich doch nicht einschlafen, und das stundenlange Wachen im Dunkeln ist furchtbar, und wenn man endlich eingeschlafen ist, wird man von verzerrten und düsteren Träumen gequält. Das Unheil meines Lebens besteht darin, daß ich nichts vergessen kann. In meinem grausam treuen Gedächtnis liegen alle meine Erlebnisse von der frühesten Kindheit an und auf irgendein Stichwort hin marschieren sie in langen Kolonnen heran, um auf der Bühne meiner Vorstellung groteske, grauenhafte, lächerliche und peinliche Schauspiele darzubieten. Alle Beleidigungen und Verwundungen, alle Züchtigungen und Demütigungen durch Eltern und Lehrer, alle körperlichen und geistigen Mißerfolge und Niederlagen und vor allem die Verirrungen und Ängste auf sexuellem Gebiet, — alles das kommt in der Erinnerung wieder oder steht verzerrt in den Träumen auf . . . Im Felde habe ich einmal, nachdem ich drei Tage gehungert hatte, einem schlafenden Kameraden ein Stück Brot weggenommen. Dieser Bestohlene fiel noch an demselben Tage, so daß ich nicht mehr Gelegenheit hatte, meine Schuld zurückzuzahlen. Ich faßte das als eine deutliche Strafe des Schicksals auf, das mich dazu verdammte, meine Sünde ungesühnt mein Leben lang zu tragen. War das nicht eine Niedertracht ohnegleichen, dem Schlafenden sein letztes Stück Brot zu stehlen? Es ist wahr, ich war sehr hungrig, das Brot steckte verlockend zur Hälfte aus der Tasche heraus, — aber ich hätte eher ver-

hungern sollen. — Sehen Sie, das sind solche Dinge, die man nicht vergessen kann . . . Aber das ist es nicht, was ich Ihnen erzählen wollte. Ich wollte Ihnen etwas ganz anderes sagen, — etwas über Sie selbst! Über mich habe ich Ihnen schon vieles erzählt, zum Beispiel dies, daß ich den Zarathustra und das Stundenbuch im Tornister trug, als ich ins Feld ging, eine sehr bedenkliche Sache, nicht wahr, sozusagen mit lyrischer Rüstung in den Kampf zu ziehen! Anstatt die Konstruktion von Flugzeugen und Minenwerfern zu studieren, zerfloß ich in lyrischen Stimmungen. Der Krieg mag ja ein Unsinn und Wahnsinn sein, — Pflicht und Ehrensache eines jeden ist es aber, das unabwendbare Schicksal als ganzer Mann hinzunehmen und ja zu sagen zu allem, was es bringt, — auch zum Tode. Nicht als ob ich im üblichen Sinne feige gewesen wäre, — ich erfüllte meine Pflicht so weit, daß mir niemand einen Vorwurf machen konnte, — aber innerlich, da wehrte ich mich gegen den Krieg mit meinem ganzen Wesen, ich schloß die Sinne gegen alles, was der Krieg Schweres, Schrecliches und Häßliches brachte und hüllte mich in weichliche Träume wie in einen Nebel. Das war erbärmlich gehandelt! Ich bin von gestern und vorgestern und passe nicht in das Heute . . . Sie sind nicht viel anders, aber Sie tragen Ihr Schicksal, das Schicksal eines überkultivierten Spätlings, mit vollem Bewußtsein erhobenen Hauptes. Und darum habe ich Sie insgeheim beneidet und hätte Sie gern zum Freunde gehabt, um von Ihnen zu lernen, wie man die geistigen Güter, wie man Shakespeare, Beethoven und Rembrandt, alles das, was Ihnen und mir und wenigen andern das Wichtigste, Herrlichste und Wunderbarste auf der Erde ist, trotz allem höher schätzen kann als alle Börsen, Warenhäuser und Fabriken der Erde! Ich fühlte es deutlich, daß ich von Ihnen hätte lernen können, daß eine Sinfonie von Beethoven mehr wert ist als alle Maschinengewehre Europas und daß man darum nicht unglücklich darüber zu sein braucht, wenn man in das ‚eiserne‘ Zeitalter nicht hineinpaßt! — So, nun ist es heraus, nun habe ich es gesagt: ich wollte Sie zum Freunde haben, ich hatte keinen sehnlicheren Wunsch. Aber ich prallte an Ihnen ab wie an einer Eiswand, Sie waren kalt und glatt, sehr fern und vornehm. Das ist die Wahrheit über Sie, die ich Ihnen sagen wollte. Bitte, erwidern Sie nichts und bieten Sie mir um Himmels willen nicht jetzt noch Ihre Freundschaft an, ich brauche Sie nicht mehr. Ich habe alle meine Zweifel und Selbstvorwürfe und Ängste, mein ewiges Schwanken und Rückwärtsschielen überwunden. Ich habe das Gleichgewicht wiedererlangt. Auf welche Weise, das werde ich Ihnen nicht verraten. Das gehört nicht hierher, Sie würden es auch nicht verstehen. Es ist genug, daß Sie wissen, daß Sie nunmehr vor mir sicher sein werden. Wirklich, Sie können ganz beruhigt sein! Gute Nacht!“

*

Der östliche Teil des Lagers, dort, wo sich die langen, niedrigen Pferdeställe erstreckten, wo eine Reihe unvollendeter Neubauten von Baugerüsten, Bretterstapeln, Ziegelsteinen, Kies, Kalk und Hobelspänen umgeben waren, und wo sich die länglichen Hügel der unterirdischen Keller befanden, war im Sommer ein bevorzugter Aufenthaltsort aller Einsamen, aller derjenigen, die sich für einige Stunden am Tage von der Menge absondern wollten, um geistig zu arbeiten oder auch nur sich ungestörter Träumerei zu ergeben. Da sah man einige mit einem Buch oder Heft in der Hand zwischen den Pferdeställen auf und ab gehen; andere saßen im Schatten der Neubauten und lasen; wiederum andere lagen, nur mit einer Turnhose bekleidet, auf den Baugerüsten oder auf den Bretterstapeln in der grellen Sonne und ließen den Körper braun brennen; und wer vollkommen allein sein wollte, der ging die granitnen Stufen zu dem betonierten Vorraum eines Kellers hinab und konnte dort, auf der untersten Stufe sitzend, lesen oder schreiben, ohne von jemand gesehen werden zu können.

Am Tage nach meinem mitternächtigen Zusammensein mit Heinz Arius, bei dem er mir ‚die Wahrheit‘ über mich gesagt hatte, ging ich gegen Abend mehreremal rings um das Lager, an der Postenkette entlang. Einmal erblickte ich in der Ferne Heinz Arius, der mir entgegenkam, plötzlich aber — wohl weil er eine Begegnung mit mir vermeiden wollte — abbog und zwischen den Neubauten verschwand. Ich dehnte meinen Spaziergang länger als sonst aus, denn es war ein ungewöhnlich schöner Tag. Schon lange vor dem Untergang der Sonne begann sich der Himmel zu färben, als wenn er sich zu einer großen Feier schmücke. Über das ganze Firmament ergoß sich ein gelbliches Rosa von ergreifender Zartheit; dünn gespannte, schleierhafte Lämmerwolken glitten selig in unendlichen Höhen wie ockergelbe Wellen in einem blaßgrünen Meer. In dem Maße, wie die Sonne tiefer sank, verwandelte sich die Farbe der Wolken und des Himmels und glitt durch alle Töne von Gelb und Rot, von Orange und Violett. Als die

Sonne untergegangen und das trunkene Glühen der Lüfte erloschen war, leuchteten noch lange die Steppenberge im Südosten, die die höchsten im Umkreis waren; ein unsäglich zartes, duftiges Lila rann an ihren Abhängen herab wie ein glückliches Lächeln. Im Westen blieb über dem Horizont ein langer, schmaler, schwefelgelber Streifen zurück. Das Ganze war ein Schauspiel von einer unbeschreiblichen Erhabenheit, Feierlichkeit und Schönheit.

Ich unterbrach meine Wanderung, blieb im östlichen Teile des Lagers stehen und starrte lange in das Leuchten, Flammen und Verlöschen des Himmels hinein; ich war wie von einem Geheimnis und Wunder ergriffen; es war mir, als sollte mir etwas Gewaltiges und Wunderbares offenbart werden. Meine innere Erregung wurde noch dadurch verstärkt, daß von Osten ein Zug heranrollte, mit seinem tosenden Brausen die abendliche Stille erfüllte und Schwärme von Vorstellungen von der Welt „da draußen", von Europa und vom Kriege, Gedanken an die Heimat, Sehnsucht und Schmerz weckte.

Langsam sank die Dunkelheit auf die Steppe herab. Der Zug entschwand im Westen, das Lager der Gefangenen tauchte wieder in tiefe, grenzenlose Stille hinab.

Einige hundert Meter von mir entfernt stand noch jemand und blickte nach Westen, der Sonne und dem Zuge nach. Ich erkannte bald, daß es Heinz Arius war. Er stand auf einem der Kellerhügel, steil und unbeweglich, gleich einer Statue. Seine Gestalt zeichnete sich als scharfe Silhouette von dem blassen Abendhimmel ab, hoch hineingehoben in eine unendliche Einsamkeit. ‚Das ist der wahre Heinz Arius,' dachte ich, ‚von einer blassen Luft umhüllt, von einer tiefen Einsamkeit meilenweit umgeben wie von Eisregionen, die man nicht durchdringen kann!' Hatte auch ihn der Untergang der Sonne und das Donnergetöse des rollenden Zuges erschüttert und beglückt? Oder stand er da, um seine Heimatlosigkeit und Vereinzelung recht deutlich zu fühlen? Seine starre Unbeweglichkeit verriet es: er war allem weit entrückt und stand — von allem losgelöst — in einer uferlosen Leere.

Ich wurde plötzlich sehr traurig. Ein heftiges Weh durchschnitt meine Seele. ‚Jetzt, eben jetzt müßte man zu ihm hingehen,' sagte ich mir, ‚um ihn ins Leben zurückzurufen, aus dem er hinausgeirrt ist! Aber wie zu ihm gelangen! Wie die Eisregionen und Einsamkeiten durchwandern, von denen er meilenweit umschlossen ist!'

Ich setzte meinen Weg fort und kam in die Wärme und laute Beweglichkeit der westlichen Hälfte des Lagers. In großen Scharen gingen die Gefangenen vor den Kasernen auf und ab, sprachen und lachten; andere saßen auf den Stufen vor den Eingängen und sangen, von Gitarren begleitet, ihre alten heimatlichen Lieder, die lange verstummt gewesen waren, jetzt aber, da man an die nahe Heimkehr glaubte, wieder auflebten. Ein Bekannter sprach mich an und teilte mir die neuesten Zeitungsnachrichten mit: die Namen fast aller Länder der Erde schwirrten durcheinander, überall geschahen große Dinge, Deutschland plante anscheinend nichts geringeres, als vom Lande und von der See aus das ganze Baltikum samt Petersburg zu besetzen; und wenn das geschehen sein würde, meinte mein Berichterstatter, wer sollte dann den deutschen Kaiser hindern, gleich Napoleon in Moskau einzuziehen? Ach, es öffneten sich schwindelerregende Perspektiven, und wir fieberten dem Tag der Heimkehr entgegen, um an dem brausenden Geschehen teilnehmen zu können!

Plötzlich tauchte in meinem Geiste aus der Flut der durch die Zeitung verursachten Weltbilder und Phantasien die Gestalt des Einsamen auf dem Kellerhügel empor; ich verabschiedete mich schnell und ging noch einmal den Kreis an der Postenkette entlang bis in die Gegend der Pferdeställe, Neubauten und Keller. Ich ging auf denselben Hügel hinauf, auf dem vorher Heinz Arius gestanden hatte und blickte rings um mich, aber es war niemand zu sehen.

Nach einer Weile hörte ich einige seltsame, unterirdische Laute, die halb wie ein Seufzen, halb wie ein leises Lachen klangen. Ich ging zu dem Vorraum des Kellers hinab. Im Halbdunkel stand dort Heinz Arius. Mit dem Rücken gegen die eiserne Tür gestemmt, hielt er beide Arme, mit den Handflächen nach oben vor sich ausgestreckt und sah mit einem blöden, kindlichen Lächeln zu, wie das Blut aus den Handgelenken herausquoll. Zu seinen Füßen lag ein Rasiermesser.

Als er mich erblickte, veränderte sich plötzlich der Ausdruck seines Gesichts: das einfältige Lächeln verschwand, der Mund verzerrte sich, die Augen öffneten sich weit und starten mich voll Haß und Anklage an. Diese Augen eines Sterbenden, der schon begriffen hatte, daß er sterben würde und der durch die Gegenwart eines Lebenden sich gepeinigt fühlte, umklammerten mein Herz wie mit eiskalten Krallen und schüttelten es. Ich zitterte wie im Fieber. Ich rief ihn an und stammelte einige hilflose Worte. Er erwiderte keinen Laut, sondern fuhr fort, mich mit seinen wahnsinnigen Augen unentwegt

anzustarren. Ich zerriß ein Taschentuch und umschnürte seine Unterarme. Er setzte mir keinen Widerstand entgegen, — auch dann nicht, als ich ihn umklammerte und ihn, halb tragend, halb schleppend, aus dem Keller herausbrachte und in unser Spital führte.

In meiner Seele war ein furchtbares Chaos von Mitleid, Grauen, Reue, Verwunderung und Angst. Eine alte Gedankenreihe ging mir durch den Sinn: ‚Man soll sich niemand aufdrängen . . . Man soll sich nicht in fremdes Schicksal mischen . . . Man soll warten, bis Menschen und Dinge von selbst kommen, jedes zu seiner und zu deiner Stunde . . . Man soll die Geschehnisse reifen lassen . . .‘

War das die Frucht, die ich reifen ließ, die ich jetzt in meinen Armen trug und unter der ich körperlich und seelisch fast zusammenbrach? Ich fühlte, daß ich diese Last von nun an immer werde tragen müssen, denn der Sterbende, den ich als Lebenden nicht in den Kreis meines Lebens hineinlassen wollte, glitt jetzt, stumm und dunkel wie ein Schatten, in mein Schicksal hinein.

Im Spital übergab ich Heinz Arius den Ärzten. Er starb noch in derselben Nacht.

Gedichte

Abend im Rauhreif. Von Arend Dreesen

Erde und die Bäume weiß bereift,
Schlittenpferde weiß bemähnt, beschweift;
Pudelhafte Kutscher, weiß behaart,
Hocken da mit eisbezapftem Bart.

Der Laternenschein schwimmt gelblichrot,
Alle Laute drückt der Nebel tot;
Nur das Schellenrütteln packt er nicht,
Das dem Pferdgetrabe Wege bricht.

Und der Nebel hängt am Schlittenrumpf,
Hufe, Kufen rumpeln, plumpen dumpf
Durch den plustrig losen Knirscheschnee —
Knabbernd kneift der Frost die Ohren weh.

Auf der Straße tappt ein Eisbär her?
An den Häuserecken schnüffelt er,
Schüttelt sich, stäubt Glitzerstaub empor…
Trottet hundeschwarz durchs Nebeltor.

Verschneite Landschaft. Von Berend de Vries

Im Froste kracht der Schnee um meinen Fuß:
Marsch-Winterwanderung auf hohem Deich.

Vermummt in Weiß, dampft meilenfern die Stadt.
Grauweiß getigert droht das wüste Watt;
Tauchentenscharen, schriller Möwengruß.
Fern überm Meere blinkt die Düne bleich . . .

O Wintermeer! Den grauen Bogen spannt
Die Wikingbraue deiner Einsamkeit.
Rot glüht und froh mein Herz vor Seligkeit,
Da deine starre Wildheit mich bedrängt . . .
Ein Sonnenblitz: Schnee blüht auf Baum und Strauch.
Braumer auf allen Höfen steigt der Rauch.
Neuschneegeglitzer auf dem Marschgefild.
Aufblendend gleißt des Meeres Silberschild . . .
Ich geh' im Schnee hier an der Erde Rand,
Ein Wanderer in wachem, weißem Traum.
Ich fühl' es tief: Gott ist im Winterbaum,
In jedem Aug', das Meer und Land umfängt.

Was ist Negermusik?

Von Wolfgang Weber

Mit 7 Zeichnungen von Prof. M. Malitz

Um es gleich vorwegzunehmen: mit den Klängen der Jazzband hat Negermusik nicht das mindeste zu tun. Jazz ist eine Summe geschickt verwendeter Einfälle, auf dem Broadway, in der Untergrundbahn Chicagos oder bestenfalls auf Cuba von amerikanischen Mischnegern erfunden und von geschickten Machern für die Halls internationaler Hotels zurechtgestutzt, ohne den entferntesten Zusammenhang mit Afrika.

Nein, Negermusik, wirklich zentralafrikanische Negermusik ist etwas ganz anderes! Sie beruht auf denselben Gesetzen wie unsere Musik; sie ist musikalische Urform. Sehr wahrscheinlich, daß ihre einfachen, aber für unser europäisches Ohr durchaus schönen Melismen und die fesselnden rhythmischen Ideen für unsere Musik eine ähnliche Bedeutung gewinnen werden wie die Negerplastik für die bildende Kunst.

Heute hat man von afrikanischer Musik freilich andere Vorstellungen, aus rein technischen Gründen.

Eine Negerplastik, eine Tanztrommel kann man einpacken und mitnehmen, aber nicht die Musik dazu. Man war lange Zeit auf das Gehör der Reisenden angewiesen. Aber der bedeutendste Wissenschaftler und kühnste Forscher ist nicht immer musikalisch. Schweinfurth hatte beispielsweise einmal eine Melodie im Sudan gehört, vermochte sie jedoch nicht zu Papier zu bringen und summte sie daher monatelang während des Marsches vor sich hin. Als er zu Hause ankam, war ein waschechtes preußisches Soldatenlied daraus geworden! Heute hat man den Phonographen, der in vielen Fällen die Aufzeichnungen der Musik nach dem Gehör erübrigt. Aber was für Schwierigkeiten sind zu überwinden, bis der Schwarze so in den Trichter hineinsingt, wie er es ungezwungen und ohne die Nähe eines Europäers tun würde! Der Verfasser dieser Zeilen, der eine Reise ausschließlich der Erforschung der Eingeborenenmusik widmete, weiß davon zu erzählen. Hat man den Sänger glücklich vor den Trichter gepflanzt, so ist er plötzlich stumm wie ein Fisch, selbst wenn er vorher nach Negerart stunden- und tagelang die augenblicklich beliebtesten Lieder vor sich her trällerte. Zwingt man ihn mit Gewalt zum Singen, so wird er schließlich zitternd einige zaghafte Töne von sich geben, die mit den heimatlichen Gesängen nicht die entfernteste Verwandtschaft zeigen. Gewinnt er aber durch Geduld und einige psychologische Kniffe die Unbefangenheit wieder, so wird seine Natürlichkeit zum Verhängnis: er unterstreicht jedes Wort mit den wildesten Gesten, wirft Arme und Beine ekstatisch um sich und muß schließlich von zwei Mann vor dem Trichter festgehalten werden.



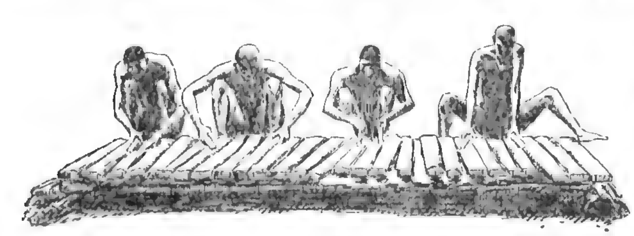
Harfenspieler

Aber all diese Mühen werden schon durch das Entzücken der Schwarzen belohnt, die wahre Freudentänze aufführen, wenn sie den Apparat später die vorher hineingesungenen Worte wieder herausgeben hören. Sie können nicht glauben, daß der Phonograph nur ein einfaches Uhrwerk aus totem Metall sei. In mehreren Fällen verabschiedeten sie sich von ihm, streichelten den Aluminiumtrichter mit den Händen und verbeugten sich vor ihm mit den Worten: „Leb' wohl, meine Stimme!"

Ist der Neger überhaupt musikalisch? Wenn man Musizierfreudigkeit mit Musikalität gleichstellt, so steht der bodenständige Bantuneger an erster Stelle auf der Erde. Kein Weg, den er nicht durch das Spielen auf der Klimper verkürzt, keine Arbeit, deren Handgriffe er nicht durch den Rhythmus eines Liedes belebt. Undenkbar, daß bei den abendlichen Zusammenkünften der Neger vor den Hütten nur einen Augenblick die „Ngoma" schweigt. Nicht zu reden von den feierlichen Veranstaltungen. Ein Fest ohne



Tikarspielmann aus Nordkamerun



Xylophon bei einer Totenfeier in Bambulue

„Kjorale!
Kilomea ist ein Löwe, er brüllt wie ein Löwe.
Ndorere ist eine Löwin, sie brüllt wie eine Löwin.
Mlana ist ein Löwe, er brüllt wie ein Löwe.
Die Mutter ist eine Löwin, sie brüllt wie eine Löwin.
Unser Häuptling ist ein Löwe, er brüllt wie ein Löwe.
Kjorale!"

das Aneinanderklingen zahlloser metallener Gegenstände, ohne den jauchzenden Gesang der Tänzer, ein Fest, das nicht getragen wird von dem eisernen Rhythmus der Pauken und dessen Stimmung nicht in dem an Indianergeheul erinnernden Diskant der begeisterten Frauen seinen Ausdruck findet — das ist eben kein Fest.

Aber glauben wir nicht, daß die ganze Negermusik aus dem verzückten Tohuwabohu ausgelassener Festlichkeiten besteht. Wir finden Lieder in unserem Sinne, kleine versonnene Wiegenlieder oder zierliche Spottlieder, die meistens improvisiert und auch musikalisch mit immer neuen Einfällen erfüllt werden. Denn die mythenbildende Kraft dieser Völker ist noch ungebrochen. Die Sage des Keuchhustengespenstes wanderte von Dorf zu Dorf, die erste Begegnung mit einer Taschenuhr fand ihren Ausdruck in einem Lied, das ihr Ticken mit den Schlägen des menschlichen Herzens vergleicht. Meine Schreibmaschine galt als Musikinstrument, nach deren Klappern man tanzte, um sich bei dem Klingelzeichen am Ende in einem gewaltigen Luftsprung zu versuchen.

Ein anderer Fall: Hat da z. B. ein Europäer das Pech gehabt, bei der Antilopenjagd daneben zu schießen und einen Felsblock zu treffen. Eine halbe Stunde später beim Lagerfeuer singen die Schwarzen mit aufreizendem Grinsen ein neu erfundenes Spottlied:

„Der Herr schießt Steine —!
Kommt,
Das Fleisch ist bereit!"

Bei einer Einladung zu einem Trinkgelage mit nachfolgendem Schmause werden die Gastgeber von den Gästen auf folgende Weise gepriesen:

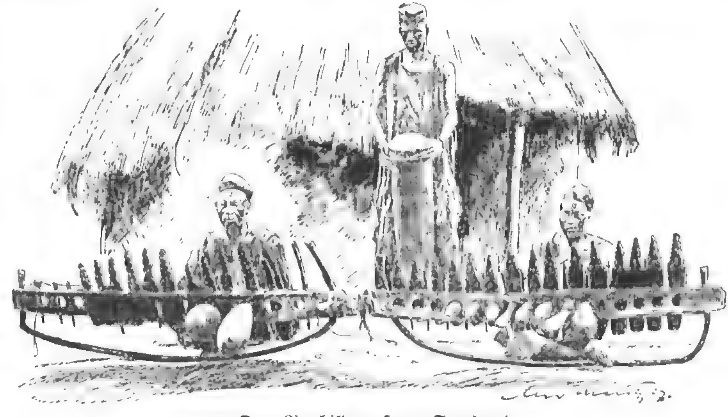
Unwesentlich hinzuzufügen, daß in diese Hymne nur solche Familienangehörigen des Wirtes aufgenommen werden, die sich durch reichliches Einschenken angenehm bemerkbar machen.

Die meisten der Lieder singt ein Vorsänger, dessen Melodie der Chor refrainartig wiederholt. Für das europäische Ohr klingen diese Melismen ausgesprochen schön, während beispielsweise die arabische Musik stets fremd, die chinesische unerträglich erscheint. Es ist eine Kleinigkeit, sie in unserer Notenschrift wiederzugeben, und wir begegnen auch allen Grundgesetzen unserer eigenen Musik, auf ihre Urform zurückgeführt. Da gibt es zwei-, vier- und achttaktige Perioden, Fortschreiten in Ganztönen, Melodiespitzen, Leittöne und einen ausgesprochenen Sinn für Tonalität. Das Auffallende an dieser Musik ist das Nebeneinander des Primitiven und des Komplizierten. Freiheiten, die sich die europäische Musik in jahrhundertelanger Entwicklung errungen hat, sind in Afrika unmittelbar der Urform entwachsen. Die logische Einschaltung von unregelmäßigen Taktteilen bei den Negern haben wir durch Neger, die frei schwebenden Rhythmen durch Schreker kennengelernt. Chromatik und Vierteltöne sind für den Schwarzen nichts anderes als Übergänge innerhalb der sonst streng eingehaltenen Tonstufen, zwischen denen es un-



Daggera-Knaben in Ostafrika
(Jeder von ihnen pfeift nur einen bestimmten Ton)

endlich viele Variationen gibt. Die beliebten Glissandi über mehrere Töne hinweg, die Vibrati und die seltsamen Modulationen des Stimmklanges beweisen das Fehlen jeder Grenze zwischen Gesang und Sprechvortrag, dem auf der anderen Seite eine starre Gesetzmäßigkeit gegenübersteht. Formal finden sich die gleichen Gegensätze. Neben kurzen Melismen aus drei Tönen steht der vollendete Liedsatz aus zwei achttaktigen Perioden und einer Coda.



Das Vorbild unserer Jazzband
Westafrikanische Kapelle mit Xylophon und Handtrommel

Das sind allerdings Ausnahmen. Die meisten Lieder sind so kurz, daß sie immerzu wiederholt werden müssen. Aber gerade in dieser Wiederholung liegt das Geheimnis einer unerhörten Stimmung, die das flackernde Herdfeuer und die sich langsam im Rhythmus bewegenden Körper unterstützen: Denn Tanz und Musik sind untrennbare Gefährten. Dabei begleitet sich der tanzende Sänger sogar noch selbst auf seinem umgehängten Musikinstrument. Soweit man überhaupt von einer Begleitung sprechen kann, denn in sehr vielen Fällen ist nicht der Gesang, sondern das Spiel des Instruments die Hauptsache.

Unbeschreiblich ist die Beliebtheit dieser Musikinstrumente. Es gibt wenige Augenblicke im Leben eines Schwarzen, wo er seine Klimper nicht wenigstens bei der Hand hat. Er spielt darauf, ohne sich beim Handwerk, bei der Unterhaltung oder beim Kauen stören zu lassen. Am verbreitetsten ist die kleine Marimba, die auch Sansa genannt wird. Sie besteht aus einem ausgehöhlten Kürbis, der als Resonanzboden dient und an dem man Brettchen mit Holz- oder Eisenzinken angebracht hat, welche man mit dem Daumen zupft. Sie klingen reizend, diese zierlichen, stumpfgläsernen Töne, und ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß sie, einmal eingeführt, in Europa als Kinderspielinstrument sehr beliebt würden. Jedenfalls ist ihre Wirkung bedeutend harmloser als die der blechernen Kindertrompete.

Sehr lehrreich sind auch die Formen der afrikanischen Saiteninstrumente, die gleichfalls die unseren in der Urform zeigen. Der Anfang der Geige war der Bogen, der ganz gewöhnliche Schießbogen, von dem irgendein findiger Kopf einmal gemerkt hatte, daß seine Sehne beim Anschlagen einen Ton von sich gab. Dann kam man dahinter, daß sich durch Verkürzen dieser Sehne verschiedene Tonstufen herstellen ließen, und so war im Handumdrehen der Musikbogen in seiner bescheidensten Form, geschaffen. Die Saite wurde zunächst noch ohne Bogen, nur durch Anschlagen mit einem Stäbchen oder Zupfen mit dem Zeigefinger, in Schwingung versetzt. Aber mit so einem einfachen Instrument kann uns der schwarze Virtuose ganze Schlachten beschreiben, wenn er zu seinen Klimpertönen auch noch seine mimischen Künste spielen läßt.

Diese Instrumente sieht man in jedem Museum. Was man dort aber nicht findet, ist ihre Stimmung, und um diese festzustellen, habe ich in Afrika Hunderte von Instrumenten in die Hand genommen und geprüft. Das Ergebnis war mehr als merkwürdig. Die Löcher der Flöten richten sich nicht nach musikalischen Gesichtspunkten, sondern nach den Bambusknoten, und der Wert, den man auf die Stimmung der Leier, des Musikbogens, der Sansa legte, war überall gleich null. Einmal fand ich eine wunderschöne Skala in Ganztönen, dann wieder wechselten hohe und tiefe Töne ab, oder neben einigen gleichgestimmten Saiten waren plötzlich andere eine Oktave oder eine Dezime höher gestimmt. Alle aber waren verschieden. Diese Feststellung brachte mich in Verzweiflung. Ich suchte mir bei den Wanyamwesi die musikalischsten Burschen heraus, stimmte bei jedem die Saiten seines Instrumentes locker und veranlaßte sie, getrennt voneinander, es neu zu stimmen. Man dachte gar nicht daran, sie wieder in



Südafrikanisches Monochord

den gleichen Zustand zu bringen wie vorher, sondern spielte auf den ganz anders gestimmten Instrumenten seelenruhig weiter.

Und nun kommt das Merkwürdige: der Neger hat für diese ganz verschiedenartig klingenden Instrumente feststehende und überlieferte Musikstücke. Will man sie notieren, so kann man nicht das Stück, wie es klingt, aufschreiben, sondern müßte eigentlich den Griff, wie es gespielt wird, notieren: Denn auf fünfzig verschiedenen Instrumenten gespielt klingt das Stück fünfzigmal anders. Der Schwarze selbst sagt so: „Ich spiele das Krokodilstück, das der Häuptling X uns vorgespielt hat." Ich gehe zum Nachbar, der mir dasselbe Stück vorspielt, mit denselben Griffen und einem ganz anderen Klang. Ich versuche vergebens, ihn zu überzeugen, daß er ja jetzt ein ganz anderes Stück spielt als sein Nachbar kurz vorher. Er schüttelt den Kopf und sagt:

„Das ist doch ganz dasselbe Stück, ob die Töne auch so klingen oder so!"

Am mangelnden Gehör kann das nicht liegen, das beweisen die feststehenden überlieferten Lieder und Gesänge. Mir scheint eher, daß bei der urtümlichsten afrikanischen Instrumentalmusik der reine Spieltrieb an und für sich, das Greifen, die Betätigung der Finger das erste ist, während die dadurch hervorgerufene Musik erst in zweiter Linie kommt und ein veränderter Klang deshalb weiter keine große Bedeutung hat. Jedenfalls ist das Ganze physiologisch und psychologisch ein ungelöstes Rätsel.

Fast hätten wir das wichtigste afrikanische Instrument vergessen, die Pauke. Ich sage das wichtigste, weil es dem Geiste dient, der mit dem Neger am innigsten verknüpft ist, dem Rhythmus. Daß man viele Saiteninstrumente häufig mit einem Stäbchen anschlägt und dadurch mehr oder weniger als Schlaginstrument behandelt, das mag schon einen Begriff der Vorliebe des Negers für alles das geben, womit er seiner rhythmischen Gestaltungsfreude Ausdruck verleihen kann. Die Pauke ist sein Lieblingsinstrument. Keine musikalische Veranstaltung, der sie nicht durch ihre ununterbrochenen gleichmäßigen Schläge den rhythmischen Rückhalt gäbe. Ihre Verwendung erinnert dann an die nicht gerade abwechslungsreiche Verwendung der großen Trommel bei unserer Militärmusik mit dem Unterschied, daß der Klang der Pauke bei dem Neger ganz und gar vorherrscht. Andere Instrumente, Gesang und selbst das Xylophon treten hinter diesen Klängen vollkommen zurück. Wie aufreizend die ununterbrochen gleichmäßigen Schläge wirken, das kennt man aus der Jazzmusik; und diese Verwendung der Pauke ist vielleicht das einzige, was der amerikanische Jazzneger aus seiner afrikanischen Heimat mit übernommen hat. Ihr Anschlag erfolgt meist mit dem flachen Handteller, während das Instrument selbst, ein mit Kalbfell überzogener Baumstamm, nicht selten trotz seines Gewichtes umgehängt und zwischen die Beine genommen wird. Der Neger kann es nun einmal nicht lassen, sich beim Tanzen selbst zu begleiten.

Aus den phonographischen Aufnahmen, die man im Laufe der Zeit gesammelt hat, hat sich das „Museum der Töne" gebildet — das Psychologische Institut der Universität Berlin. Es enthält zehnmal soviel Aufnahmen wie die Museen der ganzen übrigen Welt zusammen und ist das Lebenswerk des Professors E. v. Hornbostel. Hoffen wir, daß sich genügend Mitarbeiter finden, dieses noch unbekannte Gebiet der Allgemeinheit zu erschließen, ehe es zu spät ist. Auch die Negermusik, dieses jüngste Kind der Forschung, wird in den meisten Gegenden nur noch einige Jahrzehnte Bestand haben. Heute noch hat sich die unerhörte Natürlichkeit erhalten; heute noch können wir uns von einem unverbrauchten, von echten, originellen Ideen übersprudelnden Afrika den Weg zur Ursprünglichkeit zurückführen lassen. Wo aber einmal die Marseillaise oder die englische Nationalhymne ihre Marschrhythmen verbreitet haben, da ist es für alle Zeiten aus mit einer unberührten und unbeeinflußten Musik der Eingeborenen — und nicht nur mit ihrer Musik!



Tikarspielmann aus Nordkamerun

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Hermann Sudermann: Die Frau des Steffen Tromholt (Stuttgart 1927, J. G. Cotta Nachfl.) — **Josef Ponten: Die letzte Reise** (Lübeck 1927, Otto Quitzow) — **Leonhard Frank: Das Ochsenfurter Männerquartett** (Leipzig 1927, Insel-Verlag) — **Dora-Eleonore Behrend: Das Haus Tartinen und sein Ende** (Berlin 1927, Brunnen-Verlag) — **Robert Neumann: Die Pest von Lianora** (Stuttgart 1927, Engelhorn Nachf.)

Als Hermann Sudermann am letzten Septembertage die vom Psalmisten als erste Lebensgrenze notierten Siebenzig erreichte, ging ein segnendes Säuseln durch den Blätterwald, und manchen Kritikus gab es, der überprüfte öffentlich sein Urteil über den Dichter und zeigte Merkmale der verschämten Absicht, ihm die Striemen mit sanfter Hand zu salben, die er ihm jahrzehntelang geschlagen. Wir haben an dieser Stelle eine solche Revision nicht nötig, der Erzähler Sudermann war immer unanfechtbarer als der Dramatiker, und wenn ich hier den Verfasser der Litauischen Geschichten und des Bilderbuchs seiner Jugend als „einen der besten Erzähler unserer Zeit" bezeichnete, so rechtfertigt der Dichter dies Urteil vollkommen in seinem neuen Roman **Die Frau des Steffen Tromholt**. Um es gleich herauszusagen, es ist Sudermanns schönstes, echtestes, tiefstes Werk, es ist ein menschliches Dokument von bleibendem Wert, eine Generalbeichte von Rousseauscher Offenheit, von Strindbergschem Bekennermut, nur daß die Schilderung der eigenen Person weniger vorsichtig und weniger wehleidig ist, als die des schwedischen Dichters.

Sudermanns Roman ist die Geschichte einer Ehe, seiner Ehe. Auch wer es vermeidet, im Privatleben eines Künstlers herumzuschnüffeln und mit gespitztem Ohr dem Klatsch alter Weiber beiderlei Geschlechts zu lauschen, merkt bald, daß die Ereignisse nur leicht verschleiert sind und den Anschein einer Selbstbiographie eigentlich nur dadurch verlieren, daß aus dem Dichter ein Maler geworden ist. So sind die äußeren Vorgänge maskiert, die seelischen offenbar nicht. Tromholt ist schon der berühmte Maler (lies Dichter), als er in dem bescheidenen Seebad die lichtblonde Frau kennenlernt, Witwe und Mutter von drei Kindern, aber sogleich schwärmerisch in ihn verliebt, wie ein Backfisch. Nein stärker, tiefer, — fürs Leben. Und auch er merkt bald, daß diese Frau ihm mehr bedeutet als die Dutzende von „Weibern", die in seinem Leben bisher eine beträchtliche Rolle gespielt haben, obwohl es zum Teil, wie Herr Naschke, der Kunsthändler und Manager Tromholts, sagen würde, „prima, prima" war. Was tun? Die Ehe ist Tromholt verhaßt, ein Hemmschuh, eine Sabotage für den Künstler. Liebhaberin? Unmöglich, schon der Kinder wegen. Sie finden einen seltsamen Mittelweg. Eine richtige Ehe, aber — auf ein Jahr. Wie aus diesem einen Jahr drei Jahrzehnte werden, das ist der Inhalt des neuen Sudermann.

Wie sagt Freund Naschke: „Nie hat Ihre Kunst einen höheren Marktwert erreicht. Eine neue Stimmung is 'reingekommen. Jemüt is 'reingekommen. Ein inneres Weh is 'reingekommen, das mit finfdausend Mark Zuschlag nich zu hoch taxiert wird." Aber Scherz und Naschke beiseite: Verklärt von Liebe, Dankbarkeit und aufrichtiger Verehrung ist das Bildnis dieser Frau, das Tromholt-Sudermann hier entwirft. Diese liebliche Blondine mit den etwas üppigen Formen und dem unwahrscheinlichen Wangenrot ist nichts weniger als ein „Hemmschuh" seiner Kunst. Vielmehr Schutzgeist, Förderer und Helfer. Selbst dichterisch begabt, versteht sie die Künstlerseele mit allen ihren Reizbarkeiten, Nöten und Kräften. Sie zieht sich bescheiden zurück, nicht nur wenn er schafft, auch wenn er sich nach alter Junggesellenart einmal wieder auslebt; sie lobt seine Bilder mit feinem Verständnis, sie hält ihm Ärger und unnötige Aufregungen fern, sie führt den Haushalt in mustergültiger Weise, und als die schwere Zeit kommt, da ihr Mann, ungerecht beurteilt, sich grollend zurückzieht, da ist sie ihm ein treuer Kamerad und Freund — immer gütig und die Liebe selbst, so, wie sie im Korintherbrief gezeichnet steht: „langmütig und freundlich ... sie suchet nicht das Ihre, sie lässet sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu ... sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles." Diese bescheidene Brigitte ist eine der köstlichsten Frauengestalten der deutschen Erzählungskunst geworden. Sudermann hat ihr einen Gedenkstein errichtet aere perennius.

Und hat sich selber dabei nicht geschont. Die Röcknitznatur, die in seinen Werken so oft nur die Maske wechselt, lugt auch hier unter dem Malerschopf hervor: ein unwiderstehlicher Schwerenöter bei den Weibern, ein wenig rücksichtslos und schnoddrig — alles gedämpft durch die geistige Kultur eines großen Talents und — warum hat man dies solange Sudermann nicht ge-

glaubt? — eines gütigen Herzens. Als Brigitte ihm ein Töchterchen schenkt, ist er so in „Wut über seine lächerliche Lage“, daß er der Hebamme am liebsten seinen Stock an den Kopf geworfen hätte — er übersieht ihre „gratulierende Hand“. Aber als er dann an das Bett der Wöchnerin tritt und sie ohne das „zünftige, müdselige Lächeln“ findet, vielmehr ganz ernst und mit einem ängstlichen Frageblick: ob ihm das Kind auch nicht zuviel, ob er nicht böse sein würde? — da kniet er denn doch, von Rührung überwältigt, neben dem Bette nieder und küßt die flügellahm hängende Hand.

Und so setzt der Dichter in diesem seltsamen Roman, gleichsam ganz nebenher, ohne es zu wollen, auch sich selber ein Denkmal, wie es für einen Mann, der nicht von Moral trieft, aber doch ein anständiger und im Grunde ein guter Kerl ist, kaum menschlich-schöner gedacht werden kann. Ganz ohne Pose, ohne Schminke und Beschönigung, in seiner Sünden Maienblüte und Herbstreife, aber umgewandelt der einen gegenüber, die als guter Engel in seinem Leben steht. Er wird ihr oft untreu, das weiß sie, und es war ja eigentlich so ausgemacht, daß die Ehe nur ein Jahr währen sollte, aber treu bleibt er ihr darum innerlich doch. Nur eine droht der Ehe ernstlich gefährlich zu werden, eine geheimnisvolle Schönheit aus fürstlichem Geblüt, aber sie stirbt bald, und ihre stolze, hochmütige Tochter setzt das sehr lückenhafte Verhältnis fort, bis auch sie ausscheidet. Diese Geschichte mutet etwas abenteuerlich und renommistisch an; ein bißchen aufgeplustert zeigt sich der Dichter manchmal auch bei der zu umständlichen Beschreibung seiner Wohnungseinrichtungen und seiner Feste, aber das ist menschlich bei jedem, der ein eigenes Heim und Sinn für behaglich-geschmackvolle Umgebung hat. Mitunter sind auch gerade diese Schilderungen besonders reizvoll, so die des Dresdener Heims. Über dreißig Jahre währt so eine der — trotz allem — glücklichsten Ehen, bis Brigitte eines Maimorgens sanft hinüberschläft. Tromholts Plan ist lange im voraus gefaßt. Er will ihr folgen. Der Revolver liegt bereit. Aber eine große Ausstellung seines Gesamtwerks gibt dem oft Verzweifelten und durch die Mißachtung jüngerer Generationen Verbitterten die Gewißheit seiner Bedeutung wieder, er sieht, daß kein Stillstand in ihm war und daß er daher noch nicht rasten darf, er erkennt, daß gerade Brigitte, die immer sein Segen und sein Stern war, ihn mit leiser Geisterstimme ins Leben zurückruft; sie ging durchs Leben immer als stille Siegerin und so siegt sie jetzt noch vom Grabe her über den Tod.

Sudermann hat hier sein feinstes und wahrstes Buch geschrieben. Rückhaltlose Aufrichtigkeit, die eigentliche Kraftspenderin und Erfolgverheißerin alles Schaffens, reißt den Leser mit und schenkt ihm ein Erlebnis. Die technische Umordnung des Wirklichen in das Geschaute ist dem alten Könner meisterhaft geglückt, und er darf, die Hand auf dies Buch gelegt, von sich sagen, was er seinen Tromholt auf der großen Ausstellung seiner Werke empfinden läßt: aus allem Zagen und aus allen Nöten bin ich vielleicht nur noch stärker hervorgegangen. —

Ein schmales Bändchen gegenüber dem Sudermannschen Koloß (von 652 Seiten) legt Josef Ponten unter der Aufschrift Die letzte Reise vor. Glücklicherweise nicht als seine eigene, denn er hat uns noch viel zu zeigen, zu geben, dieser Dichter, der mit Zarathustra von sich sagen kann: „Ein Wanderer bin ich und ein Bergsteiger, ich liebe die Ebenen nicht, und es scheint, ich kann nicht lange still sitzen.“ Ein ehemüdes, lebensmüdes Paar beschließt, eine letzte gemeinsame Reise zu machen und dann freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Aber in der weiten, frischen Alpenwelt verfliegt diese angekränkelte Schwermut mehr und mehr. Eine Überraschung für beide ist schon auf der Mitte der Wanderung ein Erlebnis am Rhonegletscher. Sie haben sich beide auf das blaue Eis hinausgewagt, wo rechts und links neben dem schmalen Stege kalte, nasse Schluchten eisig ausatmen: „Hermegild“ (so heißt der Mann), „spähte krumm in schauernder Neugier hinein; plötzlich und heftig, mit dem einen Bein, auf dem er lastete, sank er ein: er sank nur mit dem einen Fuße ein durch die Schneekruste und tauchte nur schuhtief ins Schmelzwasser darunter, aber der jähe Schreck und die Eiseskälte in seinem wasservollen Schuh erschütterte ihn aufs tiefste, er hätte sich nicht fürchterlicher entsetzen können, wenn er in den Spalt abgefahren wäre, er stürzte bleich und blau wie das Eis Rosa in die Arme, die zur Hilfe herangesprungen war, und er flüsterte: ‚Nicht sterben‘“ . . .

Einige Tage später kommt der Mann zu der Erkenntnis: „Wir gehören in unser Land heim. Man setzt sich nicht ungestraft abseits von den Menschen seiner Sprache und Art.“ Natürlich ist dieser Umschwung von einem Dichter wie Ponten hinreichend erklärt, versteht er sich doch auf Landschaftspsychologie nicht minder gut, als auf Landschaftsphysiognomie —: in packenden und schönen Schilderungen der Alpenwelt gibt er davon Zeugnis. Die Berge werden zu Trägern der Handlung, im Schweigen wächst die Geschichte auf. Leider nicht immer; belehrende Zwiegespräche schlängeln sich in Bandwurmsätzen dazwischen, nur selten zum Vorteil der Erzählung, die im übrigen die gesunde Laune und die frohe Fernsicht des Alpenwanderers auch auf den Leser überträgt. „Die letzte Reise“ und „Der Gletscher“ Pontens sind als geistiger Proviant für den Rucksack zu einer Bergpartie angelegentlichst zu empfehlen. —

Der 1882 in Würzburg geborene Dichter Leonhard Frank hat in dreizehn

Jahren den Kreis durchlaufen, welcher die Entwicklung unserer literarischen Jugend umschreibt. Vor dem Kriege, 1914, hatte er seinen Erstlingsroman „Die Räuberbande“ verfaßt, der Hoffnungen auf einen begabten Erzähler erweckte; schon ein Jahr später wurde er von der politisch-sozialen Welle gefaßt, die ihn mit vielen seiner Altersgenossen von den Gestaden besinnlicher Dichtung hinausriß in die Brandung des Tages. Sein Buch „Die Ursache“ (1915) geht dem „ganzen stinkenden europäischen Moralgeschwür“ mit dem Messer zu Leibe, und die späteren Werke Franks steigern bis zu seinem „Bürger“ (1924) noch den Fanatismus des Aufrührers, Predigers, des Literaten, dem die Merkmale des Dichters gänzlich abhanden kommen. Jetzt kehrt er mit dem Roman Das Ochsenfurter Männerquartett zurück zu jenem Erstlingswerk, er schreibt dessen Fortsetzung. Zwar ist der Kreis der „Bande“, einer Schar Würzburger Lehrlinge, nicht mehr vollzählig, die in jungenhafter Räuber- und Mohikanerromantik sich zusammengefunden hatte, aber vier sind doch noch übrig geblieben, zu Männern gereift, von der Not der Zeit aufs ärgste gegerbt, und sie sammeln sich noch einmal, trübselig und verhungert, an jener Mauer des Festungsgrabens, wo sie damals ihre Räuberpläne schmiedeten. Auch diesmal wird ein Plan daraus, die alte Stätte und die alten Erinnerungen wecken bei den Kumpanen wieder die damalige Unternehmungslust. Als Mitglieder des Gesangvereins beschließen sie, ein Quartett zu bilden und öffentlich aufzutreten, um so wieder Geld in die Tasche zu bekommen. Aber zwischen diesem Plan und seiner Ausführung liegt eine ganze Romanlänge, und nur einen Abend erlebt der Leser schließlich, an dem das Quartett, just in Ochsenfurt, auf das Podium gelangt und immerhin einen Reingewinn von sechsunddreißig Mark für die Person einstreicht. Natürlich ist hier der Schluß nicht das Ziel des Romans. Das Ziel ist der Weg durch allerhand wunderliche Erlebnisse. Zunächst bringt der Mord an einem reichen Wucherer, zu dem einige Quartettmitglieder in Beziehung stehen, zwei von ihnen, dann sehr ernstlich einen, den Bäcker und Walfischwirt Oskar Benommen, in Verdacht und Untersuchungshaft. Die Verhöre ziehen sich durch eine erkleckliche Seitenzahl hin und geben dem Dichter Gelegenheit, die Gestalt des Untersuchungsrichters „Soso“ (damit pflegt er zunächst jede Antwort zu quittieren), mit satirischem Behagen und geschickter Strichelkunst zu skizzieren. Locker gefügte, oft gar nicht zusammenhängende Bilder wechseln wie im Kino ab. Eine Liebesgeschichte ist unorganisch hineingesetzt, die zum Gelungensten des Romans gehört, aber auch als Novelle für sich bestehen könnte. Der stete Wechsel ungewöhnlicher Personen und Ereignisse macht das Lesen des Romans keineswegs zu einem Genuß. Man muß manchmal zurückblättern, um den Faden der Geschehnisse unter allerhand epischem Gerümpel wieder hervorzusuchen. Und schließlich merkt man, daß es diesem Schifflein, mit dem die Wellen der Einfälle spielen, am nötigen Ballast fehlt, um ihm einen Kurs zu geben. Man merkt: Leonhard Frank hat, in dem Bestreben, wieder zur reinen Fabulierkunst zurückzukehren, zuerst einmal nach dem ihm bequemsten zur Hand liegenden Stoff gegriffen, dem er vor dreizehn Jahren erste Beachtung verdankte und der sich in der Tat noch ausbauen ließ, da die Hauptpersonen keineswegs dort abgewirtschaftet haben. Aber ihm fehlte die treibende Idee, das einheitliche Wollen. Wenn das Regieren ein Ende hat, muß schon etwas Bestandfähiges da sein, das dem Schaffen Schwere und Inhalt gibt. Nur dann ist auch eine straffe Komposition möglich. Dieser Roman gleicht einem Taubenschlag; ein fortwährendes Herein- und Herausflattern beunruhigt, man weiß nicht woher und wohin. Auch der Humor ist gequält. Wenn ein Quartettmitglied jedesmal mit „Also und,“ (Komma dahinter) oder „Also aber“ beginnt, so läßt man sich diesen dürftigen Scherz anfangs gefallen, durch das ganze Buch fortgesetzt ist er unerträglich, auch klingt das Lachen der Kumpane „Hohaho“ nicht gerade fröhlich.

Und trotzdem ist es ein erfreuliches Buch, weil hier ein begabter Schriftsteller vom Lärm und Zank der Partei, der Tendenz zurückzufinden sucht zur Dichtung. Er scheint zu erkennen, daß es im Leben ganz ohne Ausgleich, ganz ohne Verständigung nicht abgeht und daß seine einstige Formel: „Der Mensch ist gut“ sich in der Praxis als ein wenig schmal erweist. Einen Schweizer Anarchisten schildert Frank nicht gerade in rosigen Farben, wenn er sein Treiben auch mit der Jugend zu entschuldigen sucht, die eine „unstillbare Sehnsucht hat, der Nüchternheit des Daseins Farbe und Schimmer zu verleihen“ — „dieser unausrottbare Zug des menschlichen Herzens, der den Jüngling zu Taten treibt, die der Mann verwirft“.

Nach diesen Gesichtspunkten dürfen wir auf einen neuen Schaffensfrühling bei Frank hoffen, wenn sein Blick noch freier, gütiger, heiterer geworden ist und menschliche Probleme gefunden hat, um die es sich lohnt zu wirken und zu ringen. —

Daran fehlt es einer Erzählerin nicht, die mit einem Erstlingswerk hervortritt, das schon erstaunliche Sicherheit und Reife zeigt. Eine Ostpreußin, Dora-Eleonore Behrend, schildert in dem Roman Das Haus Tartinen und sein Ende das Blühen und Erlöschen eines Geschlechtes ihrer Heimat. Knapp und klar ist der Aufstieg der Familie geschildert: in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wandert Hesekiel Trautmann, „ein ganz kleiner Mann“, in Danzig ein, wird Kommis in

einem großen Getreidegeschäft Laporte, aber nur, um die nötigen Fachkenntnisse zu gewinnen und dann auf eigene Hand nach neuen Gesichtspunkten einen Getreidehandel anzufangen, der ihn in zwanzig Jahren zu einem schwerreichen Mann macht. Durch Verbindung mit jener alten Firma entsteht das Haus „Laporte, Trautmann & Söhne", das Otto Bernhard, der Sohn, schon erweitert. Von der beweglichen Habe des Kaufmanns drängt es ihn zur Ständigkeit, zum Wurzelschlagen im Lande, zur Einreihung in den angesehenen Stand der Großgrundbesitzer. So wächst das Geschlecht hervor aus einer Vereinigung kaufmännischen Patriziertums und ostpreußischen Landadels — das „von Trautmann" ist bald erreicht — aber das Streben der kernigen Familie geht über äußere Kultur hinweg zur inneren, geistigen. Diese Entwicklung, deren einzelne Phasen in einem kurzen Überblick sich nicht verfolgen lassen, macht den Inhalt des Romans aus; die Verfasserin versteht es, mit der Anschaulichkeit einer geborenen, unverbildeten Erzählerin das kaufmännische, das geistig-menschliche und „feudale" Stoffgebiet in gleicher Plastik, die das Wesentliche heraushebt, das Stimmunggebende in zarteren Linien zurückhält, zu schildern. Eine wahrhaft männliche Kraft geht von dieser Ostpreußin aus und hält bis zum Schluß durch. Fern von jener müden Schwere und Wehmut, in der Erzählungen vom Abblühen eines Geschlechts so oft ausklingen, wird hier gerade der letzte Sproß des Hauses, das „Häschen", eine köstbare Jungengestalt voll Trotz und Stolz, aber auch von selbstverständlicher Bravour, in besonders lichten Konturen gezeichnet. Sein Ende hält gleichen Schritt mit dem Ende des deutschen Glücks: er meldet sich 1916 als Siebzehnjähriger freiwillig zum Heeresdienst, aber bald nachdem er bei seinem Regiment eingetroffen ist, „steckte sich das Häschen am Fleckfieber an und war am neunten Tage tot". Mit dem Trost, daß nichts im Weltleben verloren geht, was echt und schön war, schließt das Buch.

Auf Einzelheiten des Ausdrucks sollte die Verfasserin mehr Sorgfalt verwenden. Worte wie „letzterer" oder auch „Niveau" vermeidet man heute und „er fuhr eigenhändig nach England" kann man nur in einer rein humoristischen Darstellung sagen. Freilich sind das Kleinigkeiten gegenüber den Vorzügen des Romans, seinem gesunden Wirklichkeitssinn, seiner schlichten Natürlichkeit und dem großen Weltverstehen, das ihn trägt. —

Ein neuer Neumann klopft an die Tür. Er heißt Robert mit Vornamen und ist nicht zu verwechseln mit Alfred, den sein „Teufel" (der, nebenbei gesagt, denn doch etwas überschätzt wird) berühmt gemacht hat. Die Neumanns scheinen eine begabte Familie zu sein, denn auch Robert Neumann, der schon durch gelungene Parodien auf sich aufmerksam gemacht hat, zeigt sich in seiner Erzählung Die Pest von Lianora als ein Epiker, dem es nicht an „Kraft und Stoff", also dem Wesentlichen aller Erscheinungsformen, fehlt. Erstaunlich, welche Fülle von Gestalten und Ereignissen er hier auf engen Boden bannt, befremdlich nur die wechselnde Stilart seines Vortrags. Fünf Tage lang glauben die Bewohner der Kleinstadt Lianora, die Pest sei in ihren Mauern ausgebrochen, und in einem wilden Taumel beginnt nun alles, von Lebensfurcht erlöst, von Todesfurcht gespornt, zu rasen. In Wahrheit hat der verbrecherische Gouverneur die Nachricht vom Ausbruch der Pest nur verbreitet, um eine Widerspenstige zu zähmen, eine schöne Witwe, nach der er lechzt, in seine Arme zu zwingen. Mit grausamem Spott und Untaten ohne Ende sind diese Tage gefüllt. Neumann versteht es, in einem wirbelnden Tempo diesen wilden Todestanz zu inszenieren und zu leiten, bis endlich das Schreckbild der Pest wie ein Schemen zerfließt. Aber vier Wochen später treibt die wirkliche Pest an Bord einer schwarzen Barkasse über Nacht an das Bollwerk und vernichtet grauenvoll die ganze Stadt. Neumann ist hier mehr Artist als Epiker. Er wirft, um Wirkungen zu erzielen, Farben und Bilder bunt durcheinander, er erzählt bald im Telegrammstil, bald im Ton alter Chroniken oder Volkssagen (besonders schön Seite 86 f.), und erinnert dann wieder an Meyrink oder an Heinrich Mann. Man versteht, wenn man dies spannende Buch gelesen hat, daß der Verfasser von „Mit fremden Federn" ein Meister der Parodie ist, wie wir ihn seit Fritz Mauthner nicht mehr gehabt haben.

Ein Denkmal der Freundschaft. Von Gustav Manz

In der ruhigen Lektüre einiger Wochen habe ich die zwei umfänglichen Bände des Briefwechsels von Klara Schumann und Johannes Brahms durchgelesen, welche, herausgegeben im Auftrage von Marie Schumann, Berthold Litzmann als letzte Arbeit seines fleißigen Gelehrten-Daseins uns hinterlassen hat. Der Verlag Breitkopf & Härtel in Leipzig hat mit dieser Veröffentlichung, die fast dreizehnhundert Seiten umfaßt, ein Werk herausgebracht, auf das jeder begierig sein mußte, dem einer der beiden Briefschreiber, der schaffende Künstler oder die nachschaffende Künstlerin, ans Herz gewachsen war. Denn es handelt sich hier ja um viel mehr als um einen Gedankenaustausch, dem wir neue Kenntnisse über die Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts entnehmen können! Dieses Buch hat größeren Wert und tiefere Bedeutung: es

ist das Denkmal einer mehr als vierzigjährigen Freundschaft zweier bedeutender Menschen, einer Freundschaft, die in ihren Anfängen geweiht war durch die gemeinsame Trauer um den großen Romantiker Robert Schumann.

Ehe ich in dem Buche zu lesen begann, gedachte ich der lebendigen Eindrücke, die ich selbst in jungen Jahren von diesen beiden starken und großen Persönlichkeiten hatte gewinnen können . . .

Wieder sah ich mich an schönen Sommerabenden (August 1887) im Garten des Hotels Freienhof in Thun sitzen; wieder hörte ich, wie Brahms von Schumanns Faustmusik bewundernd sprach. Und dann löste sich aus dem Schatten der Vergangenheit jener unvergeßliche Morgen, an welchem Johannes Brahms sein eben neugeschaffenes Doppelkonzert für Geige und Violoncell der Freundin durch das Badener Kurorchester zum erstenmal aus der Handschrift von Joachim und Hausmann vorspielen ließ!

Damals prägte sich mir das vornehme Profil der Künstlerin unauslöschbar ein, wie sie, ganz Hingebung und Aufmerksamkeit, der neuen Schöpfung lauschte, um dann in ihrer behutsamen Art der Bewunderung ein paar vorsichtige kritische Bedenken beizumischen. Und wieder, es war am 13. Januar 1889, sehe ich Klara Schumann vor mir, wie sie, die Siebzigjährige, die Versorgerin einer köpfereichen Familie von Kindern und Enkeln, mit der Zusammenraffung letzter Kräfte noch einmal in der Berliner Philharmonie Chopins F-Moll-Konzert spielt! Es war der letzte Abendglanz eines künstlerischen Sonnentages — in seiner fraulichen Eigenart so etwas ganz anderes, als das titanische Grollen, mit welchem ein paar Jahre darauf der Mann der Löwenpranke, Anton Rubinstein, sein letztes Konzert gab . . .

Wohl empfinde ich es als Gnade des Schicksals, daß mir zwischen den Lettern dieses Briefwechsels gleichsam sprechend die Gestalten auftauchen, wie ich sie in lebendigem Gedächtnis trage. Aber auch derjenige, für welchen Brahms nur in seinen Werken, Klara Schumann nur als eine geschichtliche Gestalt weiterlebt, sind diese zwei Bände von einer erstaunlichen Plastik des Ausdrucks. Denn von Anfang bis zu Ende, durch alle psychologischen Wandlungen hindurch, die sich aus dem Wechsel der Jahre ergeben, sind diese Briefe von einer köstlichen Unmittelbarkeit des Gefühls. Sie spricht sich bei dem weiblichen Teile immer ungehemmt aus, bei Brahms manchmal auch mit einer etwas bärenmäßigen Ungeschicklichkeit, die dann aber doch wieder in ernstesten Augenblicken abgelöst wird durch eine Zartheit des Empfindens, die etwas Rührendes hat.

Es ist durch die ganzen vier Jahrzehnte von besonderem Reiz, die scherzhaften und ernsthaften Plänkeleien zu beobachten, die sich aus den grundverschiedenen Naturen der beiden Briefschreiber ergeben. Brahms: nach kurzen Jahren des Kampfes bereits zu Ansehen und Wohlhabenheit gelangt, der behagliche Junggeselle, fröhlich zugewandt den Freuden dieses Daseins, ob sie sich nun verkörpern im italienischen Himmel, im guten Wein oder in hübschen jungen Mädchen; unbeschwert in seinen Handlungen und Entschlüssen, gerne herumreisend, um zwischen ernsten Konzerten froher Geselligkeit zu pflegen; bescheiden im Urteil über seine eigenen Werke; manchmal unwirsch und knurrig, im Wandel der Jahre sich herausentwickelnd aus dem Jugendverhältnis ritterlicher Verehrung in dasjenige eines brüderlichen Freundes, der sich auch etwas gehen läßt und schließlich sich der jüngeren Schumanngeneration gegenüber, namentlich den Töchtern Marie und Eugenie, als guter Onkel fühlt, — guter Onkel aber nicht nur in freundlichen Scherzen, sondern auch mit der hilfsbereiten Tat, so daß er einmal der in Familiensorgen fast zusammenbrechenden Freundin fünfzehntausend Mark zur Verfügung stellt.

Und nun dagegen Klara Schumann! Von dem Schmerzenstage an, als sie, eine siebenunddreißigjährige Frau mit sieben Kindern, nach dem Tode ihres Mannes vor der Aufgabe steht, den Lebensunterhalt zu beschaffen, jahrzehntelang umhergehetzt in Konzertreisen, allein neunzehnmal in England, wo sie zwar gute Freunde findet, aber immer den Tag der Rückkehr nach der deutschen Heimat ersehnt. Jahre hindurch bildet allein das von ihr käuflich erworbene Häuschen in Lichtental bei Baden-Baden den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Kummer läßt sie fast ersticken: ein Sohn stirbt an der Auszehrung und ein anderer an Morphiumsucht, ein dritter kommt in die Irrenanstalt; eine glücklich verheiratete Tochter sinkt vor der Zeit ins Grab. Dazu persönliches Mißgeschick grausamster Art in ihrem Künstlerberuf: abgesehen von Unglücksfällen mit Verletzung der Hand schwere rheumatische Anfälle, die sie oft monatelang an der Ausübung ihrer Kunst verhindern und starke Geldverluste nach sich ziehen, dann endlich noch ein heimtückisches Ohrenleiden, welches ihr zeitweise die schönste Musik nur falsch zu hören erlaubt, — alles in allem eine Frau, der es nicht gegeben ist, mit der männlichen Robustheit ihres Freundes sich gegen die Tücken des Objekts und die Miseren des Alltags zu wappnen.

Alles dieses tritt im brieflichen Austausch der Freunde lebendig zutage! So ist es begreiflich, daß bei aller inneren Verbundenheit einmal er sie, dann wieder sie ihn nicht versteht.

*

Man kannte dieses Auf und Nieder der Stimmungen bereits aus Klaras Tagebüchern und den im dritten Bande des Wer-

kes von Berthold Litzmann „Klara Schumann, ein Künstlerleben“ gebotenen Briefauszügen. Jetzt aber ist es zum erstenmal möglich, diese Freuden und Leiden, Beglückungen und Belastungsproben dieser Freundschaft in einer Gesamtschau zu überblicken.

Immer ist ein Überschuß an fraulicher Wärme in ihren Briefen, die sich nur schwer darein finden kann, daß die Naturen nun einmal verschieden sind. Aber es ist rührend zu sehen, daß sich Klara trotz allem niemals davon abhalten läßt, mütterlich für den etwas unbequemen Außenseiter zu sorgen. Sie legt ihm sein Geld an, das er sonst sorglos zwischen Notenpapieren herumliegen läßt; sie gibt ihm auch den Ratschlag, zu heiraten.

Als Brahms einmal wegen einer nicht erfolgten Berufung nach seiner Vaterstadt Hamburg schmerzlich berührt ist, schreibt er voll Bitterkeit: „Du hast an Deinem Mann erlebt und weißt es überhaupt, daß sie uns am liebsten ganz loslassen und allein in der leeren Weite herumfliegen lassen. Und doch möchte man gebunden sein und erwerben, was das Leben zum Leben macht, und ängstigt sich vor der Einsamkeit. Tätigkeit im regen Verein mit anderen und im lebendigen Verkehr, Familienglück, wer ist so wenig Mensch, daß er die Sehnsucht danach nicht empfindet?“ Worauf ihm Klara begütigend antwortet: „Du bist noch so jung, lieber Johannes, Du findest schon eine bleibende Stätte und ‚nimmt ein liebes Weib man sich, in jeder Stadt den Himmel man hat‘. Das sagte mein Mann so zart in den kleinen Gedichten, und gewiß findest Du Familienglück und Heimat — alles!“

Man weiß, daß Brahms ohne Frau und Kind aus der Welt gegangen ist. Wenn er nun alle Wärme, deren er fähig war, in verschwiegenen Wohltaten an Hilfsbedürftige, sowie in einem weit verzweigten Freundschaftsverkehr ausgeströmt hat, so bildete in diesen Bezirken seines seelischen Lebens Klara trotz allem, was gelegentlich ihr Verhältnis trübte, den unverrückbaren Mittelpunkt.

Freilich befand er, der bis zum letzten Lebensaugenblick schaffende Künstler, sich im Vorteil gegenüber der leidgeprüften Freundin. Was er tun konnte, um an ihrem Sorgenhimmel die Wolken zu verscheuchen, das tat er. Ganz abgesehen von manchen reizvollen Geburtstags- und Weihnachtsüberraschungen hielt er dauernd an dem Gebrauche fest, alles Neugeschaffene fast immer ihr zuerst in Handschrift zuzuschicken. Und gerade der selbst älter werdende Brahms findet immer wieder neue schalkhafte Begleitworte zu solchen Sendungen.

*

Man weiß nicht, wo anfangen und wo aufhören, wenn man es unternehmen wollte, alle menschlichen und künstlerischen Faktoren aufzudecken, aus deren Zusammenwirken sich die Dauerhaftigkeit dieses Freundschaftsbundes ergab. Nur ein einziges möchte ich noch herausgreifen.

Klaras persönliche Abneigung gegen Richard Wagner und ihre künstlerische Antipathie gegen alle „Zukunftsmusik“ und „Neutönerei“ ist bekannt und aus ihrem innersten Wesen, wie aus ihren persönlichen Erfahrungen begründet. Auch hier ist Brahms, namentlich in späteren Jahren — trotz seiner einstigen Teilnahme an der Erklärung von Joachim und Scholz gegen die Zukunftsmusik (im Jahre 1860) — der Zurückhaltendere. Er geht gelegentlich auf heftige Ausfälle Klaras ganz kurz, manchmal auch etwas ironisch ein. Gewiß hat er manche briefliche Äußerungen, die sie ihm gegenüber tat, mit innerem Vorbehalt entgegengenommen! So, wenn sie im März 1859 schreibt: „In Wien hörte ich einmal den Lohengrin und begreife gar zu gut, wie solche Oper die Menschen betört. Das Ganze ist voller Romantik und fesselnder Situationen, und zwar so, daß selbst der Musiker auf Augenblicke die greuliche Musik vergißt, obgleich mir Lohengrin im ganzen erträglicher ist als Tannhäuser, in dem er sich an Greueln erschöpft. In Prag erzählte man mir von der Musik zu Tristan und Isolde, — das soll womöglich noch schrecklicher sein als alles Frühere.“

Heute betrachtet man diese Zwiste und Meinungsverschiedenheiten, deren sachlicher Anlaß durch unnötige persönliche Reibung von beiden Seiten in einen unerquicklichen Dauerzustand umgewandelt wurde, mit größerer Ruhe. Man verzeiht Klara Schumann, — die es nie vergessen konnte, daß man von der anderen Seite „ihr Höchstes und Heiligstes“, ihren Robert, angetastet hatte, ihre Unerbittlichkeit, ja auch die Ungerechtigkeiten, zu denen sie sich in der Urteilsfällung hinreißen ließ. Schließlich sind solche Äußerungen ja auch nur wieder Kennzeichen einer starken Natur. Was man der schroffen Einseitigkeit eines Genius, wie Richard Wagner, nachsieht, das möge man auch einer kämpfenden Frau, wie Klara Schumann, moralisch verrechnen auf die positiven Vorzüge ihres Wesens.



Der Pferdehalter. Porzellan-Bildwerk von Prof. Joseph Wackerle

München: Nymphenburger Porzellan-Manufaktur

Illustrierte Rundschau

Josef Wackerles Porzellanplastiken — Velhagen & Klasings Almanach — Neue Öfen von Malve Unger — Friedrich Winckler-Tannenbergs „Puppenspieler“ — Arnulf de Bouchés „Frau Potiphar“ — Schmuck von Kurt Hasenohr-Hoelloff — Erhard Amandus Diers „Sintflut“ — Zu unsern Bildern

Professor Josef Wackerle ist ein sehr mannigfaltig begabter Künstler. Er verwaltet sozusagen das Erbe Ignatius Taschners und ist gleich diesem vielen Sätteln gerecht. Auch er ist in seinen Werken ein echter Sohn Münchens, und wenn man heute wie schon vor Jahrzehnten von dem Niedergang Münchens als Kunststadt redet, so braucht man nur auf einen Mann wie Wackerle hinzuweisen, um vor Übertreibung zu warnen. Hier lebt noch eine Kunst, die jedem verständlich zu Herzen spricht, ein Formwille, der sich niemals von der Natur löst, auch wo er in barocken oder klassizistischen Bahnen wandelt, ein süddeutscher Humor, der mit dem unsterblichen Kasperle Brüderschaft getrunken hat. Wackerle ist nicht bloß ein großer Künstler, sondern auch ein tüchtiger Handwerker, ja er wird vermutlich der Meinung sein, daß die Kunst im Handwerk ihren goldenen Boden hat. Darum ist er schon seit Jahren der erste Meister der Nymphenburger Porzellanmanufaktur. Er hat auch hier die Achtung vor den kostbaren Leistungen der Vergangenheit wie vor den Forderungen des Materials. Er zwingt dem Porzellan keine eigenwilligen Einfälle auf, sondern baut besonnen aus, was die Alten so herrlich vollendet haben. So ist sein „Pferdehalter“ (zw. S. 576 u. 577) mit dem Geist des 18. Jahrhunderts verwandt, dem Rokokogeist, der das europäische Porzellan erfunden hat. Aber dieser Geist äußert sich hier in derber, in bayrischer Prägung. Unsre Wiedergabe läßt den empfindlichen Farbensinn Wakkerles erkennen. Er ist sehr anspruchsvoll und läßt nicht nach, bis der Porzellanofen seine Schöpfungen so entläßt, wie sie ihm vorgeschwebt haben. Neue Wege schlägt er mit den Bildwerken ein, die auf diesen Blättern wiedergegeben sind. Seine „Flora“ ist von klassischer Ruhe und Geschlossenheit. Die „Schnitterin“, ungemein ausdrucksvoll in ihrer schwierigen Stellung, trägt moderne Züge. Der kleine „Herbst“ ist ein echtes vergnügtes Münchner Kindl.



Flora. Porzellanbildwerk von Prof. Josef Wackerle aus der Staatlichen Porzellanmanufaktur in Nymphenburg



Schnitterin. Unten: Der Herbst
Porzellanbildwerke von Prof. Josef Wackerle aus der Nymphenburger Porzellanmanufaktur

Über Velhagen & Klasings Almanach hat der „Büchertisch“ des Dezemberheftes ausführlich berichtet. Wir haben in den wenigen Wochen seit seinem Erscheinen viel Gutes über dieses „Jahrbuch aus der Zeit des alten Kaisers“ gehört. Was wir vermutet haben, hat sich bewahrheitet: Jung und alt ist in gleicher Weise überrascht, ein Kulturbild zu sehen, wo das Vorurteil von Jahrzehnten nur Unkultur entdecken zu können geglaubt hat. Die Überzeugungskraft des Almanachs wird durch die Bilder Arthur Kampfs wesentlich unterstützt. Der Künstler hat die Zeiten Wilhelms I. noch mit Bewußtsein erlebt. Die Münchner Pinakothek ist stolz auf den Besitz eines Gemäldes, das die Aufbahrung des Kaisers im Dom zu Berlin zeigt. Der 24jährige hat es 1888 gemalt, und die preußische und deutsche Geschichte hat ihn nie aus ihrem Bann entlassen. Er hat wie ehedem Menzel den Sinn für Richtigkeit auch im einzelnen, und ohne diesen Sinn läßt sich ein Stilalmanach nicht illustrieren. Er ist aber nie pedantisch, sondern weiß, daß Zeichnung und Farbe wichtiger sind als urkundliche Treue. Unser Probebild gehört zu einem Aufsatz, den E. Heilborn, der Kenner Berlins und seines Dichters Fontane, geschrieben hat, und zeigt den märkischen Wanderer an der Table d'hote. Rechts von ihm sitzt einer jener Geheimräte, die den titellosen Schriftsteller in der Sommerfrische gnädig beachten und im Winter, offiziell vereist, übersehen. Links von Fontane hat eine Bourgeoise Platz genommen, eine Sorte, die er niemals leiden mochte und der er doch in Jenny Treibel ein so liebenswürdiges Denkmal gesetzt hat. Er sieht ein bißchen gelangweilt aus. Denkt er an sein Bekenntnis? „Machthabern aller



Arten und Grade, vom Hofe, von der Börse, von der Parade, ‚Damens‘ mit und ohne Schnitzer, Portiers, Hauswirte, Hausbesitzer, ich konnte mich allen bequem bequemen, aber feierlich konnt' ich sie nicht nehmen.“

★

Der Ofen herrscht nicht mehr. Wir glauben ihn entbehren zu können und haben vergessen, wie wohl er uns getan hat, wenn in bösen Zeiten die Sammelheizung versagte. Aber ganz läßt er sich auch heute noch nicht vertreiben. In vielen Kleinhäusern wird er seiner Billigkeit wegen vorgezogen, und für manchen ist er — ein Kunstwerk, das den Raum schmückt — selbst in der schlichtesten Form erträglicher als die häßlichen Dampfröhren, die man verstecken muß. Der Gipsofen, der in den neunziger Jahren aufkam, überladen pomphaft und vor lauter Schmuckgreueln fast heizunfähig, ist lange verworfen. Dagegen ist unser Kunstgewerbe mit Glück bemüht, alte gute Formen zu beleben und neue zu finden. So knüpft Malve Unger mit dem Ofen auf S. 580 oben rechts an Biedermeiermuster an. Der Ofen links daneben verschmelzt Rokokozierat mit moderner Ornamentik. Auf Sachlichkeit ist der grüne Ofen darunter eingestellt.



Fontane an der Table d'hote. Zeichnung von Prof. Arthur Kampf
Aus Velhagen & Klasings Almanach

★

Friedrich Winckler-Tannenberg, der Maler des „Puppenspielers“ auf S. 581, stellt seit dem Frieden in der Berliner Sezession und Akademie aus. Er stammt aus Bernburg, wo er 1888 geboren wurde. Er wuchs in Stettin, in Berlin und Breslau auf, wo sein Vater als Redakteur tätig war. In Breslau hat er auch die Akademie besucht. Wincklers Meister war Poelzig. Einer seiner ersten Erfolge war sein Plakatentwurf für Hauptmanns Jahrhundertfestspiel 1913. Er hat sich als künstlerischer Filmbeirat bewährt und die schlesischen Schattenspiele begründet. Auch fürs Theater war er tätig und hat Gogol, Storm, Büchner illustriert. Unser Bild zeigt ihn auf einem Gebiet, dem sein ganzes Herz gehört, dem Puppenspiel. Unmittelbarer noch als die kostbare koloristische Einheit dieses auf Goldbraun abgestimmten Gemäldes spricht sein Inhalt zu uns. Wir denken sofort an Storms Erzählung „Pole Poppenspäler“, dieses Juwel unsrer Jugendliteratur, und es will uns scheinen, als sei der Alte auf Wincklers Bild mit dem Puppenspieler Storms verwandt. Einsam ist es um diese bescheidene Kunst geworden. Ab und zu zieht vielleicht noch einer mit seinem Karren über Land, alt und wunderlich und nur noch wenigen ein Ereignis. Aber wer einmal dem Zauber der stummen Puppen verfallen ist, dem werden sie zu lebendigen und überirdischen Wesen, wie sie es Heinrich von Kleist und E. T. A. Hoffmann gewesen sind.

★

Ein echtes Münchner Bild ist die „Frau Potiphar“ von Arnulf de Bouché. Es ist mit glänzender Geschicklichkeit gemalt und hat etwas von der Theaterleidenschaft,



die Stuck einmal so berühmt gemacht hat. Viele wollen auch heute nichts von ihr wissen. Aber wie echt, wie blutvoll ist sie doch im Vergleich zu manchem ekstatischen Ausbruch, der zwar nicht deklamiert, aber unverständlich schreit. Das Bild Bouchés ist ein ausgezeichnetes Stück Malerei von starker, aber gebändigter Sinnlichkeit. Bouché, einer angesehenen Münchner Künstlerfamilie entstammend, ist aus der ebenso weitherzigen wie einflußreichen Schule Paul Höckers hervorgegangen.

★

Die Schmuckstücke auf S. 583 sind Arbeiten des Leipzigers Kurt Hasenohr-Hoelloff, hervorragende und eigenartige Leistungen, die in der großen Kunstgewerbeausstellung des vorigen Jahres unsre besondre Aufmerksamkeit im Leipziger Grassi-Museum erregt haben. Der Anhänger rechts ist ein Einzelstück, das die Leipziger Konzertsängerin Frau Martha Adam erworben hat. Es besteht aus reinem Golde und ist in verschiedenen Farben (rosa Opal, Alabaster, braun und lavendelblau) emailliert. Gefaßt ist es in Silber. Für den Anhänger links, mit der Madonna, Jesus und dem spielenden Johannes, ist ebenfalls reines Gold verwendet, das auf eine Kupferplatte aufgeschmolzen ist. Schwarz und Zinnober sind die Emailfarben. Dazu kommt etwas Alabaster und Blau. Etwa 900 Grad waren nötig, um die Farben zu brennen. Auch dieser Anhänger ist ein Einzelstück. Die Werkstätte fertigt Broschen, Nadeln, Armreifen, Ringe, Schließen, Dosen usw. an, selbstverständlich auch weniger große Kostbarkeiten, aber immer mit Geschmack und einem Farbensinn, der starke Wirkungen erstrebt. Hasenohr nimmt auch Schüler und Schülerinnen auf.





Ofen-Entwürfe aus der Bildhauer-Werkstätte von Malve Unger, Berlin NW 23

★

Der Behmsche Aufsatz über die Sintflut im Lichte der Welteislehre wird — das sehen wir voraus — Widerspruch erregen. Wir sind uns klar darüber, daß die kühnen Deutungen Hörbigers, des Schöpfers der



Der Puppenspieler. Gemälde von Friedrich Winckler-Tannenberg

neuen Lehre, einstweilen geistvolle Hypothesen sind. Hörbiger, von Beruf Ingenieur, ist für Astronomen und Geologen ein Außenseiter, ein Unzünftiger. Aber die Fachwissenschaft hat doch manches von ihm aufgegriffen, und es erschien uns als eine Pflicht, das umstrittene Gebiet einmal zu betreten, zumal Behm die Gabe hat, die schwierigen Vorstellungen für jedermann verständlich aufzuzeichnen. Unendlich oft hat die Malerei versucht, die Schrecken der Sintflut zu schildern. Ein modernes Bild, voll von buntem Geschehen im Sinne alter Niederländer, hat Erhard Amandus Dier gemalt. Auch unsre Verkleinerung läßt klar erkennen, mit welcher Liebe sich der Maler in den Figurenreichtum der Katastrophe versenkt hat. Für den Künstler ist und bleibt der Bericht der Bibel die Grundlage seiner Anschauung und Gestaltung. Er kümmert sich nicht um Monde, die vermutlich auf unsere Erde fallen. Ihn ergreift nicht das kosmische, sondern das menschliche Geschehen und Leiden, und so erblicken wir auch auf Diers Gemälde das ängstliche Gewimmel der Menschen, die sich vor Regen und Fluten auf die Höhe flüchten und unrettbar verloren sind.

★

Johann Schult, der Schöpfer unsers Titelbildes, ist ein Mecklenburger (geb. 1899), aber in Hamburg aufgewachsen. Gelernt hat er dort zunächst bei einem Dekorationsmaler. 1907 kam er an die Hamburger Kunstgewerbeschule und von dort nach München an die Akademie zu Angelo Jank. Er wurde früh ausgezeichnet und gelangte auf Grund des Schackstipendiums nach Italien. Der Krieg überraschte ihn auf einer Studienreise in Rußland. Vier Jahre hielt man ihn dort in erträglicher Gefangenschaft. Nach dem Kriege schien sein Glücksstern zu sinken. Sein Idealismus wurde auf harte Proben gestellt. Erst seit kurzem ist sein Weg wieder leichter geworden. Im Septemberheft 1921 haben wir von ihm ein farbig fein abgestimmtes Frauenbildnis gebracht. Das Porträt ist sein Hauptgebiet geworden. Unsre „Balletteuse", ein Phantasiegeschöpf, zeigt ihn wesentlich verändert. Es ist bestimmt in der Linie, auf einen Ton gestellt. Erhalten hat er sich die seelische Belebung seines Modells. — Ein Bild zum Nachdenken ist das „Gewissen" von Friedrich Radler (zw. S. 480 u. 481). Es stellt das strenge, verbitterte Mädchen dar, das die anderen, leichteren, die Beschwingten verurteilt, aber selber schweren Herzens leidet, daß es ernster, herber als die andern ist. Radler ist seit etwa zwanzig Jahren Mitglied der Wiener Sezession, ein vortrefflicher Blumenmaler und Porträtist, dessen Werke von verschiedenen privaten und



Frau Potiphar. Gemälde von Arnulf de Bouché-München



Neue Emailanhänger aus der Werkstätte von Curt Hasenohr-Hoelloff, Leipzig 8.

öffentlichen Galerien erworben und mit Preisen ausgezeichnet worden sind. Schüler der Wiener Akademie zeichnet er sich durch seine blühenden und geheimnisvoll leuchtenden Farben aus. — Neben dem Münchner und dem Wiener steht ein Schweizer: Carl Felber. Sein „Hochwald im Winter" (zw. S. 472 u. 473) zeigt ihn auf dem Gebiet, auf dem er Meister ist, als Maler von Schneelandschaften. Seine Motive findet er außer in Dachau, wo er sich niedergelassen hat, im Roseggtal, am Silversee und in Pontresina. Die Lichtwunder der Wintersonne über Schnee versteht er prachtvoll wiederzugeben. — In Dresden ist 1896 Georg Siebert geboren. Seine „Morgensuppe" (zw. S. 536 u. 537) deutet an, woher er kommt: er ist in Mietskasernen und Dachwohnungen aufgewachsen. Aber früh schon spürt er die Sehnsucht nach dem Dorf, nach Wiesenduft, nach Menschen, die trotz ihrer Armut in Verbundenheit mit der Natur reich sind. Er hat als Musterzeichenlehrling begonnen, sich die Dresdner Kunstgewerbeschule erkämpft und konnte endlich nach der Kriegszeit die Kunstakademie seiner Vaterstadt besuchen. Ein Gönner schickte ihn nach München. Seit Jahren lebt er wieder in Dresden. Er schafft im Sinne unserer Jugend mit gründlicher Achtung vor der Welt und den Menschen, wie sie wirklich sind. — Benvenuto Cellini forderte, eine gute Plastik solle von allen Seiten abtastbar sein und vierzig günstige Ansichten bieten. Seinem Ideal folgt in seinen Kleinplastiken Alexius Lux; die reizvolle Bewegung ist sein Ziel, nur im Bildnis verlangt er Ruhe. Lux ist 1884 in Ungarn geboren. Sein Vater, ein Blaufärber, hat gern gezeichnet und geschnitzt. In der mütterlichen Familie stoßen wir auf den tüchtigen Graveur und Medailleur J. D. Böhm. Auch Lux hat als Schnitzer begonnen. Seine fachliche Ausbildung empfing er auf der Kunstgewerbeschule zu Budapest. Er hat außerdem in München und Brüssel, in Frankreich und England studiert. Jetzt wirkt er als Professor in der ungarischen Hauptstadt. Seine „Tänzerin" (zw. S. 552 u. 553) beweist, wie er seine Theorie in bewegtes Leben umzusetzen versteht. Er hat mit seinen Arbeiten große Erfolge errungen, weit über die beengten Grenzen seines Vaterlandes hinaus.

Georg Mayer-Marton ist bisher in Deutschland hauptsächlich als Graphiker bekannt geworden. Mit seinem „Quartett" stellen wir ihn unsern Lesern als Maler vor (zw. S. 488 u. 489). Die gespannte Aufmerksamkeit der Spieler auf das gemeinsame Ziel der Wiedergabe eines Kunstwerks hat er überzeugend gestaltet. Mayer-Marton, Schüler der Wiener und der Münchner Akademie, lebt seit geraumer Zeit in Wien und steht dort in erster Reihe im Kampf um eine lebendige und zeitgemäße Kunst. — Von Richard Geßner liegt uns eine kleine selbstgeschriebene Biographie vor. Danach ist er 1894 in Augsburg geboren, verbrachte seine Kindheit in Köln und kam 1911 auf die Düsseldorfer Akademie. Der Weltkrieg sah ihn als Maler auf dem Balkan. 1919 nahm er seine Studien in Düsseldorf



Die Sintflut. Gemälde von Erhard Amadeus-Dier

bei dem Landschafter Professor Clarenbach wieder auf. Es folgten Reisen nach Italien und Tripolis, nach Schweden und Norwegen; am längsten, fast ein Jahr, fesselte ihn Finnland. In den letzten Jahren hat er sich in die Heimat zurückgefunden. Auch unser Bild belegt es (zw. S. 560 u. 561). Das rheinisch-westfälische Industriegebiet mit seinen Zechenanlagen, Kokereien und Hüttenbetrieben brachte ihm stärkste künstlerische Eindrücke. Seine große Vorliebe gilt malerischen Stimmungen, seinen Tonwerten, seltenen Lokalfarben, ungewöhnlichen atmosphärischen Zuständen: Rauch, Sonnendunst, Nebel, Übergang der Dämmerung zum künstlichen Licht mit dem aufgeregten Spiel der Bogenlampen, lauter Dinge, die unsre Wiedergabe zu studieren erlaubt. So modern Geßner ist: die alte Düsseldorfer Schulung verleugnet er nicht, und er wird das selbst als ein glückliches Vermächtnis betrachten. Denn die Zeiten sind vorbei, in denen es für besonders löblich, für genial galt, wenn das Publikum vor einem Kunstwerk staunend stehen blieb, weil es allem ins Gesicht schlug, was an ältere Vorbilder erinnerte und von einer verwegenen Neuheit war. Auch nimmt es ein Maler nicht mehr krumm, wenn man sich durch seine Werke an tüchtige Meister der Vergangenheit erinnert fühlt. Es gilt vielmehr wieder als höchst natürlich, daß man auch mit seiner Kunst irgendwoher stammt und nicht vom Himmel gefallen ist, wie sich eine Zeit aus der andern ergibt und wir im großen und kleinen in der unzerreißbaren Kette der Jahre stehen, die aus dem Alten das Neue werden lassen.

⋆

Ein neues Jahr steht vor der Tür. Wir wünschen unsern Freunden viel Freude, Freude auch an diesen Heften, deren einzige Aufgabe ist: mit den besten Schöpfungen der Kunst und der zeitgenössischen Literatur Freude zu bereiten. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig in Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Ein Kinderbrief.



Liebe Tante Mitzi!

Wir haben jetz auch ein ~~Br~~ Brüderchen und das brüllt immer so und der # ~~kommt~~ die Mutti und schmiert in der ≠ mit weißem zeug ein und dan komt Puter darauf und da lacht er.

Deine Nichte

Trude.

L. M.!

Trude meint mit dem „weißen zeug und dem puter" __Vasenol = Wund- u. Kinder Puder__ und Pasta! das funktioniert großartig; wenn du es noch nicht hast für Euer Lilli, dann aber dalli!

herzlichst

Deine Elsa.

Der Beobachter

Berliner Bühnen

Henrik Ibsens „Peer Gynt“ hat man einst im Lessing-Theater unter Barnowskys Leitung mit Lina Lossen und Heinz Salfner, Ilka Grüning und Tilla Durieux farbiger, märchenhafter gesehen als in der scheinwerferhellen Aufführung der Volksbühne, wo die Regie Fritz Holls den Mythos des tatenlosen Träumers rationalisierte, so daß man an Spuk und Märchen kaum noch glauben konnte. Und dennoch hatte Holl eine schauspielerische Kraft, die stark genug gewesen wäre, den Abend zur Vollendung zu führen. Das war nicht die viel zu jugendlich und gegenwärtig wirkende Aase der Straub oder die fast puppenhaft niedliche Solvejg der Denera, sondern der Gynt Heinrich Georges. Als er zuerst auftrat, als junger Peer, bekam man einen Schreck über diesen starken Gottlieb, der sich da auf dem Boden wälzte. Wenn dieser Peer träumte, fürchtete man, so träumte er nicht von Kaiserreichen, sondern vom Schlaraffenland. Aber schnell machte der Künstler seine allzu massig gereifte Erscheinung vergessen. Ein guter dummer Junge, ein Schwärmer, ein Taugenichts stand vor uns, sprach und spielte mit leidenschaftlichem Feuer, nahm uns mit zu Hexen und Trollen und kutschierte die Mutter ans Himmelstor. Und dann, im zweiten Teil des faustischen Gedichts: wie herrlich bettelt da der feine Herr mit der Zigarre im Munde den lieben Gott um Hilfe an! Nie hat ein Peer Gynt Anitras Tanz mit so musikalischem, unheimlichem Lachen begleitet. Georges Leistung hielt durch, ja sie wuchs, bis zu dem erschütternden Schluß, wo dieser Irrläufer zum erstenmal mutig den graden Weg geht und seinen Frieden im Ewig-Weiblichen findet, das auch ihn hinanzieht, ihn erlöst.

Gefährlicher als der kommunistische Wettbewerb, der sich unter des ehemaligen Volksbühnenregisseurs Erwin Piscator Leitung am Nollendorfplatz niedergelassen hat, wird es wahrscheinlich der Volksbühne werden, daß nicht sie allein gute Vorstellungen zu billigen Preisen zeigt. Eine Anzahl der hervorragendsten Bühnen verschiedener Direktionen haben auch in diesem Winter wieder zu Abonnements eingeladen, und die so gewonnenen Stammkunden sind zufrieden, denn sie sehen vielerlei und kommen in die verschiedensten Theater. Auch das Berliner Theater, einst Ferdinand Bonns Herrensitz und dann lange der Operette überantwortet, zählt in diesen Kreis. Man kann jetzt nach dem hübschen Erfolg von Scribes „Léonie“ ein aufregendes amerikanisches Detektivstück sehen. Der alte Sherlock Holmes geht in dem aufgefrischten Hause um. Die drei Akte von Arnold Ridley heißen „Der Geisterzug“. Man schämt sich, wenn man vor aufflammenden Lichtsignalen, heulendem Wind und aufspringenden Türen das Gruseln lernt. Aber man folgt mit Spannung dieser unglaublichen Geschichte, die auf einer weltverlorenen Station spielt, durch die ab und zu der nächtliche Geisterzug donnert, um Alkoholschmugglern ihr Handwerk zu erleichtern. Den Detektiv, der mit Scharfsinn und Mut den Verbrechern ihr Handwerk legt und fast während des ganzen Abends sich als ein ergötzlicher Troddel benimmt, spielt höchst erheiternd Curt Bois. Maria Fein





hat sich uns lange nicht so eingeprägt wie hier als komödiantisch geschickte Schmugglerin. Rosa Valetti war eine alte Dame mit Papagei. Schade, daß sie den Kognak liebt und das halbe Stück verschläft. Man sah und hörte sie so gern, wenn sie über die Zustände auf der Eisenbahn schalt, sich um ihren Liebling ängstigte und Gott und die Welt verklagte, daß ausgerechnet sie, die wichtigste Persönlichkeit unter dem Monde, so schlecht behandelt wurde.

Man schilt über die französischen Lustspiele. Mit Recht. Aber wenn Rudolph Lothar und Fritz Gottwald ihnen nacheifern und ein Lustspiel mit Grafen und Marquis schreiben, vor allem aber mit einem gehörigen Schuß Erotik, wird die Sache noch unappetitlicher. Das Stück heißt „Die Republik befiehlt . . .“, wurde unter Schedlichs Leitung im Kleinen Theater gespielt und war noch langweiliger als unanständig. Was befiehlt die Republik? Der französische Militärattaché in Madrid ist dazu da, diplomatische Verhandlungen zu fördern, indem er mit den Frauen der entscheidenden Persönlichkeiten ein Verhältnis eingeht, ein gründliches. Erschwert wird ihm dies dadurch, daß er selbst eine Liebschaft mit der eifersüchtigen Frau seines Chefs hat. Nachdem er in den Verdacht der Untauglichkeit gekommen ist, tut er, was er kann. Die Handlung hinkt durch drei lange Akte. Die Personen betreten und verlassen die Bühne wie die Figürchen im Wetterhaus. Der Dialog ist witzlos. Weder der traumhaft schöne Pyjama Fern Andras, noch die kaltschnäuzige Liebeskunst Johannes Riemanns, noch die gehörnte Altherreneleganz Eugen Burgs vermögen das Lustspiel vor dem Gähnen des Zuschauers zu retten.

Nachdem die Revue fast unmodern geworden ist, kriegt das alte Berlin in der Kommandantenstraße eine zu sehen. Sie ist lokalpatriotisch, mit etwas Wehmut versetzt, und die Girls tanzen nicht ganz so militärisch wie im Admiralspalast. Henry Bender hat sie geschrieben, und die Musik von Viktor Holländer schwelgt in Offenbachschen und eigenen Erinnerungen. Zeus wird abgesetzt und erlebt auf seiner Wanderung durch Berlin allerlei lustige Abenteuer. Das Ganze — „Schön sehn wir aus“ — eine Huldigung an die arbeitsame und vergnügungskundige Stadt, anknüpfend an die alten Überlieferungen des Volksstücks und der Posse und für viele eine echte Erheiterung, ein Ausflug in einen Olymp, wo es noch Weißbier gibt. **P. W.**

Die Anfänge des Wintersports in der Schweiz

Gewiß ist der Schlitten in diesem Lande der Berge, im Gegensatz zum Schlittschuh und zum Ski, ein bodenständiges Fahrgerät, und der Schlittensport bildet den frühesten Wintersport in der Schweiz. In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das winterliche Hochgebirge als Kur- und Sportgebiet entdeckt. Wir wissen aus den Tagebuchnotizen Johann Heinrich Mayrs, eines Fabrikanten aus Arbon, daß er im Winter 1834/35 auf fünf Wochen zur Kur ins Engadin reiste, wo St. Moritz seit alten, ja uralten Zeiten wegen seiner Eisensäuerlinge lockte. Mayr war Asthmatiker und wurde von Freunden auf das herrliche Winterklima im Engadin aufmerksam gemacht. Statt nach Neapel ging er dorthin und wurde so, vermutlich, der erste Winterkurgast in der Schweiz.

Aber von einer „Wintersaison“ war noch lange keine Rede. Erst dreißig Jahre später stoßen wir auf vereinzelte Nachrichten. 1864/65 beherbergte Johann Badrutt in St. Moritz zwei Kranke auch den Winter über, zu ihrem Heil. Ein Jahr später ließ Dr. Alexander Spengler die ersten Lungenkranken in Davos überwintern. Das war die Begründung der Hochgebirgstherapie, aber auch des Wintersports. Hier war, was er brauchte: Schnee und Eis, Sonne und wolkenloser Himmel. Das Hauptvergnügen blieb lange das „Schlitteln“. Die Pioniere waren Engländer; sie zuerst erkannten, wie gesund und schön der Winter in den Bergen ist. Sie waren der Riviera und Ägyptens überdrüssig geworden. Neben dem Schlitteln huldigte man dem Bergsport, spielte Tennis auf Asphaltplätzen und unterhielt sich mit Fechten, Schießen, auch mit Billard, Schach, Cricket. Auf gebahnten Straßen fuhr man Drei- und Zweirad.

Im Jahre 1877 wurde in Davos das erste Schlittelrennen abgehalten. St. Moritz folgte bald zu frohem Wettbewerb. Früh ging man auf künstliche Bahnen. Die erste war der weltberühmte Cresto Run zu St. Moritz, 1884 durch den Australier Robertson angelegt, 1200 Meter lang bei einem Gefälle von über 150 Meter. Auf dieser Bahn fand 1885 das „Grand National“ von St. Moritz statt, das seitdem alljährlich ausgetragen wird, das bedeutendste Rennen im gesamten Skeletonsport. Es zerfällt in drei Fahrten; entscheidend ist die kürzeste Gesamtzeit. Gemessen wird mit elektrischen Chronographen bis auf die Zehntelsekunde. Im Jahre 1887 fuhr der Engländer Cornish zum Entsetzen der Mitfahrenden und Zuschauer anläßlich des „Grand National“ erstmals auf einem Schweizer Schlitten (Davoser Typ) Kopf voran den Cresta Run hinunter, während man bislang sitzend fuhr. Der Amerikaner L. Child ging im folgenden Jahre (1888) in Davos noch einen Schritt weiter und verwendete einen langen, niederen amerikanischen Schlitten, ähnlich dem heutigen Skeleton, jedoch aus massiven Holzkufen, wobei er am hintern Ende des Schlittens seitwärts saß und somit die Beine zur Steuerung hinter dem Schlitten hatte, statt zu seinen Seiten. Sein Fahren, mit dem er das Rennen gewann, bildete ein Ereignis und bedeutete zusammen mit dem Kopfvoranfahren von Cornish den Beginn einer neuen Epoche im Schlittelsport.

Im gleichen Jahre verwendete auch in St. Moritz der Engländer Cohen einen solchen amerikanischen Schlitten, fuhr jedoch noch gewöhnlich sitzend. Im nämlichen Jahre wagte Capt. Wilbraham den großen Schritt und fuhr kopfvoran einen amerikanischen Schlitten. Als im Jahre 1889 der Engländer Vansittart auf dem Cresta Run kopfvoran auf einem kanadischen Stahlrenner das „Grand National“ gewann, da war der Schweizer Schlitten, oder wie ihn die Engländer treffend „Swiß Coaster“ nannten, erledigt, da mit ihm gegen jenen nicht mehr aufzukommen war. Doch auch ihm war nur ein kurzer Triumph beschieden: denn im Jahre 1892 brachte der Engländer Tophan einen richtigen Skeleton nach St. Moritz und schlug damit alle seine Konkurrenten auf dem Cresta Run aus dem Felde. Das Jahr 1901 brachte dann die letzte Vervollkommnung des Skeletons, indem der Engländer Bott den Rollsitz auf dem Cresta Run einführte, ohne den heute kein Crestafahrer mehr startet.

Das Schlitteln hat im berühmtesten aller Ice Runs, dem Cresta Run von St. Moritz, seine höchste Vollkommenheit erreicht. Hier werden





mit den 25 bis über 45 Kilo schweren Skeletons, wahren Prachtstücken von Schlitten, denen in den Filztaschen des Rollsitzes noch Bleiplatten (Norm 50 Prozent des Eigengewichtes des Fahrers) beigegeben werden, Geschwindigkeiten an den steilsten Stellen bis zu 128 Stundenkilometer erreicht (größte Reisegeschwindigkeit der Schnellzüge 89 Kilometer die Stunde). Als im Winter 1888/89 in St. Moritz zwei einfache amerikanische Schlitten, wie sie Child, Cohen und andere fuhren, durch Holzleisten miteinander verbunden wurden, bedeutete das den Anfang des Bobsleighsportes, und bereits im Winter 1890/91 sah man auf dem Cresta Run den ersten fachgemäß konstruierten Bobsleigh starten. Auch im Bobsleighsport wird heute in St. Moritz auf dessen großartiger künstlicher Bobsleighbahn, die ebenfalls, etwas südlich vom Cresta Run gelegen (mit diesem nicht zu verwechseln) nach Cresta-Celerina hinunterführt, das Beste auf diesem Gebiete gezeigt. Auch hier erreichen die 200 und 300 Kilogramm schweren Stahlrenner, ebenfalls verstärkt durch Bleiplatten in obiger Norm, Geschwindigkeiten von über 100 Stundenkilometern. Neben der sitzenden Haltung wird hier auch liegend gefahren, „ventre à terre", wodurch die Ergebnisse um Sekunden, manchmal auch nur um Bruchteile davon, verbessert werden. Eine Eigentümlichkeit des St. Moritzer Bobsleighsportes besteht darin, daß die Rennregel des St. Moritzer Bobsleigh-Clubs das Mitfahren einer Dame in der Mannschaft (ausschließlich Fünfermannschaft, außer dem Boblet, im Gegensatz zu Vierer- und Sechsermannschaften andernorts) vorschreibt.

Den nächsten Schritt in der Entwicklung des Wintersportes bildete der Eislauf. Nicht, daß man ihn nicht kannte: aber es fehlten die Eisbahnen. Auch hier ging Davos voran, das bereits im Winter 1876/77 die erste Eisbahn eröffnete, Vorläuferin der heutigen Eisbahn, die wenige Jahre später, 1885, angelegt wurde und mit 29500 Quadratmeter die größte künstliche Eisbahn des Kontinents ist.

Wie beim Schlittelsport, so entwickelte sich auch hier bald eine friedliche Rivalität zwischen den beiden bündnerischen Wintersportplätzen. In St. Moritz machte sich namentlich der englische Arzt Dr. Holland um den Eislaufsport sehr verdient, der dort vor allem die englische Schule lehrte, während die schwedische, heute international anerkannte Schule erst 1889 Eingang fand. Auch St. Moritz, das neben den vielen kleineren Eisbahnen im Eisstadion ein gewaltiges Eisfeld besitzt, nimmt heute im Eislaufsport eine führende Rolle ein und weist neben Davos die einzige Schnellaufbahn in der von der Internationalen Eislauf-Vereinigung vorgeschriebenen Größe auf.

Waren einmal die Eisplätze vorhanden, so ließen auch Curling und Eishockey nicht mehr lange auf sich warten. In beiden ging diesmal St. Moritz voran, wo Curling erstmals und damit auf dem Kontinent überhaupt 1881 gespielt wurde, während Eishockey (Bandy) 1888 folgte.

Die Anfänge des Skisportes fallen ungefähr in die gleiche Zeit wie die von Curling. Der Ski kam zuerst in Davos 1883 auf, wo ihn Prof. Paulcke zeigte, gleichzeitig aber auch in dem aufstrebenden Arosa, das sich damals zum Kurort entwickelte, und zwar hier durch den kürzlich daselbst verstorbenen Kurarzt Dr. med. Herwig, und ebenso, gleichfalls im Jahre 1883, auf dem Großen St. Bernhard, wo Mönche den Ski einführten. Der erste lange Norweger Ski soll 1888 durch den englischen Obersten Napier nach Davos gebracht worden sein. Zusammen mit seinem

Diener versuchte er sich in der neuen Kunst, hatte darin aber weniger Glück als sein Diener, der der erste gewesen sein dürfte, der auf Schweizerboden richtig skifahren konnte und die Schwünge bemeisterte. Erst mit dem Beginn der 90er Jahre brach für den Ski die Blütezeit an, indem er nun in wachsender Zahl neben Davos und Arosa auch in St. Moritz, auf dem Gotthard, in Glarus, im Prätigau, in Chur, St. Gallen, Winterthur, Bern, Thun, Biel, im Jura, in Genf usw. auftauchte, und bereits im Jahre 1893 veranstaltete Davos ein erstes Skirennen. Im gleichen Jahre versuchte sich in St. Moritz ein Schweizer im Vorspannfahren, wobei die Zugstricke noch an den Skiern selbst befestigt wurden, und legte damit den Grund zum Ski-Kjöring. Mitte der 90er Jahre errichtete St. Moritz sogar einen Sprunghügel beim Cresta Run.

Die Kunst des Ski-Kjörings faßte erst im Jahre 1904 festen Fuß, indem in jenem Jahre die Norweger Th. Heyerdall und T. Smith, sowie V. de Beauclair, die alle zuvor am „Großen St. Moritzer Skirennen" teilgenommen hatten, nach Form des heutigen Ski-Kjörings von St. Moritz nach Sils trabten. Als letzte Konsequenz davon folgte dann im Jahre 1906 am gleichen Orte das erste Ski-Kjöring-Rennen, damals noch „Snoere-Kjöring" geheißen. Dieses führte von St. Moritz-Dorf nach St. Moritz-Bad und Campfèr und zurück zum Ausgangsort und umfaßte eine Rennstrecke von 9,5 Kilometer bei 100 Meter Höhendifferenz. Das Rennen wurde bei schwerem, pappigem Schnee von Ph. Mark in der Zeit von 20 Minuten 22 Sekunden gewonnen. Dieses erste Snoere-Kjöring-Rennen bildete seinerseits wiederum den Vorgänger der heutigen St. Moritzer Pferderennen.

Hatte der Ski vorerst einmal in den Hochgebirgstälern Fuß gefaßt, so war es nur noch eine Frage der Zeit, daß er sich auch die Gipfel eroberte. Tatsächlich nimmt denn auch der alpine Skilauf bereits im Jahre 1896 mit der Besteigung des Oberalpstockes (3360 Meter) auf Skiern durch Prof. Paulcke und V. de Beauclair seinen Anfang. Diesem ersten Versuch ließen die beiden im folgenden Jahre (1897) die weit bedeutendere Fahrt durch die Berner Alpen über Guttannen—Grimsel—Oberaarjoch—Grünhornlücke—Konkordiahütte an den Fuß der Jungfrau und zurück über den Aletschgletscher nach Belalp und Brigg folgen und reihten ihm einige weitere Besteigungen und Paßtraversierungen an. Im gleichen Jahre bestieg Ph. Mark den Piz Corvatsch (3458 Meter) als Alleingänger und im Jahre 1901 erneut mit Lüdecke (München) und Dr. Hiby (Cleve), nachdem sie zuvor auch zur Diavolezza (2977 Meter) gedrungen waren. In den letzten Weihnachtstagen desselben Jahres erfolgte durch Dorn (Freiburg i. Br.) und Reichert (Straßburg) die große Traversierung: Chiesa (Malencotal/Veltlin) — Marinellihütte — Sellapaß—Pontresina, während um die Jahreswende Weber, Fischer und Rühl vom A.A.C. Zürich ihre Aufsehen erregende Tour durch die Gletscherwelt der Berner Alpen durchführten. Diese verließen am 31. Dezember 1901 morgens 4 Uhr die höchste Alp im Lötschental, stiegen über den Langgletscher-Lötschenfirn zur Lötschenlücke auf und erreichten am gleichen Tage um 11½ Uhr nachts die Konkordiahütte; am Neujahrstage traversierten sie die Grünhornlücke und das Rotloch am Südfuß des Finsteraar-Rothorns und gelangten bei einbrechender Nacht zur Oberaarjochhütte (8 Uhr abends); am nächsten Morgen versuchten sie über das Oberaarjoch und den Oberaargletscher nach der Grimsel vorzudringen, mußten aber nach





dreistündigen Anstrengungen wegen Schnee, Nebel und Wind umkehren. Erst nach einem unfreiwilligen Aufenthalt in der Hütte von zwei Tagen gelang ihnen ein Vorstoß zum Grimselhospiz innerhalb fünf Stunden und von hier der Weiterabstieg am gleichen Tage nach Guttannen.

Nun entstanden allenthalben die Ski-Klubs; es wurden Ski-Hütten gebaut und Ski-Rennen abgehalten. Der 26. Januar 1902 brachte die große Überraschung, als anläßlich des ersten schweizerischen Ski-Rennens in Glarus (nicht zu verwechseln mit dem „Großen Ski-Rennen der Schweiz" des Schweizerischen Ski-Verbandes, das erstmals drei Jahre später, ebenfalls in Glarus, veranstaltet wurde) Gotthardsoldaten über die Norweger den Sieg davontrugen, wobei allerdings zu bemerken ist, daß die Norweger unter der Unbill der Witterung litten, deren Launen die Gotthardsoldaten besser gewachsen waren. Die Rennstrecke betrug damals 8,5 Kilometer bei 500 Meter Steigerung, während sie heute 15 bis 30 Kilometer bei 500—1200 Meter Höhendifferenz beträgt. Damit war dem Skisport die Popularität gesichert, und er konnte seinen Siegeszug durch das Land antreten. Im Jahre 1904 wurde der Schweizerische Ski-Verband (S.S.V.) gegründet, der heute rund 120 Klubs mit 8000 Mitgliedern umfaßt.

Anekdoten

Bei Hans Makart zu Gast

* Der hochgefeierte Maler, dessen zu Unrecht lange mißachtete künstlerische und menschliche Persönlichkeit Dr. Paul Weiglin in Velhagen & Klasings Almanach, dem soeben neu herausgekommenen und von Arthur Kampf illustrierten Jahrbuch, zeichnet, liebte das prunkvolle Kostüm auch im Alltag. Sein Junge lief oft als kleiner Spanier herum. Die Magd trug Rokoko. Ein sarkastischer Besucher bemerkte einmal, daß der aufgetragene Braten wirklich Fleisch und nicht kaschierte Pappe war.

*

Deutschlands Sünden

* Kaiser Karl V. war ein geiziger Herr, aber er hatte es gern, wenn es seinen Beamten gut ging, und es war ihm erwünscht, wenn sie sich zu ihren nicht bedeutenden Gehältern Nebeneinnahmen verschafften. Er ließ sie sogar bedenkliche Wege einschlagen, wenn nur das Staatsinteresse nicht gefährdet wurde. Sein Minister Granvella brachte es so auf jährlich 70 000 Dukaten. Jeder wußte, daß nur ein kleiner Teil davon aus der kaiserlichen Kasse stammte. Der bedeutende Rest waren grob ausgedrückt Bestechungsgelder. Der Reichstag zu Augsburg 1547 war besonders ertragreich für Granvella gewesen. Er mußte schwere Kisten und Kasten packen, um die Gulden wegzuschaffen, die man gezahlt hatte, kaiserliche Gnade zu gewinnen. Als man ihn fragte, was er denn in dem unendlichen Gepäck habe, erwiderte er mit freimütiger Selbstironie: „Peccata Germaniae" (Deutschlands Sünden). — gl —





Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.